Banck

Kritische Wanderungen

in

drei Kunstgebieten.

Licht- und Schattenbilder zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Bühne, modernen Literatur und bildenden Kunst

von

Otto Banck.

Zweiter Band:

Vom Literaturgeist unserer Tage.

Leipzig, 1866.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Vom

Literaturgeist unserer Tage.

Aesthetische Unterhaltungen und kritische Schlaglichter

über

Dichten und Schaffen in Poesie und Prosa

von

Otto Banck.

Leipzig, 1866.

Verlag der Dürr'schen Buchhandlung.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen behält sich der Verfasser vor.

Meinem Bruder

Carl Banck

in verehrender Liebe gewidmet!

Einleitung.

Heilige Pflicht aller Gebildeten im deutschen Volke ist es, sich einer würdigenden Rückerinnerung und einem fortgesetzten Genusse unserer klassischen Schöpfungen hinzugeben, die unsere Kultur zur Blüthe gebracht haben; so ist es auch in gleichem Maße Pflicht, das literarische Schaffen unserer Gegenwart, das heißt, die Aufrechthaltung und Fortentwickelung jener Kultur hütend im Auge zu behalten. Es wäre indifferent und somit für den intelligenten Mann unsittlich, wollte er die Beobachtung und Pflege der leiblichen Gesundheit bei sich und bei den Seinigen lediglich dem Arzte anheimgeben, — um wie viel tadelnswerther erscheint es, wenn ein noch höheres Gut, wenn das geistige Wohl einer Zeitperiode von dieser nur dem Kritiker überlassen wird! Die Kritik möge Führerin sein, doch nicht verlassene Führerin; sie muß die Theilnahme und das Mitdenken des Publikums hinter sich haben. Die Literaturgeschichte wird zwar direct von Einzelnen, doch sie soll indirect vom Schönheitssinn, vom sittlichen Urtheil der ganzen Nation geschrieben werden.

Was mich in den nachfolgenden Unterhaltungen zum Rigorismus führt, ist nicht die Lust, zu tadeln, — es ist die Wichtigkeit, welche ich der Literatur beilege. Aus ihr gehen die Impulse zu jedem geistigen Fortschreiten, zu jeder Erhebung hervor oder werden weiter verbreitet durch ihren

Mund, ein mahnender Heroldruf an die lässigen Kämpfer. Die Literatur ist das Wort, und das Wort ist die Kraft, und die Kraft ist der Wille, und der Wille ist die That des Jahrhunderts.

Am meisten zeigt sich dies im Walten der Poesie.

Wie im Weine Wahrheit ist, so im schönen Rausche der Production; in ihm spricht der Geist eines Volkes in wachen Träumen, in prophetischen Visionen, und wir blicken tief hinein in die geheimsten Regungen der Menschheitsseele. Wohl können sich in den Leistungen der Wissenschaft der Verstand und die Intelligenz tausendfach abspiegeln; doch nur in der Dichtung und neben ihr in allen schaffenden Künsten offenbart sich die psychische Natur eines Volkes in ihrer ganzen ideellen Zeugungsfähigkeit. Aber nach dem Grad dieses Vermögens allein wird die Gerechtigkeit der Nachwelt nicht fragen, denn wir dürfen nicht nach unseren Anlagen und Handlungen, sondern nur nach unserer Selbsterziehung und unseren Absichten gerichtet werden.

Und deswegen eben haben auch wir Mitlebende zumeist zu achten auf die Art und Weise, wie jene Production ausgeübt wird; diese Ausübung bestimmt den Werth unseres Selbstgefühls, kennzeichnet die Bedeutung des wahren Kulturgenius, wägt die echte mannhafte Tugend einer jeden Zeitepoche. Das Gute und das Schöne, die Sittenläuterung und die Geschmacksveredelung sind wie Geschwister verwandt.

Was auch erforscht und entdeckt, erfunden und enthüllt werden möge, es vermehrt immer nur den Kulturfonds, die intellectuellen und technischen Materialien einer Zeitepoche, es bildet immer nur den nährenden Lebensboden, aus dem das organische Gebilde der Ideen erst stoffverklärend emporwachsen muß.

Diese That des Gedankens, diese geistige Entfaltung und formelle Vollendung in den Werken der gesammten Literatur und Kunst ist in letzter Instanz der dauernde Schatz, das ewige Theil einer Nation, um damit Zeugniß abzulegen den Enkeln der Gegenwart.

Die ernste Frage: wie es stehe um den Literaturgeist unserer Tage? tritt an jeden Denker heran.

Kein Einzelner vermag darauf eine erschöpfende, gerechte Antwort zu geben; ja die Summe aller urtheilsfähigen Stimmen wird vielleicht mehr geeignet sein, das Kriterium unserer Epoche als die geistigen Producte derselben zu charakterisiren. Der Mitlebende steht zugleich als ein Mithandelnder und Mitirrender unter dem dämonischen Geistesbann seiner Gegenwart. Er würde sich davon nur freikaufen, nur unbefangen, neutral und absolut werden können, wenn er aufhören könnte das Schönste zu sein, das ein Strebender sein kann — ein echter Sohn seiner Zeit.

Als einem solchen ist ihm sein Wirken zugemessen. Sein kritisches Verdienst hat er einzig und allein in der redlichen Anspannung seiner individuellen Begabung und in jener parteilosen Offenheit zu suchen, die über ihre Begeisterung für die Sache die kleinlichen Rücksichten gegen die Personen vergißt.

Wenn nun einem Kritiker das Walten unserer modernen Literatur sich auf verhängnißvollen, gefahrdrohenden Bahnen zu bewegen scheint; wenn ihn sein sittliches und ästhetisches Gewissen in tiefster Seele mahnt, über Richtungen und Tendenzen zu klagen, die er für Verirrungen oder Frivolitäten hält; technische Ausführungen zu verdammen, die den Kunstgesetzen Hohn sprechen; Leichtfertigkeiten zu rügen, die den Genius unserer Sprache pietätlos verletzen, — wenn ein Kritiker durch den Zustand unserer Literatur erfüllt wird von

solchen Kümmernissen, die ihm einzelne hocherfreuliche Erscheinungen nicht zu lichten vermögen: wer kann sich dann wundern, daß aus seinem Mahnruf am lautesten die schneidende Dissonanz der Polemik hervorklingt!

Ich bekenne mich zu dieser schmerzlichen Lage dem heutigen Literaturtreiben gegenüber. Es wird zu den Aufgaben dieses Buches gehören, meine Betrübniß zu rechtfertigen.

Im Einklang mit der vorher ausgesprochenen Ansicht über die Wichtigkeit der productiven Literatur ist dieser der wesentlichste Raum gewidmet und was hier über Roman, Novelle, Lyrik gesagt ist, findet im ersten Theil der „Kritischen Wanderungen" durch die Kritik des Dramas eine Ergänzung.

Daß die Kritik naturgemäß mehr an das Mangelhafte, als an das Treffliche geknüpft ist; ja daß es für sie größere Wichtigkeit hat, was nachgewiesen wird, als an welchen Productionen es geschieht, muß Jedem klar sein, dem es auf Gedanken, auf Erkenntnisse ankommt. Ganz von selbst motivirt sich auch der Ausschluß der allerneuesten literarischen Erscheinungen: die geistige Uebersicht eines Gegenstandes kann, ebenso wie die physikalische, nie ohne eine gewisse Entfernung gedacht werden.

Die Form dieses zweiten Theiles wird sich dem Gebildeten selbst erklären. Wer nicht ein literaturgeschichtliches Lehrbuch schreiben, sondern tiefer in die fraglichen Punkte seines Stoffes eindringen will, wird immer Essay's geben müssen und der beste Lohn seiner Arbeiten ist es, wenn es sich auch für den Leser lohnt, das Dargebrachte im eigenen Geiste weiterzuentwickeln.

Dresden, im November 1865.

Otto Banck.

Inhalt.

Seite

Fortsetzung der speciellen kritischen Erörterungen.

Zur Lyrik unserer Zeit.

Verschiedene Erscheinungen und Richtungen der Prosaliteratur.

Allgemeine Betrachtungen

mit besonderem Bezug auf

Roman und Novelle.

Ein Blick auf die Entwickelung des Romans.

Die Muse des Romans ist voll Launen, wie alle Schönen und auch voll Sprödigkeit, wie einige derselben. Vielleicht wird sich im Folgenden zeigen, weßhalb sie es für Deutschland war. „War?" „ist" darf man leider sagen und „sein wird" möchte man nicht fürchten müssen.

Promeniren wir ein wenig in der Weltgeschichte, aber nehmen wir lieber die Flüchtigkeit, als die Pedanterie zur Gesellschafterin. Der erschöpfende Geist der Gründlichkeit hat kein anderes Resultat, als — gründliche Erschöpfung des Geistes. Ueberlassen wir jenen den deutschen Pedanten und die deutschen Pedanten dieser.

Gehen wir daher nicht bis zu Adam zurück, obgleich diese Gelegenheit vielleicht die einzige wäre, einmal in's Paradies zu kommen. Kehren wir nur bis zu den antiken Völkern um, und auch das blos auf einen Moment.

Auch wird es zum allgemeinen Verständniß nothwendig sein, Einiges anzudeuten, das dem großen Leserkreis ungeläufig, wenn auch den Fachmännern nicht fremd ist.

Da sind die Griechen und Römer, diese großen personificirten Memnonssäulen, welche dastanden im ewig sich verjüngenden Nil

der Zeit und immer zuerst erklangen, wenn sie vom Orient, vom Anfang her die Morgenröthe der Bildung bestrahlte. Sie hielten das dämmernde Licht fest, verklärten es bis zum blendenden Glanz des Mittags und gaben die Intelligenz weiter an spätere Zeiten und Völker.

Jene sind jetzt Ruinen, vergessene, überflügelte, aber noch immer müssen wir zu ihnen fragend zurücksehen, wenn von Cultur, von Kunst und Poesie die Rede ist. Die der Welt abgenöthigte Erinnerung ist die schönste Dauer der Größe.

Doch hier ist unsere Frage nur die Literatur und zwar nur ein Theil derselben, der Roman.

Ein Volk schreibt wie es lebt, und will man es weiter ausführen, wie es fühlt, denkt und redet. So vor allem thaten es die antiken Völker.

Ihr ganzes Dasein ging im Staat und in der Oeffentlichkeit auf. Jeder Einzelne war ein Theil im Räderwerk der Geschichte, oder strebte es zu sein. Ja, er war's immer, denn wenn es ihm auch nicht gelang, mit zu agiren, so lebte er doch unbewußt thätig mit, denn er war ein wirkliches Mitglied des Staats, dessen Stimme in der Versammlung gehört wurde. Der Turnplatz war die Promenade, der Markt das Sprechzimmer und die Politik die mündliche Unterhaltung der gebildeten Nationen des Alterthumes. Sie konnten diese Geistesspeise nie vergessen; auch wenn sie wollten, nie umgehen; sie wurde ihnen aufgetischt in allen Gestalten: von den Philosophen im grübelnden Wort, wie solches in den Gesprächen des Plato offenliegt; von den Bildhauern in politischen Allegorien und historischen Denkmalen, wie der Siegeszug des Phidias am Parthenon beweist; von den Rednern im fortwährenden Aufruf gegen die Bedroher des Vaterlandes, wie es die Angriffe des Demosthenes

gegen den Eroberer Alexander kund thun; von den Dichtern endlich in tausendfältiger Form, von den Siegeshymnen des Pindar, welche die öffentlichen Kampfspiele zu Muth und Kraftübung der Jugend besangen, bis hinauf zu den historischen Trauerspielen des Aeschylos, Sophokles und Euripides und der großen patriotischen Erzählung des Homer vom langdauernden siegreichen Völkerkampf seiner Nation gegen Troja und von den bunten gewaltigen Schicksalen des duldenden, umherirrenden Helden Odysseus, in dessen Wesen Streit und Sieg der Charakter des griechischen Volkes abgespiegelt war. Odysseus ist in jedem Zoll ein Grieche: in Kraft und Klugheit, in Muth und List, in männlicher Ehrlichkeit und schlauem Verrath, in ehrlicher Treue und erotischer Ueppigkeit, in trotziger Wahrheitsliebe, wo sie imponirt, und in erfindungsreicher Lüge, wo solche vortheilhaft ist.

Wir sehen in dieser Schilderung von höchster Vollendung einen nationalen Hellenen durch und durch: denn ein Philosoph und ein Speculant, ein großer Feldherr und ein Guerilla, ein kühner Seeheld und ein Palikare standen bei diesen wunderlich geschmeidigen, reich und excentrisch begabten Volke nie weit auseinander.

So waren denn die Charakterzeichnungen der Alten national, allgemein, historisch.

Einen Roman in unserem Sinne, in unserer Form hatten freilich die antiken Völker noch nicht. Das Epos und die Idylle vertraten seine Stelle. Auch konnten sie das, denn ihre Lebensbeziehungen waren einfacher und die poetische Kunstform in gebundener Rede begehrt Einfachheit und Großheit der Motive.

Der Roman konnte sich erst ausbilden, als das Menschenherz sich mehr auf sich selbst stellte, als das Individuum anfing, ein Leben für sich mit all seinem Wollen und Können, Dulden und Leiden zu führen, ein Leben, welches neben dem Staate, ja dem

Staate als Stillleben des Individuums mit seinen Sonderinteressen gegenüberstand.

Eine solche Situation des menschlichen Herzens führte das Christenthum herbei, diese auch in die ärmsten einfachsten Hütten hineindringende Lehre von der Liebe und der Gerechtigkeit. Sie vertiefte die Seelen und erregte in ihnen eine überschüssige Kraft von Verlangen und Resignation, von ideeller Kampfeslust und schonende Friedensneigung. Besonders wurde durch die christliche Weltauffassung und Cultur das weibliche Gemüth umgewandelt und im Gegensatz zum Heidenthum die Frau als gleichberechtigt dem Mann an die Seite gestellt.

Das psychische Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern fing an, eine unbezwingliche Gewalt zu werden, und es leuchtete in der wahren edleren Liebe ein verklärend Feuer von Aug' zu Auge hinüber. So begann der Kampf um den Besitz der vom Herzen begehrten Person und mit ihm das Einsetzen aller Kraft und alles irdischen Glückes für die Begeisterung einer Idee. Die Liebe und die Macht des Gedankens traten als die Träger eines Poetenwerkes in den Vordergrund.

An jenes Feuer und an dieses Licht des Gedankens, — der inneren, nach Außen zum Siege führenden Ueberzeugung, — zündete der Genius des modernen Romans seine Fackel an. Modern wollen wir ihn nicht in übler Bedeutung, sondern nur insofern nennen, als er der antiken vorchristlichen Zeit entgegengesetzt ist.

Wo und wie aber hat sich das, was wir Roman, was wir Novelle nennen, was seit einem Jahrhunderte und vorzüglich heut zu Tage unsere Leserkreise so sehr interessirt, die literarische Unterhaltung unserer Salons so sehr fesselt, — wo und wie hat sich dieses Genre der Kunst entwickelt?

Diese Frage ist einfach, die Antwort darauf complicirter, die wir hier nur vorübergehend berühren können.

Ist vorhin gesagt, daß der Roman die eigentliche Herzens- und Lebensgeschichte der Gesellschaft, den seelischen Einflüssen der christlichen Weltanschauung ihr Dasein verdankt, so würde es doch falsch sein, seine Entstehung in den frühen Tagen des Christenthums zu suchen. Er ist, wie die Musik unter den Künsten, so unter den Gattungen der Poesie eine Spätgeburt.

Und doch ward nicht ausdrücklich von einem einzelnen Lande der Roman geboren, wohl aber fast von allen erzogen. Seine Anfänge zeigen sich in den Literaturen verschiedener Nationen.

Wollen wir wieder wie bei den Griechen und Römern das Epos, das erzählende Heldengedicht für den Roman gelten lassen, so fände sich diese Art von Romandarstellung bei den meisten früh cultivirten Völkern Europas vor; auch bei den vorchristlichen brahmanischen und spätern muhamedanischen Völkern, in Indien, Persien und dem ganzen Orient. Die eigenartige, auf eine fremde Welt gestellte Prosaerzählung jenseits der chinesischen Mauer wollen wir unberührt lassen. Ferner treffen wir aber die versificirte Romanepopöe bei den Franzosen und Italienern nicht minder, als ganz besonders bei den Skandinaviern und am meisten in der altdeutschen Minnepoesie.

Gudrun, das Nibelungenlied, die etwas späteren Producte, wie der Percival des Wolfram von Eschenbach, Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg und andere Schöpfungen zwischen dem 10. und 14. Jahrhundert sind in gewissem Sinne nichts weiter als Romandichtungen in gebundener Form von Rhythmus, Vers und Reim.

Doch eben die Gedichtform und ein hoher zum Theil hochge-

spannter Vortragsstyl ließ jene Werke in einer gewissen Allgemeinheit bleiben und sie noch nicht auf die hundert realistischen und idealistischen Details eingehen, welche durchforscht und benutzt werden müssen, um die Höhen und Tiefen, die Lust und das Wehe des Menschenlebens poetisch zu enthüllen.

Gleich ein und zwei Jahrhunderte später bildete sich in verschiedenen europäischen Ländern das eigentliche Epos des verkünstelten Ritterromans und der coquetten sentimentalen Schäferidylle. Ihre Lämmer weideten nicht auf der freien Waldwiese, sondern auf dem Rasen eines höfischen Parks, während Hirt und Hirtin, von Adel natürlich und nur pastoral maskirt, sich hinter der Taxushecke eine Liebeserklärung machten in steifen Alexandrinen oder zierlich flötenden Sonetten voll mythologischer Anspielungen auf die schöne Europa und den Stier Jupiter, auf Mars und Venus und ihren armen Gatten Vulkan, dem so lange Hörner aufgesetzt waren, daß er sie beim Gehen in seiner engen Werkstatt förmlich zurücklegen mußte, um nicht von den Wänden die schönen Kunstwerke herunterzureißen, welche er unbewußt für seine Nebenbuhler schmiedete. Während dieser geschraubten Liebes-Dialoge im Park, zwischen dem ritterlichen Schäfer und der aristokratischen Schäferin, stand vielleicht der Gemahl der Letzteren, das wirkliche Abbild des Vulkan, als Hofmarschall im Schlosse Wache, damit das Rendezvous zwischen seinem Souverain und der Frau — des Schäfers, seiner eigenen Gattin, nicht gestört werde.

Auf solche und ähnliche Intriguen, in denen man mit Keuschheit, Treue und Jungfräulichkeit ein frivoles Pfänderspiel trieb, liefen die meisten idyllischen Romane, Schäferpoesien und Kurzweilgeschichten der damaligen Zeit hinaus. Sie gingen fast durch alle Länder Europa's. Boccaccio, den man so gern als den Vater der

Novelle bezeichnet, gab in seinem classisch stylisirten Decameron diese übermüthigen Liebesscenen und meuchlerisch schalkhaften Ehebruchsgeschichten noch am natürlichsten und ganz frei von jenem pathetischen Zopf und Reifrock, der ihnen erst später als geistiger Rococostil angelegt wurde. Was seinem plastisch und lebendig erzählten Geschichten an poetischer Realität zugeflossen, ist ihnen übrigens leider nicht an Unsittlichkeit abhanden gekommen. Sie sind und bleiben ein Curiosum anreizend naiver, spannender Gemeinheiten. Daneben grassirte gleichfalls fast durch ganz Europa eine Romangattung, welche eine Apotheose des Mittelalters und seiner Ritterthaten war. Nachdem die wahren echten Ritter bereits zu Grabe gingen, ihre Burgen den Feuerwaffen nicht mehr widerstehen konnten und ihre stolzen Eisenpanzer von dem Blei gemeiner Musquetiere durchbohrt wurden, — denn weiß es Gott, die Ritter haben das Pulver nicht erfunden, — bekleideten überspannte Dichter ihre Phantasiegebilde mit jenen abgelegten Rüstungen und ließen diese Turniergespenster in ihren Romanen unglaubliche Thaten thun.

Ein Mann brachte Tausende auf dem Papiere um und war in der Wirklichkeit bereits eine unbehilfliche überflüssige Figur der Weltgeschichte. Endlich erschien der Don Quixotte des Cervantes und gab als komische Parodie von Spanien aus das allgemeine Signal der Verhöhnung gegen diese barocken Glorifikationen des verlebten Ritterthums.

Wir Deutsche krankten außerdem noch zum Verderben unseres Stils lange an einem poetisirenden Mönchslatein, welches für die einzige anständige Schriftsprache gehalten wurde. Es fehlte uns ein ähnliches frühes Glück, wie es den Italienern beschieden war, denen Dante schon im 13. Jahrhunderte ihre Sprache normirte. Dabei verstanden bei uns jenes Latein aber doch nur Wenige, und fast der

ganze gebildete Bürgerstand las, nachdem auch bereits die Buchdruckerkunst im Gange war, so gut wie gar nicht. Und doch wurde die Thätigkeit des Buchdrucks, gleich nach Erfindung derselben, nicht etwa, wie man denken sollte, im kleinen Maßstabe, sondern in einer, gewaltigen Ausdehnung ins Werk gesetzt.

Die Gebildeten, welche wirklich Lectüre trieben, kauften verhältnißmäßig bei weitem mehr als heut zu Tage, denn es gab noch keine andere Gelegenheit ein Buch oder eine Flugschrift zu lesen, als den selbsterworbenen Besitz.

Erst nachdem Luther durch seine Bibelübersetzung bewiesen hatte, welcher dichterischen Gewalt und Vielseitigkeit die deutsche Sprache fähig sei; erst nachdem er ihrem gramatikalischem Ausdruck mit wahrhaft schöpferischer Kraft feste Formen und neue, noch heute unübertroffene Wendungen gab, wurde man hellsehend und fühlte es daß man zu einer Nation nur in ihrer eigenen Sprache mit Erfolg reden könne und solle. Ulrich von Hutten, der große und kühne Publicist, der nach Gerechtigkeit und Freiheit ringende Satiriker, überzeugte sich, daß selbst viele seiner gebildeten Freunde, sogar der edle Ritter Franz von Sickingen, das gute Latein in seinen Schriften nicht verstanden und als er eine sprachgewaltige Broschüre Luther's im deutschen Idiom las, beschloß auch er, von nun an seine Muttersprache zu gebrauchen, und er hielt Wort zu seinem Ruhm und zum Segen der Aufklärung. Andere folgten nach und wir waren der lateinischen Zunftsprache, dem Hemmschuh der Bildung, nicht mehr ganz verfallen.

Halten wir hier still und werfen einen Seitenblick.

In England wurde zu jener Zeit und kurz nach ihr, also Ende des sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, und zwar gerade so wie in Spanien unter Calderon und Lopez de Vega, so

dort unter Marlow, Green, Ben Jonson und vor allem Shakespeare, das Drama zu seiner neuen weltkräftigen Gestalt ausgebildet. Die Muse des Romans jedoch lag noch in der Wiege. Man las gern kleine liebeschmachtende und zum Theil sehr abenteuerlich phantastische Novellen, gewöhnlich italienische Arbeiten, die eine Weltmode waren, auch in Frankreich nicht durch bessere schöpferische Producte verdrängt wurden und besonders in Britanien vielen Anklang fanden. Man zerstreute und erholte sich an ihnen von den Kämpfen und Krämpfen des langsam dahin scheidenden Mittelalters, das in den Bewegungen der Reformation, in den drohenden Uebergriffen der Philipp'schen Weltherrschaft, in dem italienischen Städte- und Republikenstreit, in der dämonischen Druckkraft des fanatisch erobernden Osmanenthums, in den Kriegen zwischen Bürgerthum und Adel seine zuckenden Gewitterblitze durch die schwüle Luft des ganzen Erdtheils sandte. Man begehrte damals in der Prosalectüre nur ein Amüsement und noch keine poetische Tiefe und Lebenswahrheit, die mit ihrem Gedankenreflex in das Leben selbst eingreift. Auch Shakespeare fand in jenem heißblütig leidenschaftlichen und doch wieder so süßen, halb improvisirten Erzählungen italienischer Phantasie, die Liebes-Weh und Ach gleich Orangendüften ausathmeten, manchen Stoff zu seinen unsterblichen Dramen, nicht allein zu Romeo und Julie. Ernste Philosophen wie Baco und Andere tranken diese literarische Limonade mit Befriedigung, und der französische Hof lobte und liebte sie noch beinahe ein Jahrhundert später.

In Spanien aber ging der productive Geist der Literatur schon Mitte des sechzehnten Jahrhunderts und kurz darauf einen Schritt weiter in Bezug auf natürliche Schilderung und Scenerie des Lebens. Es wurden, durch Mendoza begründet, einige sogenannte Schelmenromane, lustige Lebensläufe von Industrierittern und Bon-

vivants geschrieben, die das Vorbild und die Anregung zu einem spätern französischen Roman dem berühmten „Gil Blas" des Le Sage gaben. Er ist durch hundert Uebersetzungen allen gebildeten Lesern der Welt bekannt und fast so berühmt geworden, wie der schon erwähnte „Don Quixotte", mit Recht viel beliebter aber als der jetzt wieder so vielgepriesene „Ritter Hudibras" von Butler.

Jene Werke, besonders „Don Quixotte" und „Gil Blas", welche freilich weiter als ein Jahrhundert auseinander liegen, enthielten schon viel von dem nothwendigen Skelett eines guten Romans, welches bis dahin fehlte: frappante Menschenzeichnung, feine Intrigue, realistische Phantasie und ein geistvolles Gedankenleben.

Wohl aber mangelt noch immer, wie es die Satire und die rein referirende stoffliche Erzählung mit sich bringen mußten, die glühende Inbrunst des Gefühls; der mächtige Wogenschlag der Leidenschaft; das rührende holde Empfinden und Begehren der Menschenseele, — Erscheinungen, welche unabweisliche Elemente des höheren poetischen Kunstwerkes sind. Nirgend noch in der europäischen Literatur einigten sie sich damals zu einer wahren Poetenschöpfung und der Roman blieb immer nur eine unterhaltende Darstellung von Begebenheiten, ein literarisches Register der Facta.

Auch in Deutschland war es so, obgleich hier schon eine beträchtliche Zeit früher, gleich nach dem dreißigjährigen Krieg, in dem charakteristischen Roman „Simplicissimus" (von dem genialen Grimmelshausen) eine sehr gewaltige Schilderung bewegter Epoche und höchst eigenthümlicher Menschen auftrat. Auch das Gefühl wurde innig angesprochen und durch eine echt deutsche, träumerische, man möchte sagen verstohlene Zartheit der Empfindung dem burlesken, oft unästhetischen Humor ein Gegengewicht bereitet. Doch

dieses für einen literarischen Aufschwung hoffnungerweckende Buch — nebenbei eine der besten Quellen, um daraus das Weben und Treiben in jenem unseligen Krieg kennen zu lernen, der unserm deutschen Vaterlande den dritten Theil seiner Einwohner und die Hälfte aller Cultur ermordete — blieb ohne erweiternde Nachfolge. Aber dem verschnörkelten steifen Kunstroman der Ritter- und Schäfergeschichte war wenigstens ein neuer Typus, der gesunde natürliche Volksroman, genübergestellt. Doch Land und Volk lagen von langen Leiden erschöpft und entnervt darnieder. In dieser Uebergangsepoche wurden Pedanterie und steife Didaktik die einzigen Staffeln und Stützen, an welchen sich der Künstler und der Gelehrte wieder zu gesunden Kräften emporarbeiteten. Geist und freie Phantasie kamen freilich über diese plane Gesundheit noch lange nicht zur Blüthe und was geschaffen wurde, ging endlich am Ende des Jahrhunderts in eine vegetative, spalierbaumartige Natur über, die später sehr leicht in den Perückenstyl hineinwuchs.

Eine selbständige deutsche Literatur gab es nach dem großen Krieg überhaupt noch nicht wieder. Man coquettirte mit dem Fremden. Auch war es naturgemäß, daß man sich, selbst noch ohne Halt, an die Formen antiker römischer und griechischer Autoren anlehnte. In allen Dichtungen saßen die mythologischen Götter, mit geschnürter Taille, mit gebrannten Pariser Locken und Puder im Haar. Aber besonders die französische Mode gängelte mit Leichtigkeit den Geschmack in der nachahmenden deutschen Schriftstellerwelt, die außerdem mit ihren Poeten noch ganz in der Professorenzunft stand und zu schwerfällig gewesen wäre, um mit ihren eigenen steifen Beinen und Foliantenköpfen neue Musentänze zu arrangiren.

Diese Abhängigkeit von der französischen Anschauung, diese

Zopfherrschaft in Geschmack und Stil wurde von den deutschen Höfen unterstützt, da dieselben meistens nur in ihrer Nachahmungskunst ursprünglich deutsch und national waren und für ihren geistigen Nachtisch blos die Brodsamen der Versailler Küche passend fanden. Nicht einmal die bessern Früchte des französischen Romans genossen sie dabei.

Dies dauerte bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, und Lessing war es, der die krankhafte Schwärmerei für die französische effectvolle Rococorichtung als etwas Schiefes und Unpatriotisches der Lächerlichkeit preisgab. Seine scharfe, wie Wetterstrahl einschlagende Kritik, richtete sich aber vornehmlich gegen das französische Drama, und die allgemeine Geschmacksreinigung kam nur indirect dem Roman zu gute.

Man konnte auch keineswegs sagen, daß ein künstlerisch ausgebildeter Roman bereits in Deutschland existirt hätte, wie drüben in dem uns damals sehr abgeschlossenen England, wo nach dem Verfall des Dramas sinnvoll und productiv wirkende Geister und humoristische Gemüther, Fielding, Sterne, Goldsmith, Smollet den engern Familienroman begründeten. Einzelne deutsche Schöpfungen erzählender Gattung waren mehr schulmäßig nachahmende oder nur zufällige Ergüsse isolirter, oft großer Talente, die sich gewöhnlich weder über Form noch Inhalt eine ästhetische und ethische Rechenschaft geben konnten. So der phantasiemächtige treuinnige Genius Ludwig Schnabel, dieser liebenswürdige Dichter von Insel Felsenburg, mehr ein Naturphänomen als ein bewußter Poet, dessen einzige Tendenz darin bestand, sich aus den trüben Bedrängnissen der Wirklichkeit auf den Schwingen der Einbildungskraft zu den ewig einsamen Gestaden eines idealen Paradieses forttragen zu lassen.

Eine kritische Analyse mit all ihrem Gefolge von Erkenntniß und literarischer Auffassung schien nothwendig, um die Kunstgestaltung des Romans mit Glück in Angriff zu nehmen.

Aber nicht diese Intention allein wurde verlangt, sondern noch etwas Anderes, viel Einflußreicheres: das Sichbewußtwerden von der Wichtigkeit des geselligen bürgerlichen Lebens, der gemeinsam in einander greifenden Existenz der Menschen. Eine zwar materialistische, aber doch die humanen Interessen der Societät lebhaft vertretende Philosophie, die aus Frankreich kam und deren Anschauungen sich in England und Deutschland moderirten, oder andere neue Ideen erweckten, regte eine größere Gegenseitigkeit und einen Principienkampf an. Der menschliche Verkehr und alle seine tausend Wechselbeziehungen wurden complicirter und verlangten, da sie das Jahrhundert geistig erfüllten, nach poetischer Darstellung.

Viele Fragen des Lebens, viele kleine Motive, die dennoch große Wirkungen, bedeutende Eingriffe, Freuden und Leiden für das Menschenherz im Gefolge haben, ließen sich weder im Drama noch in der gebundenen Rede der Lyrik oder des Epos dichterisch erschöpfend beantworten. Sie forderten eine detaillirte Erörterung, ein minutiöses Eingehen durch die Prosa, und so stellte sich mehr und mehr der Roman als ein passendes Mittel der Lösung literarisch in den Vordergrund der neuen Zeit. Alle Nationen und Sprachen arbeiteten nun an seiner Ausbildung. Die deutsche vielleicht am lebhaftesten und doch am meisten mit zweifelhaftem Glück. Noch zu Lessings letzter Lebenszeit und gleich nach ihm begann bekanntlich für Deutschland die eigentliche classische Literaturperiode, deshalb so genannt, weil ihre Schöpfer Form und Inhalt nach den edelsten Regeln des ästhetischen Weltgeschmacks durchgestalteten und dabei nicht in einem fremden, sondern im nationalen Geiste schufen und

mit ihren Productionen den höchsten mittelpunktlichen Interessen der allgemeinen Menschheit zu dienen suchten. In der Erfüllung solcher Bedingungen, die außerdem nur das sittlich gebildete Genie erreichen kann, wird immer der auszeichnende Begriff „classisch" beruhen, keineswegs in einer äußern Nachahmung des Antiken. Somit gibt es wohl für jene klassische Epoche einen formell angenommenen Abschluß; nimmer aber kann es für klassisches Schaffen einen solchen geben; dasselbe ist jederzeit möglich und wird bis zu diesem Augenblick stets von Berufenen ausgeübt.

Der Ruhm unserer Classiker hat die Reise um die Welt gemacht und ist in seinen Hauptträgern selbst jedem intelligenten Ausländer bekannt. Man braucht nur die Namen Lessing, Klopstock, Herder, Wieland, Goethe, Schiller zu nennen, um sogar von einem intelligenten Engländer oder Franzosen verstanden zu werden.

Unter jenen Dichtern befand sich aber eigentlich keiner, der sich vorzugsweise der Hebung des Romans gewidmet hätte. Natürlich, denn wenn es im Beruf des Zeitgeistes lag, besonders die Poesie als Kunstwerk in ihrer formellen Gestalt zu reinigen, zu verklären und zu fixiren, so mußte man sich an solche Kunstgattungen wesentlich halten, welche die strengste Form haben. Diese sind zuvörderst die Lyrik, das Epos, das Drama, alle in weitester Bedeutung genommen, — es sind überhaupt die Genre der gebundenen Rede. Der Roman muß als die ungebundenste Kunstgestalt auch die lockerste sein.

Sie wurde vorläufig nur indirect gefördert, indem ihr Vortragsmaterial, der Prosastil, von den genannten Classikern und ihren Geisteskameraden in seiner Reinheit ausgebildet ward.

Direct aber und mit Hingabe des ganzen Talentes hat sich keiner unserer Heroen dem Romane zugewandt. Am meisten noch

Wieland und Goethe. Doch jener stand vorwaltend unter französischer Influenz des geistigen wie formalen Geschmacks; dieser half hauptsächlich eine Gattung des Romans, den contemplativen Kunstroman, in seinem Wilhelm Meister musivisch aufbauen und schuf nach einer besondern psychologischen Richtung hin Bahnbrechendes in den Wahlverwandtschaften. Seine Muse war durch und durch lyrischer und lyrisch-dramatischer Natur, den Begriff „lyrisch" wieder in der weitesten und höchsten Bedeutung des Wortes gefaßt. Wo sie episch wurde, mochte sie den rythmischen Grazientanz nicht gern entbehren und ließ nur davon ab, wenn die Philosophie ihre Hand ergriff, doch nicht ohne sich oft in den ernstschweren, mehr abhandelnden als dichterischen Schrittgang des Denkers, Forschers und Analytikers zurückhemmen zu lassen.

Was neben den Classikern durch manche Zeitgenossen gedieh, wuchs meistens wild empor, wie z. B. „Ardinghello und „Hildegard von Hohenthal" von Heinse. Wir brauchen auf diese Feier der Sinnlichkeit und „schönsten Situation," der sich später in anderer Art Schlegel's „Lucinde" anschloß, kaum ein so schweres Gewicht zu legen, als auf Kleist und einige andere bessere Ausnahmen. Zu diesen gehören übrigens nicht die überschätzten Werke Klinger's voll verbitterter, fatalistischer Weltanschauung.

Noch zu dieser Zeit und bald nach ihr war man auch in Frankreich nicht glücklich im Roman, nicht gestimmt für denselben. Die Nachwirkungen der encyklopädistischen Aufklärungsphilosophie ließen die volle Brutwärme der Production nicht zu großen unbefangenen Schöpfungen gelangen; die romanartigen Erzählungen, welche blos als Träger einer Idee dienen und dieser untergepaßt sind, um dadurch in die reale Empfänglichkeit des Publicums besser Bresche schießen zu können, lassen sich nicht Romane im höchsten Sinne

nennen. Viel erfolgreicher aber schuf man in England. Eine gesicherte Staatsverfassung und allgemeine Theilnahme an Politik und Volkswohl riefen jenes gesellschaftliche Allgemeingefühl hervor, welches die Entwickelung des Romans heraufbeschwört und für Lebensbetrachtung und Discussion Ruhe und Theilnahme sichert.

Deshalb kam jene Entwickelung auch. Erfolgreich angebaut von den Vorgängern Walter Scott's, wurde der Roman von diesem zur lebensfähigsten, freiesten aber auch kunstlosesten Gestalt erhoben. Er ist der Vollender vom Roman des neunzehnten Jahrhunderts und fast alle namhafte Autoren dieses Fachs in England, Frankreich, besonders Amerika und vielfach auch in Deutschland sind von Walter Scott beeinflußt, sogar getragen. Man hat diesen Impuls oft unterschätzt.

Die Errungenschaften des Geistes theilen sich durch ganz Europa, ja durch die ganze civilisirte Welt wie elektrische Strömungen unbewußt einander mit. Sie laufen an einem ideellen Telegraphendraht um, der in der Cultur aller Völker seine Stationshäuser hat und seine Chiffren wie ein unsichtbarer wohlthätiger Magus auf alle Tafeln der Bildung schreibt.

In derselben Epoche etwa in der Scott seinen Roman besonders nach historisch-patriotischer, historisch-romantischer und real-humoristischer Richtung feststellte, producirte der idealistische Humorist Jean Paul mit seinem gigantischen Gedankengenius in Deutschland. Sein Geist gehörte der Classicität, seine Form der Formlosigkeit des Humors an.

Während er den ewigen Zwiespalt zwischen Geist und Natur, Nothwendigkeit und edelstem Herzenswunsch in der wehmüthigen Heiterkeit des Humors aufzulösen und zu versöhnen suchte, folgte gleich nach ihm die Schule der phantastischen Romantik, Novalis,

die Schlegel, Tieck, Brentano, Achim von Arnim und andere Jünger der gefühlsschwelgenden, sinnlich-süßlichen Träumerei.

Als verstandesscharfe, wenn auch in sich unfertige Nebenrichtung erscheint etwas später die aus den Sinnenreizungen der Romantik und aus dem Druck der politischen Bevormundung entsprungene Reaction der jungdeutschen Schriftsteller. Sie verfolgten in schöner und deshalb nur halber Täuschung die damals zeitgemäße Tendenz der Lebens- und Geistesemancipation. Auch sie arbeiteten wie die Romantiker besonders im Roman und trugen wichtige, wenn auch nur selten fertig geschliffene Bausteine für die Zukunft herbei.

Befördert und belehrt von diesen Richtungen, gestützt von Formenschöne, von Sprach- und Gedankenausbildung der Classiker, gehoben von der Anschauungstheorie der großen Philosophen Deutschlands, patriotisch gestimmt durch das Erwachen eines nationalen Recht und Freiheit begehrenden Lebens und endlich die englischen und amerikanischen Erfolge des Romans im Angesichte, haben seit geraumer Zeit die Bestrebungen des neuesten modernen deutschen Romans begonnen. Die Frage ist: wie steht es mit diesen Bestrebungen und wie haben sie sich jene Stützen zu Nutze gemacht?

Wir müssen hier unsere allgemeine Unterhaltung abbrechen. Sie sei eine Introduction, eine flüchtige Orientirung über das Ganze.

In allem Nachfolgenden wird der gebildete Leser Fragmente finden, die sich in seinem Geist zu einem lebendigen Ganzen, zu einem Beitrag über die Literaturgeschichte der Gegenwart ohne Schwierigkeit zusammenbauen werden. Ich sage ohne Schwierigkeit, denn die nöthigen Winke zur Ausfüllung mancher Lücke dürfte er kaum vermissen. Sich und der guten Sache am förderlichsten muß

freilich dabei derjenige Leser sein, welcher auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht.

Die sich hier anschließenden Unterhaltungen über einzelne Literaturfragen, Romane, Novellen und andere Dichtungen mögen eine Schätzung sein von Werken und meistens noch lebenden Personen, Kämpfenden, die aufzupflanzen suchen auf dem Gipfel der europäischen Zukunft das Geistespanier der modernen Classicität. Eine mäßige Begabung vermag dabei eben so wenig einen edlen Willen zu entwerthen, als dieser jene zu erhöhen im Stande ist.

Ehe wir auf den geistigen und künstlerischen Gehalt der neueren Productionen hinblicken und über das beschränkte Maß ihres Werthes sprechen, sei noch ein älterer Romandichter in den Gesichtskreis gezogen, — der schon erwähnte Jean Paul. Als wirklicher, in eben so idealer als individueller Richtung dieses Literaturgebiets festwurzelnder Poet hebt sich uns die Erscheinung seines Genius wie der phantastische Gebirgszug einer Fata morgana von dem planen Grunde unserer Gegenwart ab. In den nebligen Schluchten verhüllt sich der auf die Wirklichkeit gestellte Fuß, es scheint Alles nicht von dieser Welt; um so mehr aber macht sich der Gegensatz bemerkbar zu literarischen Producten, die nur zu sehr, nur zu materiell von dieser Welt sind.

Jean Paul in Bezug auf die Gegenwart.

Wir gehören einer Zeit an, die kein rückgewandtes Erinnerungsleben führt, sondern ein vorwärts gekehrtes Thatendasein. Sie wacht vielleicht zu viel und träumt zu wenig, die ganze Kraft des Tages mit praktischen Bestrebungen ausfüllend bis zur letzten Stunde. Und doch findet sie bei aller Ueberfülle von Beschäftigung mehr Muße, als frühere Perioden, auf das zurückschauen, was war, um zu begreifen, wie das wurde, was ist.

Sie übt ihr Auge, hinter dem mächtigen Baum auch den Proceß seines Wachsens aus dem Samenkorn, hinter dem Kunstwerk den ersten Krystallisationspunkt der es erschaffenden Idee zu erblicken. Ihre Minuten sind keineswegs gezählt für solch ausführliches Spüren und Forschen. Denn wahrlich es sind ihr dies keine Nebenstudien, keine Lückenbüßer für müssige Augenblicke: hat sie doch die Untersuchungen über den Entwickelungsgang der allgemeinen Intelligenz mit unter den Hauptarbeiten des Herkules aufgenommen, welche jedes Jahrhundert, nur in verschiedener Zahl und Art, bewältigen muß.

Das erwachende Gefühl für nationalen Werth und harmonischen Zusammenhang des materiellen und geistigen Seins ruft den Drang

hervor, nicht nur zu schaffen, vielmehr auch zu erkennen, wie und was geschaffen ist, was wir hatten und haben und was für ein befreiender Lebensstrahl aus der ewig sich erneuernden Vermählung von Vergangenheit und Gegenwart für die Zukunft zu hoffen ist. So leuchtet das Licht von heute mit seinen Dämmerungskreisen in den morgenden Tag hinein, und nur wer sich emporzuschwingen vermag in des Lichtes Gedankenäther schaut von Droben nieder in die kommende Epoche, die noch im dunkeln Chaos hinter dem Horizonte liegt.

Will man es Vorahnung oder Zufall schelten, wenn die Vision zur Wahrheit wird? Wir wollen es vielmehr einen natürlichen Gang der Logik nennen, daß sich aus einem Vergleich des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen das Künftige in seiner Gattung, wenn auch nicht in seiner Species verkündigt.

Die einzelnen Theile unserer Culturerrungenschaften zu sondiren und zu überblicken, um uns des Ganzen, um uns unserer selbst klar bewußt und unserer eigenen Entwicklungsgeschichte froh zu werden oder zu sehen, was daran fehlte und im ewigen Dialog zwischen gestern und heute unfruchtbar oder unverstanden verloren ging: dieses ist der eigentliche Grund, die höhere sittliche Veranlassung, weßhalb unsere Zeit in tausend einzelnen Kapiteln an jenem großen Buche arbeitet, welches den ungenannten aber von allen verstandenen Titel führt: „Die Vergangenheit mit aufgedecktem Angesicht."

In allen Fächern des Wissens und Schaffens durchwühlt man die bestaubten Acten und Urkunden der Thatsachen. Man sammelt, man vergleicht, ja man verliert sich oft dabei in dem kleinlichen Streben, dem gewaltigen Speicher des Jahrhunderts nichtsbedeutende Papierblättchen zu entreißen. Es ist unläugbar, daß flache,

hirnlose Köpfe, die zu nichts Tüchtigem Kraft fühlen, sich als armselige Speculanten an dieser umfangreichen Arbeit der Gegenwart betheiligen. Es ist auch ebenso unläugbar, daß solche Bestrebungen in den Hintergrund treten müßten, wenn der Genius von heute der der Production wäre und durch immer neue, wichtige Kunstschöpfungen die volle Kraft der Auffassung bei den Zeitgenossen in Anspruch nähme.

Unser Tagesgenius gehört aber nicht der phantastischen Zeugungskraft an, nicht der freien idealistischen, phantasieentfesselnden Seite des Culturwachsthums, sondern jener realistischen, die durch Forschen, Erkennen und Wissen theils den vorhandenen Geistestempel ausbaut, theils das Fundament zu einer neuen Architectur gründet. Auf diesem Fundament wird einst der größte schönste Bau des mächtigen europäischen Culturmuseums stehen. Er ist berufen, die neuen Offenbarungen der Naturkunde, der Socialgeschichte und der aus beiden Factoren sich als Erfahrungslehre ergebenden, rein menschlichen Philosophie in freien Kunstgebilden zu verkörpern und zu verklären. Alle Musen der fünf wirklich producirenden Künste: Poesie, Musik, Malerei, Skulptur und Architectur werden die Blüthe der neuen Intelligenz zur höchsten sinnlichen Entfaltung bringen.

Wenn man aber, wie jetzt, damit beschäftigt ist, einen sichern, festen Unterbau zu construiren und für die gestaltenden Künstler der Zukunft ein neues dauerhaftes Material zu bilden, so ist das keine Arbeit der Phantasie, sondern vielmehr ein Wirken im Bergwerke des Geistes, bei welchem der Verstand unumschränkter Gebieter sein muß. Das schöne gaukelnde Riesenweib „Phantasie" wird hierbei einstweilen in Fesseln geschlagen, und „Witz", der kleine verwachsene Zwerg, spottet ihrer sehnsüchtigen Träume und steigt

als wunderthätiger Gnom, wie ein elektrischer, rasch beleuchtender Lichtstrahl in den dunklen Schachten der Beobachtung und Forschung segensreich auf und nieder. Denn Witz ist nicht nur ein Geist des Lächerlichen, sondern in seiner höheren Bedeutung nichts Anderes, als der kürzeste Prozeß des praktischen Denkens, der alle Zwischen-instanzen überspringend, mit der linken Hand das Korn saet, und da es kaum niedergefallen, mit der Rechten nicht blos das Getreide, sondern gleich das trefflich verbackene Brod erntend emporhebt. Er fährt in einem Tunell unter dem Meere hin, wenn ihm auf dem-selben die stürmische Fluth zu sehr den Weg verlängert und erschwert; er durchbohrt die Schichten der Erde, um, alle trüben Wasser über-gehend, das klare direct mit seinem Munde in Verbindung zu brin-gen. So stellt er sich als der pointirteste Genius der Erfahrungs-lehre, als ihr letztes Resultat, als das allen ihren Prämissen voraus genommene Schlagwort ihres Raisonnements dar.

Aus diesem eigentlichen Grundwesen des Witzes erklärt es sich, daß er zu keiner Zeit eine beliebtere Bethätigung fand, als in un-serer Epoche des praktischen Denkens, der realistischen Verstandes-herrschaft.

Obgleich nun der Witz die zusammengedrängteste Potenz in der Schöpfungskraft des Menschengeistes repräsentirt, so übt doch sein Abbrennen eine zerstreuende auflösende Gewalt aus. Er erscheint als die Erfindung des geistigen Pulvers und gleich wie das wirkliche Pulver bei seiner Explosion die Atmosphäre reinigt, aber auch zer-setzt, so reinigt und zersetzt der Witz die Atmosphäre der Gedanken-welt. Er hat in ästhetischer Beziehung, obgleich er an und für sich das positivste Product des Scharfsinns ist, eine negierende Kraft und stellt sich als sublimste Kritik der reinen, von menschlicher Empfindung unbestochenen Vernunft dar.

Literarisch betrachtet bringt der Witz in seiner blitzartigen Kürze die Grazie der Form nothwendig mit auf die Welt. Es ist bei ihm nur eine richtige Einkleidung denkbar, denn in schlottriger, willkürlicher Hülle gilt er nicht mehr, das heißt mit andern Worten ist er nicht mehr, was er sein soll. So finden wir den Witz, als ein nur in stilvoller Classizität lebendes Element, allen poetischen Genien ersten Ranges als ein Diadem ihres kämpfenden Herrschergeistes verliehen.

Bei weitem nicht in gleichem Grade ist bei ihnen die Gabe des Humors verbreitet.

Wenn im Obigen eine neue Erklärung über die wirkliche innerste Natur des Witzes angedeutet wurde, so ist es nicht Bedürfniß, hier auch über die Eigenartigkeit des Humors eine vom Herkömmlichen abweichende Begriffsentwicklung beizubringen, da über diesen Gegenstand genügende Raisonnements vorhanden sind.

Wir Deutsche hatten nur einmal im höchsten Sinn des Worts einen Humoristen: Jean Paul, und wir müssen, nicht zu unserer Ehre, hinzusetzen, wir haben ihn nicht mehr. Nicht der Tod hat ihn uns entrissen. Ein thatenreicher Genius stirbt niemals. Aber die Welt kann ihm sterben und wir sind ihm gestorben, denn eine Nation besitzt nicht, was in ihrer Literaturgeschichte aufgezeichnet liegt, sondern was in der Geschichte ihres Geistes direct lebt und fortwirkt von Tag zu Tage.

Die großen indirecten Wirkungen, welche Jean Paul auf die Entwicklung des ganzen Jahrhunderts und zwar nicht nur in Deutschland gehabt hat, sind eine Folge der in einander greifenden Bildungsströmungen, aber in letzter Instanz kein Verdienst der Nation, des Publicums.

Der erhabene Geist jenes Dichters wird zwar noch angestaunt

und mit Bewunderung genannt, weil ihn Solche bewundern, die ihn aus eigner Anschauung kennen gelernt haben, und Solche, denen ein Nachsprechen fremder Urtheile stets das Bequemste war und bleiben wird.

Wer aber liest Jean Paul's Werke heutigen Tags noch? Man frage die jüngere Generation darnach, und wenn die Befragten, was gewöhnlich der Fall ist, mehr Ambition als ehrlichen Muth haben, so wird man über die verschämten und albernen Antworten keine Freude empfinden.

Nur noch die in Blumenlesen und Mustersammlungen mit musterhafter Ungenirtheit aus seinen Schöpfungen gemausten Einzelnheiten werden in Gesellschaft von anderen entwendeten Brocken in müssigen Stunden hie und da verspeist. Ja es hat sich sogar das Gerede gebildet: Jean Paul setzte so viel Detailwissen, so viel Vorkenntnisse voraus, daß er für die meisten Leser viel zu schwer zu verstehen sei. Unter hundert gebildeten Leuten sprechen achtzig diesen Nonsens nach, ohne den lächerlichen Gegenbeweis zu bedenken, daß zu jener Zeit, in welcher Jean Paul schrieb und Mode war, sich selbst die unwissendsten Köpfe und namentlich alle weiblichen Kreise vollkommen klug genug fühlten, um unter dem größten Amüsement Tag und Nacht die Jean Paul'schen Romane nicht nur zu verschlingen, sondern ihres Erachtens nach auch bestens zu verstehen. Sollten die Leser im Gegensatz zum Fortschritt der Zeit so unendlich viel unfähiger und unwissender geworden sein?

Keineswegs! denn sie lesen und verdauen jetzt Werke, welche sogar Kenntnisse voraussetzen, die selbst demjenigen fehlten, welcher sie schrieb.

Außer jenem Vorwand der Schwerverständlichkeit hat man noch andere Entschuldigungsgründe für das Zurückschieben Jean

Paul's aufgefunden, von denen einige allerdings Berechtigung haben. Doch ist diese Berechtigung eine viel geringere als das Maß ihrer Ausbeutung.

Es ist wahr, daß der Stil des großen Mannes eine fast immer mit dem Humor verbundene Zerflossenheit und Breite in hohem Grade besitzt; ja daß er außerdem noch durch geschmacklose Ueberladungen, barocke Einschiebsel und disharmonische Eigensinnigkeiten der Einfachheit, Grazie und classischen Eleganz beraubt wird. Er gleicht oft einem Knütteldamm, über welchen der ästhetische Genuß nicht ohne empfindliche Rippenstöße dahin fahren kann. Ich will nicht untersuchen, warum diese aufweckenden Rippenstöße manchen auf Taille geschnürten, glatten, bequemen Seelen sehr wohlthätig sein möchten; ich will auch nicht auf die versöhnende Genugthuung hinweisen, welche die häufig so schönen einfachen Ausdrucksweisen in Jean Paul's Werken gewähren, indem sie durch die genialste Ineinsbildung zwischen Gehalt und Form den Geist überraschen und entzücken, und den deutschen Sprachgenius mit neuen Eroberungen bereichern. Man kann von den meisten Lesern nicht verlangen, daß sie diese erhabene Divinationsgabe der lebendigen Rede empfinden und würdigen sollen.

Nur diese eine Frage richte ich an Alle, denen der Jean Paul'sche Stil ungenießbar erscheint: durch welche horrende Mittel von Indifferentismus und ästhetischen Begriffsverwirrungen finden sie sich mit demjenigen Stil ab, der in so vielen modernen gutaufgenommenen Werken das tägliche Kleienbrod ihrer Lectüre ausmacht? Sind sie keiner sittlichen Entrüstung mehr fähig, daß in den hundert heutigen Fabrikromanen eine Mattigkeit stets die andere erzeugt, und der formelle Ausdruck des gehaltlosesten Gedankens noch leerer und gehaltloser ist, als der Gedanke selbst?

Dieser moderne Stil ist wahrlich keine so gesunde, wohlschmeckende Geistesnahrung, daß sie uns den Vortrag Jean Paul's verleiden könnte.

Der Indifferentismus stützt sich aber noch auf etwas Anderes, wenn er vor dem Hochwald Jean Paul'scher Poesie vorüberläuft, um sich in manchem Kartoffelfeld moderner Literatur träumerischen Schatten zu suchen.

Dieses andere Motiv klingt sehr gewichtig, denn in seiner weitschweifigen Phrase wohnt etwas Wahrheit, wenn auch nur gleich einer Maus in einer Baßgeige.

Man sagt: die Jean Paul'schen Romane sind gänzlich veraltet; sie gehören einer Zeitperiode, aus deren Atmosphäre wir uns, gedankt sei es dem Himmel, herausgearbeitet haben; der Dichter schildert uns Menschen, wie sie nicht mehr leben, nicht mehr denkbar sind; er führt uns in überwundene Verhältnisse, erzählt uns von Ueberschwenglichkeiten und Herzensgluthen, die nur noch im Phantasiegebilde der Tradition existiren und unsern praktischen Sinn lächeln machen; er schleppt uns an kleinen deutschen Höfen und in Provinzialstädten herum, deren zopfige Erinnerungen nicht angenehm sind, kurzum wir werden in eine vergangene Welt gleichsam zurückgelenkt und kämpfen mit Windmühlen und Phantomen, wenn wir im Geiste für die Moral seiner Muse eine Lanze brechen.

Zum Theil wahr, zum Theil unrichtig! Und zwar leidern ur sehr wenig wahr, aber ganz außerordentlich unrichtig!

Man soll dem Himmel ja nicht zu früh dafür danken, daß er uns aus den von Jean Paul geschilderten Welt- und Lebenszuständen herausgeführt hat, denn wir sitzen theilweise noch bestens darin. Unsere geselligen und ungeselligen deutschen Verhältnisse, Vorurtheile, Gedankenzöpfe und Puderperücken sind im Grunde noch die gleichen

geblieben, ob man auch Zopf und Puder nicht mehr äußerlich trägt; die vom Poeten gezeichneten Menschen leben in allen deutschen Häusern, auf allen deutschen Gassen; wenn sich ihr Rock verändert hat, so wird man sie an ihrem innersten Gemüth erkennen; und wenn endlich sogar dieses seinen Ueberschwung erregbarer Gefühle mäßigen, ja abkühlen lernte, wie es das Umgangsklima anderer Tage bedingt: — dann verdienen diese Menschen der Gegenwart doch immer und immer, daß ihnen die poetischen Schöpfungen einer vergangenen höher gehenden Seelenfluth nicht als etwas Unzeitgemäßes entzogen werden.

Es ist wahr: im Herzensverkehr früherer Perioden lösten sich die mehr auf sich selbst gestellten, in engere Kreise gebundenen Individuen gar leicht und entzündeten sich an einander; doch es kann dies Gemälde der heutigen Welt kein sittliches Aergerniß, vielmehr nur eine wohlthätige Mahnung sein, sich nicht im modernen Treiben zu sehr gegen Empfindungen praktisch zu wappnen, die oft unter dem Spottnamen „Sentimentalität" dem besten Theil unseres Seins entquellen.

Diese edele Sentimentalität wird fortleben, ob öffentlich ob heimlich und von koketter Scham zurückgedrängt im Herzen. Sind wir doch die natürlichen Erben vorangegangener Geister und ihrer menschlichen, ihrer urdeutschen Mission. In uns wirkt fort was in den Vätern lebte und noch immer stehen wir wie Fechter auf der Mensur, kämpfend den ewigen Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit; zwischen heiliger Naturberechtigung und kalter socialer Verweigerung; zwischen Wollen und Sollen; zwischen Herzenswunsch und nothwendigem Opfer; zwischen bewußter Würde und unbewußter Lächerlichkeit; zwischen Seelenkraft und Körperohnmacht, — mit einem Wort zwischen Mensch und Thier!

Hier war das Feld, wo Jean Paul seine Gedankenfahne flattern ließ, wo er seinen unverwelklichen Lorbeer sich brach. Er entfaltete vorzüglich die Macht des Humors, um jenen Kampf der phantastischen idealen Innenwelt mit der realen, profanen Außenwelt; des reinen Seelenwunsches mit den nicht immer reinen aber historisch anerkannten Gewalten der Praxis in all' seinen Consequenzen darzustellen und abzuspiegeln. Er mildert durch diesen Humor den jähen Schmerz der Wundenmale, welche durch das eiserne, schwer aufgedrückte Joch der unerbittlichen Nothwendigkeit dem unbefangenen, lebensfreudigen, dieser Erde frohen Individuen beigebracht worden sind. Er war der großsinnige Anwalt der Empfindung, der poetische und rein menschliche Vertheidiger aller innersten, im Kerne edlen Gefühlsregungen unserer Brust. Kein Leid war ihm zu klein, es theilnehmend mit zu durchleben und für jeden Kummer der bedrängten Armuth und Ohnmacht hatte seine Muse eine Thräne versöhnender Hingabe. Es ist wahrlich kein schon heute siegreich überwundener Standpunkt, wenn Jean Paul für die Allberechtigung der Herzen in die Schranken trat, um für den einzigen Communismus, den es geben kann und darf, für den Communismus der Liebe und der menschlichen Gegenseitigkeit gegen die Uebergriffe der Geld- und Standesaristokratie, gegen die Gewalten der Oligarchie sein Schwert männlicher Entrüstung und seine Geisel des Witzes und der Satire zu schwingen. Die Hiebe der letztern gegen die exclusiven Kreise sind nicht alle noch jetzt ein Zeitbedürfniß; doch da wir es oft ertragen müssen, Brave schon im voraus für ihre Bravheit von der Ungerechtigkeit der Welt geschlagen zu sehen, so kann es schwerlich zu sehr verletzen, wenn die so lange straflose Sünde noch nachträglich gezüchtigt wird. Sie ist nur zu leicht bereit, ihr Haupt aufs Neue zu erheben.

Der sich dem überschwenglichen Zug der individuellen Freiheit des Herzens hingebende Dichter fand in der realistischen Welt des Verkehrs und des praktisch-geschäftlichen Strebens für seine duldenden Gestalten nicht das, was darin eine neuere literarische Tendenz zu finden glaubt, ohne daß sie es uns für das Gemüth beweisen kann: er fand nicht eine vollgültige Versöhnung, eine Genugthuung für die bedrückte Seele. Deshalb trug er diese bedrückte Seele auf dem Zauberwagen seiner Einbildungskraft in die ewige Idylle der Natur, deren größter Maler er gewesen ist. Wie er die Sinnlichkeit der Menschen vergeistigte und dadurch allerdings oft in den Schilderungen der Liebe, die ihm in ihrem Brennpunkt platonisches Herzensgefühl war, bis zur haltlosen Sentimentalität geführt ward: so vergeistigte er auch die Natur, um seine entkörperten Personen in ihrer Atmosphäre wahlverwandtschaftlich und mit reinem Einheitsgefühl heimisch zu machen. Den Verklärten gleich auf der antiken Asphodeloswiese, schweben sie in seinen idyllischen Schöpfungen auf den träumerischen Auen der Natur, in sich selbst und ihrem Ideal verloren, zwischen den Tempeln der Liebe und Freundschaft hin und her.

Und hier stehen wir vor einem Punkt, der bei aller belächelten Ueberschwenglichkeit doch ein Herzenstriumph Jean Paul's war, während er für unsere Zeit zu einer reservirten Empfindung geworden ist. Jean Paul war der dichterische Vertreter und Verherrlicher einer Freundschaft, die im Austausch des wahrsten Seins sich Selbstzweck blieb, wie sich die Schönheit, wie sich die Poesie Selbstzweck ist. Sie diente nicht und kannte keine Beschränkung und fand nur ihre Seligkeit in der Sättigung ihres im Anderen aufgehenden, allhingebenden Gefühls. Diese Apotheose der Freundschaft steht ohne

Beispiel da und doch voll Möglichkeit, wie durch das eigene Leben des Dichters erwiesen ist.

Unser zugeknöpfter Zeitgeist hat es mit sich selbst auszumachen, seine Freundschaft auf ein frugales Maß für den Haus- und Weltbedarf beschränkt zu haben; der Spott aber über eine größere Lösung und Entflammung der Seelen wird schwerlich etwas anderes einbringen, als den Beweis mephistophelischer Verstandeskälte, die sich mit den vier Species kopfrechnend durch den krämerhaften Markt des Daseins arbeitet. —

Ist schon der Stil jedes Humoristen zur Formlosigkeit geneigt, so muß es eben so sehr der Bau seines epischen Stoffes sein, denn dieser stellt nichts anderes dar, als den Stil der Composition. Bei der Ueberfülle von Phantasie und Gedanken, die das Große im Kleinen sahen und aus dem Kleinen herausspannen, ein königliches Seelengewand aus dem Cocon der innersten individuellen Empfindung, — bei diesem nie abreißenden Ideenstoff ging dem großen Dichter der künstlerische Blick für die Architectur seiner Schöpfung verloren. Wie die Regungen des tausendfach in einander greifenden organischen Weltlebens, das sich nur der wiederzeugenden Frucht zu Lieb' wandelt und entwickelt, haben dieses Poeten beste Werke weder einen sichtbaren ersten Keimpunkt, noch ein nothwendiges Ende.

Unter dem Sonnenmikroskop seiner leuchtenden Seele zeigt er uns ein die ganze Sehfläche erfüllendes Wundergebilde; aber was wir sehen ist kein Wald, kein Baum, nicht einmal ein Blatt, sondern nur — das Stück von einem Blatt eines Baumes im Walde. Wollt ihr auch Stamm und Aeste, wollt ihr den ganzen Baum, ja den ganzen Wald im geschlossenen Bilde überschauen: an einen Andern müßt ihr euch wenden, an einen Dichter der zugleich Künstler ist.

Jenes Gebrechen der Composition in den Jean Paul'schen Romanen bildet für das Publicum vielleicht den letzten und größten Vorwand, sich von ihnen abzuwenden. Leider kann es in den modernen Romanen von heute keinen Ersatz dafür finden, aber es nimmt das glatte Erzählen eines historischen Verlaufs, in dem bei materiellster Handlung eine Intrigue die andere jagt, ein im Grunde unwahrscheinliches Motiv sich aus dem anderen scheinbar entwickelt, für eine genügende Kunstgestaltung, wenn sie nur auf Bequemlichkeit der Leser berechnet war.

Man kann die Meinungen der Zeit nicht wenden, und so ist auch Jean Paul nicht wieder plötzlich unter die durch ihre Gelesenheit fortlebenden Dichter einzusetzen. Aber über die indifferente Blindheit schweigen, die gegen ihn stattfindet, hieße ein zu hartes Urtheil der Zukunft heraufbeschwören über unsere literarische Kritik der Gegenwart. Eine Epoche, wie die jetzige, die durch fortwährendes Forschen und Sammeln sich ihrer Culturerrungenschaften bewußt werden will, muß man für doppelt verpflichtet erachten, die folgereichsten Momente darin nicht zu verkennen. Und ein solcher Moment ist neben dem Wirken Lessing's, Göthe's und Schiller's das von Jean Paul.

Um so mehr als dieses Wirken der Sittlichkeit im höchsten Sinne geweiht war, umsomehr sollten die Bildner und Erzieher der deutschen Jugend, die Lenker an deutschen Gymnasien und Universitäten, die Vorsteher an gebildeten Instituten, welchen von beiden Geschlechtern sie auch gewidmet sind, die literarische Nationalpflicht nicht versäumen, die ihnen Anvertrauten für die Lectüre wenigstens einiger Jean Paul'scher Werke empfänglich zu machen.

Jean Paul ist nicht der gestaltende Geist, welcher Seele und Sinne im Ideale harmonisirt und versöhnt: er ist das redend ge-

wordene Herz des deutschen Volksgemüthes, die lallende Zunge der intellectuellen Empfindung, die aus halbwachem Schlummer mit den Worten eines Hellsehers spricht:

Hört diese Worte, aber hört sie im Zusammenhange, nicht in einzelnen Lauten nur, die ihr für eure Anthologien wie Goldfransen vom Gewande der Dichtermuse abreißt, den erobernden Barbaren gleich, die aus den antiken Bauwerken nur das glänzende Erz auszubrechen suchten. Versucht es nicht, eure romantischen Triebe an dem fabelbunten Material der Jean Paul'schen Dichtung zu laben, sondern erhebt euch an seiner Verklärungsidee, die dieses Material zu ihrer phantastischen Vermittlerin wählt; vor Allem aber vergleicht die Anschauungsweise seiner Muse mit der mancher anderen, die auf dem heutigen Parnaß dem Götzendienste eines rohen Realismus huldigt und mit Worten kramt und im Stofflichen schaltet und waltet, nur um der Worte und des Stofflichen willen.

Vom modernen Unwesen der historischen Prosadichtung.

Schweifen wir scheinbar ein wenig ab von unserem Thema.

In Europa's gebildetsten Ländern ahnte man vor zwei Jahrzehnten kaum, eine wie ganz andere Richtung der modernen Intelligenz und Cultur durch die immer größere Pflege der Naturwissenschaften gegeben werden würde. Unaufhörliche Fortschritte im Gebiete der Chemie und Physik und die erfolgreichsten Versuche und Forschungen haben indeß der neuen Zeit im Gegensatz zur alten eine ganz neue Färbung verliehen.

Zunächst wird diese durch die Erziehung bedingt.

Es wurde früher den Kindern und der reiferen Jugend nicht leicht gemacht, etwas Tüchtiges zu lernen. Nur unter den ernstesten Anstrengungen konnte es geschehen, und die Lehrmethoden und Hülfsbücher, welche dazu mithalfen, hatten etwas Trockenes, Pedantisches und deßhalb für viele phantastische Gemüther Abschreckendes.

Man übte an Schulen, Instituten und Universitäten und zwar ebenso im Unterricht der weiblichen als männlichen Jugend ein strenges Auswendiglernen und überließ es nur zu sehr einer späteren geistigen Reife, durch Verständniß die kalten Formen zu beleben.

Nach und nach aber erschien eine neue Art und Weise und machte sich unter den Lehrern geltend. Sie ging besonders von Deutschland aus und wurde so wichtig für ganz Europa, daß jeder junge Mann, jede wohlunterrichtete Dame der neuesten Zeit sagen muß, ihre Intelligenz schon größtentheils auf diese neue Weise empfangen zu haben. Noch sicherer aber kann behauptet werden, daß unsere Enkel nur so und nicht anders ihren Geist entwickeln werden.

Wie aber entstand diese neue pädagogische Zeitrechnung?

Wurde sie vom Staate geboten? Oder stand plötzlich ein Schulreformator auf?

Keines von Beiden. Der Staat hat sich nie so viel Kopfzerbrechen über die Mühen der Unterthanen gemacht, wie man noch heute aus vielen überflüssigen Examenvorschriften ersieht. Einem einzelnen Manne aber würden die Staaten für eine so wichtige Neuerung kein Vertrauen geschenkt haben.

Die Literatur war es, welche hier wirkte, einzig und allein die Literatur, von welcher alle lebengebenden Wendepunkte in der allgemeinen Cultur und Menschheitsentwicklung ausgehn, die Literatur, die einzige Macht, über welche man keinen Sieger bis jetzt erstehen sah, wenn man Geduld hatte, die letzte Entscheidung ihrer Kämpfe zu beobachten.

In Deutschland und auch in Frankreich und England wurden nach und nach von bedeutenden Gelehrten und Forschern, die nicht trockene Gelehrtenzöpfe, sondern zugleich Männer poetischen Sinnes und lebhafter Einbildungskraft waren, erzählende Werke über ihre Reisen, wissenschaftlichen Versuche und neuesten Entdeckungen geschrieben.

So traten Georg Forster, Alex. von Humboldt, Arago, Bon-

pland, und ähnliche Geister auf; andere große Namen in verschiedenen Gebieten schlossen sich an, und ihre herrlichen Schriften, ihre Begeisterung, ihre Resultate erweckten auch in den Erwachsenen, die mit ihrem Wissen und Lernen schon abgeschlossen hatten, immer mehr Zuneigung für die Naturwissenschaften, und man lernte die Fähigkeit kennen und liebgewinnen, auch ernste Kenntnisse und Erörterungen in einem lebendigen Stil, in einer fesselnden Darstellung vorzutragen.

Zu gleicher Zeit hatten sich auch Pädagogen hören lassen, die zwar in verschiedener Weise wirkten, wie z. B. Salzmann und Pestalozzi, doch aber in dem gemeinschaftlichen Gedanken übereinstimmten, daß eine zu strenge Behandlung und ein mühsam erzieltes Buchstabenwissen nicht der höchste Triumph der Jugenderziehung, vielmehr eine Verirrung derselben sei.

Andere Männer, deren Namen und Characterisirung uns hier zu weit führen würde, fochten nach und nach das hundertjährige System an, durch zu vorwiegendes Studium der alten Sprachen, der griechischen und lateinischen, die Jugend um viele ihrer kostbarsten Zeit zu bringen, statt diese Zeit mehr auf reale, dem praktischen Leben nützliche Wissenschaften zu verwenden.

So griff eine aufklärende Idee fördernd in die andere ein, und die Reform wurde mehr und mehr ausgeführt, als zahlreiche jüngere Gelehrte der Naturkunde es sich zur Aufgabe machten, der Jugend und den Erwachsenen in flüssiger, verständlicher Art die Ergebnisse der Naturwissenschaften zu erklären.

Über alle verschiedenen Zweige dieses weiten Gebietes erschienen Werke auf Werke. Die Länder- und Völkerbeschreibung, die Astronomie, die Seeschifffahrt, Bergbau und Mineralogie, Maschinen-

kunde — kurz alle Erfahrungen und technische Anwendungen der Chemie und Physik, sogar die Gesundheitslehre wurden von Gelehrten und zugleich gewandten Federn so behandelt, daß es allen Lernenden leicht war, sich in die ihnen sonst durch abstrakte Gelehrsamkeit dunkelen Gebiete hineinzufinden. Man lernte, indem man sich über die wichtigsten Fragen der Erde und des menschlichen Lebens gut unterhielt.

Die Ansicht, das Lernen lieber leicht, als schwerfällig, lieber phantasiebefruchtend als steril zu machen, wurde die herrschende, und so schrieb man auch in vielen Fächern die trefflichsten Lehrbücher.

Die größte Anregung bot das berühmte, in alle lebende Sprachen übersetzte Werk Humboldt's. Der größte Gelehrte der Welt und des Jahrhunderts hielt es der Würde der Wissenschaft für angemessen, ihre Macht durch allgemein begreifliche Sprache auch allgemein eindringlich zu machen.

Bis heutigen Tages hat man sich nun bei uns immer entschiedener für das Vorherrschen der Naturkunde erklärt, und immer geflissentlicher wird es den Wißbegierigen bequem gemacht, sich mit Kenntnissen zu bereichern.

Eine wichtige Frage ist es, ob darin immer die rechte Grenze festgehalten wird.

Gewiß nicht; man geht in der neueingeschlagenen Richtung zu weit, denn es bildet in der menschlichen Seele keine sittliche Festigkeit, keinen soliden Charakter aus, wenn man dem menschlichen Geist in der Lehrzeit des Lebens nicht Ernst und Ausdauer zumuthet, sondern ihm auf das trockene Brod der Anstrengung immer gleich die süße Crême des Amusements streicht.

Der rechte Weg zwischen Geistesarbeit und Geistesanregung liegt zwischen Vergnügen und Plage mitten inne.

Dieser Weg wird erst von einer spätern Zeit principmäßig betreten werden, doch ist es Pflicht, schon heute auf das Übersättigende, Entnervende eines Blumenpfades aufmerksam zu machen, der zur Trägheit verleitet, indem er zur Tändelei führt.

So übt eine Reform zu Anfang immer durch Uebertreibung eine üble Nebenwirkung aus.

Ja, nicht eine sondern mehrere.

Worin bestehen nun die andern Rückschritte, die beim allgemeinen Fortschritt der Cultur sichtbar werden?

Die Antwort klingt bitter: Sie bestehen in dem koketten und deßhalb frivolen Seichtwerken derjenigen Literatur, welche sich mit Popularisiren der wissenschaftlichen Stoffe befaßt, oder welche in productiven Bestrebungen den Stoff der Thatsachen behandelt.

Diese Literatur hat gleichfalls des Guten so viel gethan, daß es zum Schlimmen geworden ist. Denn nicht bloß in den Naturwissenschaften, auch in andern Fächern bemüht man sich, für Alle, die sich unterrichten wollen, das Lernen zu einem wahren Spiel zu machen.

Aber es handelt sich nicht allein um das Lernen im directen Sinne, nicht allein um eine populär verständliche Darstellung des Lehrstoffs, sondern auch um jene höhere Weihe des Instructiven, die aus dem ethischen Kern der erzählenden Poesie hervorgeht. Hier spielen der historische Roman und die historische Novelle eine wichtige Rolle.

Ganz vorzüglich strebt man im Felde der Weltgeschichte danach, ihre Stoffe auf eine amüsante erzählende Weise so zurecht zu legen, daß sich alle Kreise des Publikums ohne jede geistige Mühe gut dabei unterhalten.

Man übersieht aber bei diesem Streben die Hauptsache: daß

nämlich die Historie als eine Folge von Ursachen und Handlungen, welche vom Gange der Völker und Staatenentwicklung bestimmt werden und diese wieder bestimmen, eine durchaus ernste Angelegenheit ist, die nur dann richtig abgespiegelt werden kann, wenn ihre Wiedergabe sich streng an den Specialitäten der Wahrheit und Wirklichkeit hält. Sie verträgt weder willkührliche Hinweglassung noch ein willkührliches Hineindichten, und wo ein Verändern gewagt werden soll, muß es mit unendlicher Vorsicht und poetischer Produktionskraft im Sinne der Realität, der Fakta und der betreffenden Charaktere geschehen.

Hier ist keine Leichtfertigkeit, keine hineinphantasirende Erzählerromantik möglich, ohne das entworfene Gemälde zu einem Spott auf den thatsächlichen Geist der Weltgeschichte werden zu lassen.

Dergleichen Verirrungen sind nun leider ganz an der Tagesordnung; man unterrichtet sich nothdürftig über einen historischen Verlauf und steigt nun als Roman- oder Novellenschreiber mit Kühnheit in das Gebiet der freien Erfindungen. Mit ihnen werden die ernsten Stoffe so ausgeschmückt, daß ihr Aufzug mehr einer Carneval-Maskerade als einer realen Erscheinung der Wirklichkeit gleicht.

Man durchblättere — man lese, kann man Niemandem zumuthen, — nur Hunderte von Bänden historischer Romane und Novellen, und es wird sich zeigen, daß sie mit wenigen Ausnahmen in jener modernen Manier geschrieben sind.

Das Colorit der vergangenen Zeit, ihre Denk- und Redeweise erscheint darin ganz weggelöscht, und nur die Farben und der geistige Lebenston von heute stehen an ihrer Stelle. Freilich wird dadurch ein doppelter Vortheil erreicht: erstens ist es viel leichter, in dieser uns gewohnten Form und Anschauung zu schreiben und

zweitens haben es auch die Leser viel bequemer; sie brauchen sich nicht erst in den Gegenstand mit Hülfe der Einbildungskraft und einigen Nachdenkens hineinzuversetzen, da sie eine ganz bekannte moderne und keine entfremdete vergangene Welt vor sich sehen.

Es erhellt bereits aus dieser Erklärung, daß jener Vortheil nur eine Täuschung und eigentlich ein Nachtheil ist, groß genug, um die Existenzberechtigung solcher Behandlungen oder vielmehr Mißhandlungen der Geschichte gänzlich in Frage zu stellen.

Es sei dies noch etwas spezieller erörtert:

Unbewußt legt Jeder darauf Gewicht, daß in einer Lectüre etwas geschehe, daß man Handlungen und nicht blos Worte erblicke.

In erhöhetem Maße hat dies Verlangen das große Publikum, welches der reflictiven Betrachtung ferner und der That näher steht, als der intelligente Einzelne. Es fühlt eine natürliche Antipathie gegen abstracte Betrachtungen überhaupt. Es würde am liebsten reine Geschichte lesen, wenn es gebildeten Geist genug hätte, sich die einfachen Grundlinien derselben mit den nöthigen Details ausfüllen und den Sinn des Ganzen verstehen zu können.

Zu dieser sublimen Verbindung von poetischer Phantasie und Weltauffassung werden es aber die Massen niemals bringen. Darum soll ihnen die Geschichte durch eine dichterische Erzählung als ein reproduzirter Akt aus dem realen Weltdrama lebendig gemacht werden.

Es kommt freilich darauf an, wie dies geschieht, wenn es Werth haben und den Gesichtskreis erweitern und nicht nur durch Befriedigung einer müßigen Neugier noch tiefer den Geschmack der Menge herabziehen soll, der an und für sich schon unter Null steht.

Die Geschichte jedes Volkes, selbst des kleinsten, ist so interessant, so inhaltreich, so mannigfaltig, daß sich nichts, von der mensch-

lichen Einbildungskraft Erfundenes auch nur entfernt damit vergleichen läßt.

Alles Dichterwerk ist gegen die Lebenskraft der Wirklichkeit arm, matt und leblos.

Und wäre diese Thatsache im Mindesten verwunderlich? Gewiß nicht!

Da unsere Erfindungskraft in sich selbst gar keinen Fonds besitzt, sondern ganz darauf angewiesen ist, nur zu reproduziren und zu variiren, was die Welt aufweist; da all unser Schaffen nur ein ideales Nachahmen des real Vorhandenen ist, so muß die stilisirte Copie — das ist die Kunst — gegen das naturalistische Original — das ist die Wirklichkeit — an Reichthum und Leben zurückstehen.

Es kommt aber in der Kunst nicht auf Reichthum und Leben allein an, sondern vielmehr auf harmonische Einheit und am meisten auf die sittliche Wirkung der ausgesprochenen Grundideen.

Diese sittliche Wirkung ist in der Gesammtgeschichte eines Volkes immer an und für sich schon vollendet, geradeso wie das Bild einer gesammten Landschaftsnatur, stets in seiner Art vollendet ist.

Bei den einzelnen Vorfällen und Abschnitten aber muß die Geschichte erst wie eine einzelne Landschaft durch die dichterische Darstellung zur Klarheit der Idee erhoben, also idealisirt werden, denn Idealisirung ist nicht sowohl eine den Gegenstand verschönernde Erhebung, als vielmehr eine Herausarbeitung und Potenzirung des im Stoffe lebenden Gedankens. Wenn der Bildhauer einen großen Feldherrn idealisirt hat, so heißt das nicht, er hat ihn schöner geformt, als er war, sondern er hat den Ausdruck des Muthes, der Umsicht, des Scharfblicks 2c. auf sein schönstes Maß in dieser Persönlichkeit gesteigert.

Bis zu einem gewissen Grade, der dem factischen Bestand der

Wahrheit nicht nachtheilig ist, muß jeder geschichtliche Vortrag in der erzählenden Dichtung, wenn er ein poetisches Kunstwerk sein soll, idealisirt werden.

Anders ist dagegen die Aufgabe des Geschichtsschreibers.

Er hat es nur mit einer klaren leidenschaftlosen Darstellung der gewesenen Wirklichkeit zu thun. Er darf sich durchaus nicht zu psychologischen Erörterungen über die möglichen Motive für die Handlung seiner Personen hinreißen lassen. Nur die zweifellos sichtbaren, erwiesenen Motive darf er beleuchten, denn er beschreibt Geschichte, das ist das Geschehene und hat sich nicht um die Vermuthungen über das Warum des Geschehenen zu bekümmern. Wo er das letztere thut, tritt er aus der sicheren Sphäre des Factischen heraus und in die unsichere des Dichterischen hinein. Er wird illusorisch und macht sich zum glücklichen oder unglücklichen Errather, statt ein positiver Wisser zu bleiben, dessen Augen freilich nicht hinter den Horizont blicken oder um die Ecke schauen, dafür aber alles Das ohne Täuschung wahrnehmen und getreu schildern, was in ihrer geraden Sehlinie liegt.

Das Publikum wird sich durch einen solchen echten Historiker freilich niemals befriedigt fühlen, denn es wünscht ein Gemälde von den Persönlichkeiten zu sehen, und zwar ein nicht von den Thatsachen direct gemachtes, sondern ein von der ergänzenden Phantasie des Schriftstellers hinzugethanes. Dieser soll beständig mit seinen Erklärungen und Deutungen hinter die Coulissen leuchten. Ein Geschichtsschreiber für das Volk muß daher immer in das Handwerk der Poeten hineinpfuschen, freilich nur einseitig, indem er nicht seiner erfindenden Einbildungskraft, sondern nur seiner erklärenden Reflexion den ebenso nebelduftigen Spielraum der Vermuthungen freigiebt. Man sollte einen solchen Mann von raisonirender Thä=

tigkeit, wenn er ein höheres Streben zu verfolgen versteht, keinen Geschichtsschreiber, sondern einen Geschichtsenthüller oder Geschichtspsychologen nennen.

Am meisten muthet bei geschichtlichen Stoffen die Arbeit des Dichters die weiteren Leserkreise an. Die Dramatiker und Epiker und von diesen vorzüglich die Roman- und Novellenschreiber theilen sich in dies Geschäft, alle mit gleicher Freiheit.

Ihnen ist es Pflicht, uns die geheimen Regungen der Charaktere, die verborgenen Triebfedern der Actionen zu zeigen. Dabei dürfen sie sich nicht nur eine Aenderung der Individuen, sogar eine Abweichung von den Thatsachen, ja eine willkürliche Verrückung der Zeit erlauben, — aber nur wenn dies zur künstlerischen Wirkung ihrer Composition nothwendig ist. In diesem, aber auch nur in diesem von der Kunst sanctionirten Fall können sie Begebenheiten übergehen oder gar verleugnen, finstere Schattenseiten in ihren Helden mildern, nicht vorhanden gewesene Lichtreflexe in ihnen anbringen, früher geschehene Dinge in eine spätere Zeit und umgekehrt verlegen und endlich Motive erfinden, die in der Wirklichkeit nicht existirten.

Diese Ungebundenheit, die so lockend klingt als sie gefährlich wirkt, ist ihr Privilegium; doch sie haben dabei festzuhalten, daß sie die allgemeine Tendenz, die ihrem darzustellenden Geschichtsabschnitt innewohnende Gedankenseele nicht verlöschen oder entstellen.

Man darf nicht vergessen, daß die größten Genien das erwähnte Privilegium am wenigsten mißbrauchen. Gerade sie empfinden die meiste Pietät gegen die ehrwürdige Wirklichkeit der Thatsachen und die Fähigkeit ihres Genius giebt ihnen die Kraft, mit möglichst wenigen und in der Regel nie wesentlichen Veränderungen die historische Begebenheit in eine psychologisch und plastisch

vollkommene Dichtung zu verwandeln, in welcher die Gestalten der Vergangenheit so mitspielen, wie sie in Wahrheit gewesen sind.

Shakespeare, der hervorragendste schaffende Geist, gab hiervon die meisten Beweise. Auch Walter Scott war zuweilen ein Mächtiger in dieser Beziehung.

Die kleinsten Talente erlauben sich dagegen Alles und verbinden mit dieser Manier die kindische Unverschämtheit des Dilletanten, der da glaubt, die wichtigsten Dinge seien nur dazu da, daß er damit spiele, und die hohen Gestalten der Wirklichkeit in die Puppenstube seines Geistes verschleppe, um sie beim Copiren mit seinem festgewachsenen Storchschnabel beliebig zu verkleinern und nachher niedlich anzuziehen.

Aus diesen sogenannten historischen Dichtungen erwachsen dem Volke lauter mangelhafte oder gefälschte Begriffe über Geist und Wesen der Geschichte. Es bleibt also nur noch als verzweifelter Nutzen das Amüsement des Lesers übrig, eine Hülsenärndte, die man lieber bei gleichgültigen unhistorischen Stoffen gewinnen sollte, ohne dadurch auf Kosten der Wahrheit zu agiren. Bilder freier Stümperimagination sind zu schlechten Romanen als Material gut genug.

Keine Zeit ist nun so wenig der Wahrheit gemäß von den Romanschriftstellern behandelt worden, als die des Mittelalters. Die Fehler der Geschichtschreiber sind den Dichtern und Dichterlingen freilich entschuldigend vorausgegangen.

Jene haben sich bis auf die neueste Gegenwart nur selten die Mühe genommen, denjenigen Eindruck, der sich ihnen beim Lesen alter Chroniken und Quellen vom Zustand des Mittelalters, hauptsächlich von dessen Kulturzustand, aufprägen mußte, durch eine liebevolle Detailschilderung, auch auf die Leser ihrer eigenen Ge=

schichtswerke zu übertragen. So lernte man eine Menge Sitten und Gebräuche jener Tage gar nicht oder doch nur sehr mangelhaft kennen und machte sich von dem Gesammthabitus damaliger Verhältnisse einen sehr unrichtigen Begriff.

Am auffallendsten wird dies, wenn wir in's zwölfte, dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert, in die eigentliche Ritterzeit, blicken. Ueber ihre Zustände herrscht in Dichtungen eine Täuschung, deren romantischer Schleier, aus Unkenntniß und Ueberschätzung gewoben, alle Wirklichkeit verdeckt.

Man glaubt in solchen poetischen Erzählungen gewöhnlich Menschen vor sich zu sehen, die auf einer hohen Stufe der Bildung wandeln, dichten, Briefe schreiben, neben ihrer Tapferkeit mit dem Schwerte hinreißend die Laute spielen, sauber an ihrem Körper, keusch und sittlich in ihrem Geist sind und in herrlichen geschmackvollen Burgen und Palästen wohnen. Ihre Seele ist gefühlvoll und ihrer Sprache steht das ganze Orchester der Gedanken, wie wir es für den modernen Concertsaal der Poesie und Rhetorik ausgebildet haben, ohne Schwierigkeit zu Gebote; die weiblichen Wesen haben Zschockes Stunden der Andacht gelesen und stehen mitten im Menuett der Salongrazie.

Wie verschieden aber ist die Wahrheit von dieser schönen oder vielmehr häßlichen Lüge, denn sie macht die Menschen unwissend und schief in ihren Urtheilen!

Die alten Ritter und mittelalterlichen Fürsten waren im Allgemeinen unendlich ungebildet, abergläubisch und sittenlos. Sie wurden von den albernsten Zeitrichtungen und Vorurtheilen beherrscht, kannten wenig Cultur, lebten oft in so großer Unsauberkeit wie Völlerei, saßen nicht in Prunkgemächern, sondern in meistens erbärmlichen feuchten Behausungen auf den unbequemsten Meublen

und standen endlich den schönen Künsten in Summa noch ferner, als der spätere Landjunker, dessen echte Nachkommen das Gespött der Bildung geblieben sind. Ihr Singen und Lautenschlagen war eine bedenkliche Musik und ihre Intelligenz in der Regel so groß, daß ein solcher Held mit Recht sagen konnte:

„Man soll im Vorsaal ruhig bleiben:
Ich muß jetzt meinen Namen unterschreiben!"

Daß es zu manchen Zeiten Ausnahmen gab und sich solche, mehr noch als unter den Rittern auch vorzüglich unter dem Gelehrtenstande der Mönche befanden, ist wahr genug; aber der einzelne weiße Hirsch ändert das Fell seiner Brüder nicht.

Wollte nun ein Dichter in einem Gemälde des Mittelalters die Personen so ungelenk fühlen und so roh reden lassen, als sie es wirklich thaten, so würde dem Leser selbst die nothwendigste Illusion wie ein Schemen zerfließen. Der Autor mag immer für seine Helden durch Veredelung derselben die wärmsten Sympathien erwecken, doch braucht er dabei der allgemeinen Wahrheit keinen Abbruch zu thun.

Es gab eine Zeit in unserer Literatur, wo die Rittergeschichten und verwegenen Kämpfe der Herren von „Eulenhorst", „Unkenstein" oder „Zerbst-Hundeluft" nicht blos die deutschen Putzmachermamsels electrisirten, sondern wo beinahe die gesammte vaterländische Leserwelt des halb gebildeten Bürgerstandes durch solche Lectüre gefesselt wurde, da sich in ihr das stofflich Phantastische, Hautschauernde mit einer Glorification der rohen Kraft so wie mit einer künstlich hineingetragenen Schwärmerei der Sentimentalität verband. Es handelte sich dabei nicht blos um jene abenteuerlichen materiellen Erzähler, welche ihre Bücher schmackhaft zu machen suchten durch einen Titel wie „Mönch, Nonne und Wildschütz", oder

„Kampf und Brautnacht in der Sakristei, erzählt von einem beigesetzten Scheintodten als Augenzeugen", nein, ganz talentvolle Schriftsteller, sogar die besten der Romantiker hatten sich, oft unbewußt, die Aufgabe gestellt, das Mittelalter und sein Faustrecht auf Kosten unserer Tage und ihrer segensreichen Ordnung zu verherrlichen, indem sie die letztere mit ihren vielen Gesetzen und Formalitäten philiströs fanden und darin nur einen kleinlichen Schutz der Schwäche sahen, während sie im Mittelalter das Recht der Tyrannei ihren Helden zu Liebe vertuschten und enthusiastisch aufathmeten bei dem Hochgefühl, daß in solchen guten goldenen Zeiten der Wille und die Kraft des Mannes doch noch etwas werth gewesen sei! Daß mit dieser Kraft nicht der edele Wille, sondern gewöhnlich nur die brutale Willkühr verbunden war, verschmerzten solche Autoren leicht. Saßen sie doch hinter ihrem Arbeitstisch sehr sicher gegen todte Raubritter und vandalische Fürsten der Vergangenheit, so wie sich Mancher etwa im Binnenlande gar bequem für die Gefahren der Seestürme begeistern kann, aber schon bei einer kaum bewegten Ueberfahrt von Hamburg nach Helgoland bedeutend abgekühlt wird und mit schlecht verhaltener Bangigkeit und Melancholie des Magens den Kapitän fragt: ob die See häufig so aufgeregt sei? Was würden erst solche romantische Schriftsteller gesagt haben, hätten sie in Wirklichkeit auf einer mittelalterlichen Heerstraße wandern müssen, und plötzlich wäre hinter einem idyllischen Erlengebüsch der edele Freiherr von Schnapphahn mit seinen beiden Lieblingsknechten, dem „rothen Knochenhauer Balthasar" und Jobst, dem „Bauerwürger" hervorgesprengt, hätten sie ausgeraubt, hohnlachend gemißhandelt und so lange in einen alten Rattenkeller, das sogenannte poetische Burgverließ, geworfen, bis ihr Herr Verleger das Lösegeld gesandt!

Diese Literaturepoche liegt weit hinter uns zurück; man hat eingesehen, daß viele dieser starken „schloßgesessenen" Burschen des Mittelalters, um sich jetzt durchzuschlagen, entweder etwas lernen, oder sich für die Kraft ihrer Muskeln eine Anstellung als Markthelfer suchen müßten, im Fall ihnen nicht das Sinekurenglück der Protection zu Hülfe käme.

In der nächstfolgenden Zeit, die heute wieder um mehr als ein Jahrzehnt vorüber ist, wandte man sich ganz vom Mittelalter und aller Romantik ab und huldigte nur dem Modernen, dem Spiegelbilde der Gegenwart, den Leiden und Freuden des bürgerlichen Lebens. Selbst was der Historie entnommen wurde, lag selten über das siebzehnte Jahrhundert hinaus, am liebsten recht nahe bei uns. Dieses Streben, den vollen gegenwärtigen Pulsschlag und Lebensathem mitten auf dem Markte des Daseins darzustellen, wird immer die höchste Aufgabe der erzählenden Literatur bleiben und unsere wenigen bedeutenderen Dichter haben sich auch bis zu diesem Augenblick am meisten mit ihr beschäftigt. Wenn die Poeten immer eine getreue Schilderung ihrer Tage schrieben, was leider in manchen Epochen versäumt ward, so würde für das trefflichste Charakterbild aller Zeiten gesorgt sein.

Die Novellen- und Romanliteratur von heute neigt sich wieder in ihrer Durchschnittsmasse mehr stofflichen historischen Begebenheiten zu. Diese Wendung ging in den besseren Kräften aus einem edeln Streben hervor, aus dem Geiste unserer Gegenwart, der die Poesie der Realität, das heißt den aus der Wirklichkeit hervorgezogenen geistigen Extract liebgewonnen und als etwas Wahrhaftiges, auf Wissen, Forschung, Erfahrung und Betrachtung Beruhendes ehren gelernt hat. Der sich in der Kette von Wirkungen und Ursachen bewußtwerdende Menschheitssinn schaut nicht nur um sich,

um beobachtend im Spiegel der Kunst wiederzugeben, was mit und in uns lebt; er wendet sich auch an die Fundgruben der Geschichte, um aus ihnen heraus die Lebensseele der früheren Menschheit mit ihren damaligen Weltverhältnissen als poetisch zurückgeschaffenes Gebilde hervorsteigen zu lassen.

Man könnte diese Richtung im Grunde nur loben, da sie nicht mit rein illusorischen Poesien in der Luft schwebt, sondern auf dem festen Urgrunde des Geschehenen fußt. Talente wie Heinrich König, Wilibald Alexis, denen sich Andere von einiger Fähigkeit anschließen, haben hier durch ihre Versuche der Zukunft wichtige Winke und eine Ermuthigung für eine dereinstige Blüthe dieses erzählenden Gebiets hinterlassen.

Leider hat aber unsere moderne Vielschreiberei diese Ermuthigungen aufgefaßt, ohne den vollen heiligen Ernst der Sache mit zu übernehmen. Man hütet sich zwar, das Mittelalter romantisch verklären zu wollen, aber man greift von allen Seiten mit unkundiger Hand in alle Zeitabschnitte der Geschichte hinein.

Am meisten beängstigt dabei derjenige moderne Roman, welchen man nicht blos den geschichtlichen sondern auch zugleich den kulturgeschichtlichen zu nennen beliebt und welcher mit Vorliebe sich eben so pietätlos in das biographische Gebiet hineinwühlt, wie die Hyäne in frische Gräber.

Es ist Modeartikel dieser Industrie geworden, sich bei diesem Leichenschmaus meistens berühmte Persönlichkeiten hervorzusuchen, wobei man die große selten zu überwindende Schwierigkeit übersieht, bedeutende schöpferische Geister aus dem Gebiete der Geschichte so zu schildern und durch die Kunst zu reproduciren, daß man dieses Gemälde dem Originale der Wirklichkeit ebenbürtig nennen kann. Wer nicht selbst einen über das Gewöhnliche hinausgehenden Fonds

von Geist, Kenntnissen und Einbildungskraft besitzt, kann auch keine Charaktere zeichnen, welche jenen Fonds verrathen. Es findet sich aber am meisten, daß die biographischen Romanschriftsteller geistig tief unter dem Niveau ihrer Helden stehen und nach der Analogie der Kinder, die gern zu den Gegenständen der Erwachsenen greifen, mit solchen Aufgaben herumspielen. Schiller, Goethe, Mozart und andere Genien vom ersten Licht werden entworfen, ohne das gewaltige Rüstzeug von Gedanken, tiefer Empfindung, hochsinniger Leidenschaft und reicher Phantasie zu beachten, welches zu einem solchen ungeheuren Thema gehört. Wer hier nicht nach realer und idealistischer Seite, als Poet, Psycholog und Kulturhistoriker Höchstes zu leisten vermag, bekundet durch die Wahl solches Helden eine Anmaßung, die dadurch schwerlich versöhnen kann, daß sie mit der Lächerlichkeit ihrer selbst bezahlt.

Man kann als Leser nicht ohne ein unbehagliches Schamgefühl, das man für den Verfasser übernimmt, dergleichen kulturhistorische und biographische Romane und Novellen durchblättern. Es gehen in diesen Büchern unter dem Namen „Friedrich der Große,“ „Maria Theresia,“ „Ritter Gluck,“ „Martin Luther,“ „Washington,“ „Benjamin Franklin“ künstlich ausgestopfte Gestalten umher, die in ihren Mienen und Bewegungen kaum so gut als jene Conterfeis gelungen sind, welche wir von den Genannten schon in Wachsfigurencabinetten erblickt haben. Nur boten die letzteren den Vortheil dar, daß sie nicht sprachen, sondern nur stumm die Augen drehten und von Zeit zu Zeit den Mund auf und zuklappten, und hierbei konnte sich, wer Lust hatte, etwas Vortreffliches denken. Die jetzigen historischen Romangestalten halten phrasenhaft gepolsterte Reden, und beweisen, daß eine literarisch dargestellte Carrikatur noch viel entsetzlicher wirkt, als eine bildliche.

Und wozu soll es endlich nützen, gefeierte, der Nation lieb gewordene Persönlichkeiten, ohne Schwung und ohne Productionskraft vorzuführen? Was soll das Auftreten derselben für einen andern Eindruck hinterlassen, als den abgeblaßter Schemen und gleichmäßig geharnischter Dutzendritter, wie solche schon vor langen Jahren Wachsmann, Van der Velde, Spieß und Leibrock in ihren Erzählungen aufmarschieren ließen? Was sollen endlich Schilderungen vergangener Culturzustände für eine belehrende Wirkung haben, wenn der Kenner darin eine wahre Musterkarte von Verstößen gegen die Richtigkeit erblickt?

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, die etwas Unheimliches hat, daß fast alle jene modernen Darstellungen sich einander gleichen, wie ein Ei dem andern. Von Individualität und Originalität ist selten eine Spur zu finden. Die Personen sprechen allenthalben Dasselbe und haben ganz das nämliche geistige Kostüm an. Nicht einmal der Stil der Sprache zeigt eine andere Verschiedenheit, als daß er mehr oder weniger schlecht ist. Diese Bücher scheinen förmlich nach einem Schema, nach einem Allen gegebenen Maßstabe gearbeitet und dieser Maßstab ist die sonst allen solchen Romanschreibern gleichmäßig reich verliehene — Talentlosigkeit.

Früher wußte man wohl auch in der Literatur, wie es das Interesse einer Dichtung zu heben vermöchte, einen berühmten Mann, einen Dichter, Tonkünstler, Philosophen, Reformator oder sonstigen historischen Heros zur Hauptfigur eines Romans zu machen und ihn strebend, kämpfend, liebend und leidend zu Sieg oder Untergang schreiten zu lassen; doch man war nicht so keck, diese Aufgabe häufig zu unternehmen und wir müssen dieser Resignation dankbar sein, da sie uns so viel mißrathene Schöpfungen erspart und den Keimpunkt derselben unterdrückt hat.

Gegenwärtig baut die Eitelkeit leichtsinniger Schriftsteller über jeden Keimpunkt industriöser Romanspekulation ein warmes Mistbeet und die an sich kaum lebensfähigen Miniaturgebilde werden wie Pilze in die Höhe getrieben und wie hoffnungsvolle Palmbäume von dem vergnügten Gärtner behandelt.

Am meisten muß es auf eine verletzende Weise in Verwunderung setzen, daß so viele Schriftsteller glauben, bei der Stoffwahl ihrer biographischen, kulturgeschichtlichen, politischen und socialen Romane der Gegenwart gar nicht nahe genug auf den Leib rücken zu können. Wo es sich mehr um wissenschaftliche oder künstlerische Persönlichkeiten handelt, da hält man bis jetzt noch den Usus inne, immer erst auf den Tod Desjenigen zu warten, mit dessen Namen man die Leser anlocken will. Große Freude herrscht dann über eine zweckdienliche zeitgemäße Leiche und das Begräbniß ist wohl oft nicht so rasch vollendet als der Entwurf eines dreibändigen Romans, der sich schleunigst als literarischer Katafalk in irgend einem leeren Gehirn emporbaut. Nur weil sie sich noch wehren können, läßt man die geistigen Capacitäten, so lange sie leben in Ruhe, denn es würde viel gerechte Verstimmungen herbeiführen, wenn man z. B. schon jetzt Auerbach, Freitag, Kaulbach oder Lachner novellistisch verwenden und ihre Privatverhältnisse im Gewande der Wahrheit und Dichtung der Oeffentlichkeit zur Schau stellen wollte. Noch ist es nicht so weit gekommen, aber man darf auf den Augenblick gespannt sein, in welchem unsere aller Rücksicht feindliche Literatur-Industrie auch zu diesem Zugmittel ihre Zuflucht nehmen wird.

Hat man doch in Deutschland diesen Weg desperat gewordener Jämmerlichkeit mit manchen ähnlichen Autoritäten des Auslandes bereits eingeschlagen und sich höchstens damit begnügt, solche auszuwählen, deren Leben ein buntes, bewegtes war und durch einen

gewissen Zeitungsfeuilleton-Klatsch immer noch bunter und bewegter gemacht wurde. Eugen Sue, Alexander Dumas, Rossini und viele Andere haben das bedenkliche Glück gehabt, noch bei Lebzeiten belletristisch behandelt zu werden. Auch von ihren Landsleuten widerfuhr ihnen dasselbe. Vielleicht war ihnen diese romantische Nutznießung ihrer Person nicht unangenehm, denn sie zählt auch zu jenen neueren Charlatanmitteln, die darauf hinwirken sollen, die Haut literarisch zu conserviren und die Schönheit des fraglichen Individuums auf eine kokette Weise populär zu machen. Sie sind gleich der müßig erfundenen Anecdote eben so viele Reclamen, die das Interesse für ihren Gegenstand frisch erhalten.

Zieht man nun aber solche Romane in Betracht, welche sich Männer der That, des Militärstandes, der Politik, des Herrscherhandwerks wählen, so ändert sich die Erscheinung. Der deutsche Bücherschreiber par excellence fühlt zwar in sich gute Gründe, die ihm verbieten, seine Helden hervorzusuchen unter den deutschen noch jetzt lebenden für ihre Völker sich stets so hochsinnig aufopfernden Fürsten, unverantwortlichen Ministern, großen Generalen und hochherzigen Diplomaten, denn eine solche Verherrlichung könnte ihm nicht gut bekommen; er scheut sich aber dagegen nicht, im Auslande den ebengenannten Lebenssphären alle mögliche öffentliche Persönlichkeiten zu entnehmen, um mit diesen noch Lebenden ein desto besseres literarisches Geschäft zu machen. Napoleon III., Thiers, Changarnier, Guizot, Garibaldi, Lord Palmerston &c. werden in den verwickeltsten und geheimnißvollsten Lebensbeziehungen dargestellt und bewegen sich fortwährend als redende Figuren auf offener Scene der erzählenden Dichtung. Je nach der Art wie die Schriftsteller diese Personen auffassen und sie in einem günstigen oder ungünstigen Licht behandeln wollen, beuten sie deren

Vergangenheit aus und erfinden mit der sogenannten licentia poëtica eine Anzahl von Begebenheiten und Thaten, um durch diese Lügen die Handelnden zu glorificiren oder zu verleumden.

Dieses Verfahren macht einen doppelten Eindruck, nach zwei verschiedenen Seiten hin. Die gemeine Neugier, Verehrungs- oder Scandallust des großen Haufens wird dadurch gefesselt, denn der große Haufe hält bekanntlich im historischen Roman Alles für Wahrheit und erbaut sich am besten, wenn noch Lebende, womöglich einflußreiche Personen vor seinen Augen moralisch nackt ausgezogen werden. Ist der Betreffende, wie es sich leicht bei den großen und kleinen Lenkern der Weltgeschichte vorfindet, trotz alles äußeren Glanzes ein gemeinschädliches Subject, so besieht sich die Menge mit sogenanntem sittlichen Vergnügen jeden Geißelhieb, den man der Haut des Gemaßregelten beibringt; ist dieser ein gefeierter Mann, so wird seine geschmackloseste Apotheose bejubelt.

Die vernünftige Minorität muß durch ein solches Verfahren mit Entrüstung erfüllt werden. Zunächst liegt darin eine empörende Indiscretion gegen alle gesellschaftlichen Rechte, ein literarisches Wühlen, welches noch gemeiner, weil abgefeimter als die niedrigste Klatscherei im Alltagsleben ist. Anderntheils versucht diese Manier alle historische Aufklärung des Publikums zu verwirren und zu verdunkeln, indem sie sich mit dem Auge blinder Vermuthung hellsehend geberdet und über schwebende Processe mit vorlauter Ungründlichkeit den Spruch fällt, ehe die Acten nur geordnet, geschweige geschlossen sind. Es müßte auf die so gemißhandelten geschichtlichen Personen unserer Gegenwart einen für die Schriftsteller von ihrem Lebensroman höchst blamirenden Eindruck machen, wenn jene alles das lesen würden, was man ihnen an Absichten, Handlungen und Worten andichtet. Autoren, welche niemals aus dem Weichbilde

ihrer verkommenen Privatexistenz herausgetreten sind und außer ihrer sich unnütz machenden Phantasie keinerlei Weltverbindungen besitzen, führen ihren Lesern mit wörtlicher Anführung der Rede und Gegenrede, mit allem Zubehör der persönlichen Impulse die hervorragendsten europäischen Kabinetsverhandlungen, die intriguantesten Unternehmungen verliebter Fürsten und die ausgesuchtesten Gaunerstreiche der Diplomaten mit einer Zuversichtlichkeit vor, als wären sie bei all diesen Actionen Augenzeugen gewesen. Und zu dieser Arroganz kommt noch, daß die erzählten Vorfälle oft kaum vor ein paar Jahren geschehen und zuweilen denen noch nicht einmal völlig entschleiert sind, die selbst dabei Helfershelfer waren.

Die Rolle vom Poeten und die vom Genius der Allwissenheit fällt allerdings in höchster Instanz in eins zusammen, doch wird man wohlthun, diese dichterische Freiheit und Divinationsgabe nicht an den gestrigen Tag zu knüpfen.

Für die Jünger dieser traurigen Industrie ist's jedenfalls ein Verlust, daß es sich nicht möglich machen läßt, schon im Voraus novellistisch zu behandeln, wie sich gewisse europäische Fürsten mit ihren Ministern und Agitatoren bei noch nicht geschehenen Actionen der nächsten Zukunft benehmen werden, um dann diesen „historischen Roman" mit den Thatsachen a tempo im Buchhandel erscheinen zu lassen. Diese effectvolle Einrichtung gliche derjenigen, welche von einem schwedischen humoristischen Dichter in der Hölle geschildert wird, indem dort die Zeitungen zu rascherer Befriedigung der Neugier einen Tag früher ausgegeben werden, als die darin besprochenen Ereignisse geschehen.

In der That kann man das Publikum nicht genug vor derartiger Lectüre warnen, denn es untergräbt sich dadurch seine Bildung, indem es sich von berühmten weltgeschichtlichen Vorgängen, die es

nur ganz allgemein kennt, eine spezielle, aber leider durchaus falsche, der Wirklichkeit entgegenstehende Anschauung verschafft. Es ist das eine complete Ironie gegen das an sich schöne Bestreben, sich unterrichten zu wollen.

Die seichten popularisirenden Schriften über Naturkunde treiben es in ihrer Gemeinschädlichkeit lange nicht so weit. Sie verschweigen wohl hier und da die Wahrheit aus Prüderie eines verschrobenen Anstandgefühls, welches ihnen mit dem Beifall eben so verschrobener Kreise wohlfeil genug bezahlt wird. Jedoch wagen sie es nicht, wo es ihrer Laune und literarischen Bequemlichkeit gut dünken könnte, ein beliebiges Stück Wahrheit und Wirklichkeit zu fälschen, gleich den Novellisten, welche willkührliche Erfindungen ihrer Einbildungskraft für Thatsachen ausgeben und nicht nur manchen selbstgemachten Homunculus unter die echten historischen Gestalten mischen, sondern den letzteren sogar modern frisirte Perrücken und einen Automatenkopf aufsetzen.

Die Dialoge, welche in diesen Erzählungen geführt werden, sind nicht für die Wahrheit des Lebens, sie sind für einen niedrigen Bühneneffekt berechnet. Die handelnden Personen haben fortwährend die elegantesten Tiraden mit Schlagwörtern und Beziehungen auf die politischen und socialen Verhältnisse der Gegenwart im Munde, und eine Intrigue jagt die andere, so daß die Action wie eine Schachpartie vorüber schreitet. Keine Spur findet sich darin von den eigenthümlichen Gedankenkreisen und gesellschaftlichen Anschauungen früherer Tage.

Solche Novellen- und Romangebilde, wie sie jetzt leider täglich erscheinen und die wichtigsten Fragen der Geschichte mit anmaßender Keckheit behandeln, sind eine Spottgeburt unserer

fabrikmäßigen Literatur, und wenn ich mich hier ein für allemal im Allgemeinen über diese unreife manierirte Verschrobenheit ausgesprochen habe, so werden sich künftig spezielle Urtheile um so leichter in diesen Rahmen einreihen lassen. Ich schließe mit dem aufrichtigen Erstaunen darüber, daß die zahlreichen deutschen Gelehrten im Gebiete der Geschichtswissenschaft es sich nicht zum guten Zwecke angelegen sein lassen, von Zeit zu Zeit Werke in ihrer völligen Nichtigkeit zu brandmarken, die so viel dazu beitragen, die wirkliche Intelligenz des Publikums irre zu leiten und auf falsche Pfade zu führen. Etwas Ungehöriges vernichten ist auch ein Schaffen, ein Hinwegschaffen, damit für etwas Tüchtiges Platz und Einfluß erstehe.

Die gegenwärtige Stilverschlechterung.

Auch diese betrübende Erscheinung wird uns ganz besonders von der erzählenden Dichtung nahe gerückt.

Man nehme aus der sogenannten classischen Periode unserer Literatur eine Anzahl Bücher von den verschiedensten Autoren, großen und kleinen, zur Hand; man lese in denselben und vergleiche dann unbefangen den damaligen deutschen Stil mit dem heute herrschenden. Man erwäge ferner, daß die Entwicklung unserer Sprache ebenso wie die der allgemeinen Bildung fortgeschritten ist; daß wir, was damals noch nicht der Fall war, die erhabensten Schriftsteller als Vorbilder, als eine wahre lebendige Akademie der Geister, besitzen, also verhältnißmäßig viel mehr Ansprüche an die Form unserer modernen Leistungen machen können, als an die der früheren: und man wird gestehen müssen, daß sich das liebe Deutsch und die Pflege des Stils verschlechtert haben.

Die stilische Haltung der Zeitungen und der periodischen Presse darf uns weniger direct kümmern, denn was für den Tag und im Drange des Tages geschrieben ist, daran hat man kein Recht, die strengsten Maßstäbe zu halten. Indirect begehen aber die journa-

listischen Blätter durch ihre üble Behandlung der Sprache gleichfalls ein großes Verbrechen, denn nicht mehr wie sonst in nur mäßiger Quantität hervortretend, bilden sie gegenwärtig durch ihre Vielheit und Massenhaftigkeit einen wesentlichen Bestandtheil der literarischen Production überhaupt. Ihre oberflächliche Ausdrucksform aber gewöhnt Laien wie Fachmännern einen untergeordneten Geschmack an. Die Empfindlichkeit des Urtheils gegen die Mängel des Flüchtigen, ja Fehlerhaften stumpft sich ab und die Toleranz gegen fremde Sünden bringt ein weites Gewissen auch gegen die eigenen hervor. Diesen bösen Samen der Geschmacklosigkeit und Fehlerhaftigkeit auf den menschlichen Urboden des ästhetischen Gefühls auszustreuen, ist gewiß kein geringes Vergehen gegen die Mitwelt.

Viel strenger aber muß man es richten, wenn in der Buchliteratur dieselbe Versündigung auftritt. Hier findet nicht wie in der Journalistik, die Entschuldigung oft mangelnder Zeit ein Recht. Wer Bücher schreibt, kann so lange daran arbeiten, wie er will; die Literaturgeschichte und das Publikum fragen immer nur, wie die Bücher sind, nicht, wie viel Zeit man dazu verwandt hat.

Gerade aber in der Bücherwelt von heute erblickt man eine ungeheure stilistische Mangelhaftigkeit. Selbst Männer, deren hohe Bildung nicht zu bezweifeln ist, geben sich der seltsamsten Nachläßsigkeit hin. Was diese Nachlässigkeit zu Wege bringt, wird durch die Schwierigkeit unserer deutschen Sprache zu einem außerordentlich beklagenswerthen Erfolg gesteigert.

Wir haben keine Sprache wie die Franzosen, die in der abgeschlossenen Starrheit tyrannischer Regeln festgebannt ist. Die französische Sprache ist akademisirt, jede bestimmte Phrase geaicht; es kann nur so und nicht anders heißen; Tradition und Usus be-

herrschen jede Beugung, jede Satzconstruction. Wer abweichend spricht oder schreibt, möchte es auch grammatikalisch noch so richtig sein, wird stets mit der unlogischen, aber für den Franzosen vollkommen genügenden Motivirung getadelt werden, daß man so nicht sagen dürfe, weil man so nicht zu sagen pflegt.

Diese stabilen Ueberlieferungen des Sprachgebrauchs werden wohl dem Deutschen in Frankreich schwer, weil er Ausländer ist und ihm die Ungebundenheit des Ausdrucks in der Natur liegt; der gebildete Franzose macht sich jedoch bald mit den Convenienzen seiner Sprache bekannt und lernt auswendig die Herbergssprüche der Pariser Akademie, die nur im Laufe der Zeit durch kleine Veränderungen sanctionirter Geschmacksarabesken erweitert werden. Wer hierin gefirmt ist, hat die Richtigkeit und Ueblichkeit der französischen Sprache als Eigenthum errungen.

Freilich sind jene Qualitäten noch nicht der auch dem Franzosen erreichbare Gewinn eines Stils, welcher zugleich die persönliche Art und Weise des Ausdrucks darstellt; aber man kann sie statt des Stils hinnehmen, den sie zur Noth vertreten, gerade so wie durch feste Umgangsformen für den äußerlichen Verkehr der Charakter ersetzt werden kann.

Gar anders verhält es sich mit unserer deutschen Sprache. Sie hat eine nicht minder strenge und detaillirte Grammatik, als die unserer zungenfertigen Nachbarn und gleichfalls einen allgemeinen Usus. Doch dieser hat nichts Bindendes. Wir besitzen nicht eine akademische Grammatik des schematischen Systems, der allgemeinen Modemanier, der fertigen Phrase; sondern blos eine solche, welche die freilich bei uns unendlich zahlreichen und schwierigen Elemente lehrt. Mit diesen ausgerüstet kann sich der Deutsche eine persönliche Manier bilden und mit viel mehr Recht als der Franzose

ausrufen: le stile c'est l'homme! Er darf reden, wie er will, wenn seine Sprachbehandlung nur Logik und Geschmack hat.

Diese Freiheit ist nicht nur lockend, sondern großartig und segensreich. Sie gestattet eine schrankenlose Fortentwickelung und dem Einzelnen die lebendige Freude, sich aus der Sprache nach eigenem Schnitt ein Zaubergewand zu bilden, welches der Gestalt seines Charakters anpaßt, so daß man in jedem Faltenwurf den Abdruck des inneren Gehaltes erblickt. Der Deutsche kann sein Individuum in der Sprache vollkommen austragen, und dieses Beginnen bei Aufrechthaltung der grammatikalischen und ästhetischen Gesetze, bildet den Stil.

Soll dieser Stil aber als ein fesselnder wohlthuender oder gar schöner erscheinen, so muß auch das redende Individuum durch jene Eigenschaften geschmückt sein. Trifft Letzteres nicht zu, und bemüht sich der Schriftsteller dennoch, seiner Schreibweise jene Reize scheinbar zu geben, so wird sich sein Wesen mii seinem Stil, sein Inhalt mit seiner Form in einem fortwährenden heimlichen Kampfe befinden, und um diesen Contrast zu verdecken, muß er zur Koketterie, zur Schminke, das ist zur Lüge, greifen. Noch widerwärtiger wird der Eindruck, wenn im Grunde liebenswürdige, harmonische Charaktere durch ihren Stil eine andere schroffe, frappante Natur erheucheln, ihr Wesen künstlich brüskiren, um sich als „interessante originelle Kerle" hinzustellen. Sie schlüpfen dann gewöhnlich in das Gewand, d. h. in die Manier eines andern todten oder lebenden Schriftstellers hinein und wandeln zur Schande ihrer Vernunft und Selbständigkeit durch die ernstesten Zeiten der Literatur dahin, als ob ein einziger Narr die Kraft hätte, das Getriebe seiner ganzen Umgebung in einen ewigen Fasching zu verwandeln.

Wir dürfen also annehmen, daß es im Französischen und

Deutschen, wie überhaupt in allen Sprachen, einen durchgehenden Universalstil giebt, der aus der grammatikalischen Richtigkeit innerhalb des allgemeinen, durch Geschmack geläuterten Sprachusus besteht und bei uns ein „gutes Deutsch" genannt wird. Daneben existirt jener höhere Stil, welcher die Sprache gewordene Persönlichkeit des Schreibenden mit dem Ganzen seiner Gefühls und Verstandeswelt ist.

Dieser Stil, der als Abspiegelung und Verklärung der Natur, also als Objectivirung der Subjectivität den Erzeugnissen wahrhafter Kunst angehört, ist nur von Wenigen zu verlangen, da er nur wenigen Auserwählten erreichbar sein kann. Dennoch wird mehr oder minder jeder fleißige Autor ein gewisses immer schon wohlthuendes Minimum dieses individuellen höheren Stils sich zueignen, wenn er neben der feinern grammatikalischen Spracharchitectur darauf achtet, einfach natürlich und ungekünstelt zu bleiben und nur zu schreiben, was ihm aus voller Seele kommt und was durch selbständiges Denken sein Eigenthum wurde.

Das „gute Deutsch" aber mit seiner ganzen Accuratesse eines saubern Geschmacks muß man ohne Ausnahme von jedem Autor fordern. Wer ein Buch emporhebt, sollte es mit der festen Ueberzeugung thun können, daß er, möge ihn der Geist des Inhalts ansprechen oder nicht, wenigstens ein Werk in Händen hält, das in seiner Form vollkommen correkt und durch den größten Fleiß gereinigt, abgerundet und schulgerecht dasteht. Jedem jungen Menschen müßte es von diesem Gesichtspunkte aus als Anhalt dienen können.

Wie aber ist es in der Wirklichkeit? Man möchte sich der Beantwortung dieser ernsten Frage schämen.

Niemals sind so viele Bücher mit einem flüchtigen, saloppen ja ganz erbärmlichen Stil erschienen, als gerade jetzt. Und nicht

allein Nachlässigkeiten finden sich in drei Viertheilen der sämmtlichen modernen Werke vor, sondern sogar in vielen derselben directe Sprachfehler in blühendster Fülle. Leser die nicht ganz fest sind, können in ihrem kleinen Fonds des richtigen Wissens ordentlich erschüttert und confus gemacht werden. Ein guter deutscher Gymnasiallehrer würde einem Schüler der obern Classen kaum eine dieser schlechten Satzconstructionen und grammatikalischen Incorrectheiten hingehen lassen, wie man sie jetzt zu Hunderten auf schönem Papier gedruckt findet. Was der Autor als Lehrling der Bildung nicht ohne Tadel sagen durfte, darunter setzt er als vermeintlicher Meister seinen vollen Vor- und Zunamen und stellt es ganz Deutschland zur Schau. Eine solche persönliche Anmaßung und Geringschätzung der Intelligenz ist unendlich empörend.

Zu jenen blamablen Schnitzern, schwerfälligen Satzbildungen, geschmacklosen Wiederholungen desselben Beiworts; zu jenen falsch angewandten Zurückbeziehungen des beabsichtigten Sinnes auf ein früher genanntes Object; zu jenen disharmonischen Beiordnungen und Unterordnungen der Nebensätze; zu jenen knabenhaften Bocksprüngen des Periodenbaues, — zu all' jenen Fehlern gesellen sich noch eine Menge neuerfundene Ausdrucksweisen, die oft so barok und disharmonisch sind, wie ihre Schöpfer, und den vorlauten, stümperhaften Eindruck ihres Stils complet machen.

Ich habe schon oben bemerkt, daß an solchem Uebel nicht immer Mangel an Bildung die Schuld trägt. Wohl aber thut dies die Flüchtigkeit bei allen Schriftstellern, welche von dieser Unreinlichkeit der Sprache behaftet sind: während selbst der Wissende durch Eile verhindert wird, sein Wissen und seinen Geschmack reden zu lassen, muß der Halbgebildete und Unwissende, sobald er sich hetzt und treibt, noch viel compactere Schülerhaftigkeiten zuwege bringen. Mit

Ruhe des Nachdenkens und Aufwand all seiner schwachen Mittel würde er manchen Schandflecken seines Buches vermieden haben.

Wir wollen daher in unserm Bedauern über diesen beklagenswerthen Zustand der modernen Literatur keinen Nachdruck auf die Lückenhaftigkeit der Bildung vieler Autoren legen und auch keinen auf die Masse der Talentlosen, welche aus Eitelkeit sich zur Feder drängen. Mit beiden Parteien hat die eigentliche Literatur streng genommen, nichts zu thun, denn beide sind Unberufene, da zur Gerechtsamkeit des Berufs vor Allem Bildung und Befähigung gehören.

Wohl aber ist die Unsitte der Raschschreiberei Veranlassung des Krebsschadens. Unsere Sprache ist so schwierig zu bewältigen, daß die größten Geister all ihre Kraft zusammennehmen mußten, um tadellos damit zu Stande zu kommen. Freilich besaßen diese auch das schönste einzig wirksame Mittel, der Vollendung nahe zu treten, und dieses Mittel heißt: heilige Scheu und Hochachtung vor dem Genius der deutschen Literatur und vor der Würde ihrer grammatikalischen und ästhetischen Gesetze. —

Ein Wort an die Ambition der lesenden Frauen.

Die Gegenwart hat eine durchaus realistische, oft materielle Richtung und daneben eine streng wissenschaftliche, zu der noch mehr und mehr ein politisches Element hinzutritt. Man hat mit einiger Uebertreibung aber nicht ganz mit Unrecht den Ausspruch gethan: „Männer lesen nur noch Politik oder in praktische, wissenschaftliche Fächer Einschlagendes. Auch das Gebiet der Dichtung, des Romans, des Dramas wird von dieser strengen Auswahl betroffen. Alle andere Lectüre, besonders die idealistische, idyllische, echt belletristische im klassischen und modernen Sinn ist nur noch für die Frauen da."

Dies klingt hart, aber enthält viel Wahrheit.

Den Frauen müssen die Autoren, welche in jenen Stoffen der Belletristik arbeiten, zu Gefallen und nach Geschmack und Laune schreiben; wenn ihre Produktionen in den Leihbibliotheken benutzt oder gar im vereinsamten Buchladen gekauft werden sollen. Wer es in diesem Genre mit den Frauen verdirbt, hat kein Publikum mehr. Da aber die großen Massen der weiblichen Seelen flüchtig, ohne tieferes Urtheil und nur auf elegante Unterhaltung erpicht sind, so muß die Strenge und Gedankenschwere ausgeschieden werden aus den Werken, die sich auf solche Kreise stützen. Um ein Buch

unter hundert Zerstreuungen kleinster Art genießen und in einer Theegesellschaft ohne Mühe besprechen zu können, — dazu muß es nicht blos in seiner Form decent und faßlich, sondern auch in seinem Inhalt durchsichtig, um nicht zu sagen, hübsch leer sein. Die Sachlage würde sich, auch bei einem Damenpublikum, günstiger stellen, wenn die Damen noch wie früher sich in der Conversation und im Leben der Bildung tüchtiger Männer von Geist und Kenntnissen anlehnten und sich so mit Ernst in Sphären heimisch machten, die ihnen zwar keineswegs verschlossen sind, aber doch den Genius männlicher Gesammtbildung erfordern, um fruchtbringend erfaßt und richtig verstanden zu werden.

Gegenwärtig sind nun die Frauen zwar keineswegs von den Männern gesonderter als früher; ja sie leben sogar, wenn man den allgemeinen Ausdruck gelten lassen und richtig verstehen will, viel emancipirter. Sie bilden sehr gern einen geistig getrennten Salon für sich, einen Zirkel, der seine eigenen Interessen hat oder zu haben glaubt, und während sie sich sonst den männlichen Capazitäten fragend anschlossen, folgen sie jetzt der Stimmführung ihrer eigenen Koryphäen. Diese sind die Schriftstellerinnen, bescheiden ausgedrückt, eine Heerschaar, die unter ihrem wirklichen Namen oder anonym und pseudonym in der Literatur thätig ist.

Wäre es nun besser, wenn sich das Damenpublikum lieber zum Geschmack der Männer gehalten und von ihm gleichfalls den Widerwillen gegen die moderne Belletristik gelernt hätte?

Scheinbar nicht, aber in Wahrheit doch; denn jener Widerwille würde dann gar nicht in solchem Maße bei den Männern entstanden sein. Er ist eine natürliche Frucht derjenigen Lectüre, welche mit eben so viel Arroganz als beleidigender Geringschätzung auf weibliche Kreise berechnet ist und sich an dem Genre gefälliger

Fadheiten und voreiliger weiblicher Produktionen eine unpassende Ermuthigung nimmt. Diese Lectüre ist es, welche die Literatur überfluthet, und mit dem Strome des verirrten Geschmacks schwimmend, das Flußbett desselben noch breiter und wasserreicher macht.

Auf Rechnung jener Frauenkreise, welche man für einsichtslos genug hält, um das Mittelmäßigste zu lesen und es sich von urtheilsarmen Männern in Goldschnitt gebunden auf den Weihnachtstisch legen zu lassen, auf Rechnung jener Frauenkreise wird viel von den Bücherfabrikanten gesündigt. Man hält es für erlaubt, ja für zweckmäßig, den Geschmack der Frauen durch manierirte, kokett parfümirte Kost immer tiefer herabzuziehen, damit ihn endlich jeder überspannte, unreife Literaturjüngling und jedes erwachsene Institutfräulein mit trübseligen Produktionen befriedigen könne.

Die Frauen sollten sich aber mit Stolz und Selbstgefühl, und die dies nicht können, wenigstens mit verletzter Eitelkeit aufraffen und sich eine solche Zumuthung und Behandlung nicht länger gefallen lassen. Sie sollten nicht „schöne", „geneigte", „freundliche" und „nachsichtige", sondern nur kluge und achtunggebietende Leserinnen sein wollen.

Wenn es mit der Kritik des Inhalts der Bücher nicht immer und nicht gleich bei Allen gehen will, so sollten die Frauen von ihrer Lektüre mindestens Eins verlangen: Saubere Accuratesse einer soliden Form. Fordert man doch auch von weiblichen Handarbeiten, welche der Oeffentlichkeit vorgelegt werden, daß sie accurat, sauber und mit Fleiß angefertigt sind; wie könnten geistige Erzeugnisse, deren Gebrauch meistens für die Damenwelt bestimmt ist, sich durch Saloperien empfehlen?

Diese gediegenere Technik würde schon auf zweifache Weise Heil bringen: durch einen nothwendig größeren Zeitaufwand,

der die Raschmacher in der Literatur hinderte, so zahlreiche Editionen zu liefern; und ferner durch das Bekenntniß von etwas sittlichem Respect vor den Lesern. Was würden die Frauen sagen über einen leichtfüßigen Schneider, der ihnen ihre Kleider mit Bindfaden zusammenheften und nicht für eine menschliche Figur, sondern etwa für einen Orang-Utang passend machen wollte? Und doch sind viele hauptsächlich für sie geschriebene Bücher, gegen die sie sich keineswegs ereifern, sondern sie gut gelaunt lesen, nicht um ein Haar besser, als solche verpfuschte Schneiderarbeiten und geistige Affenkleider.

Sich dieses Zustandes bewußt zu werden und ihn nach Möglichkeit zu ändern, möchte wohl eine Ehrensache für das schöne Geschlecht und für die Cultur der Nation sein, denn die Cultur einer Nation wird gleichmäßig gebildet von den Frauen, wie von den Männern.

Wäre es nun bei der Ueberfülle von Stoff für die weiblichen Kreise so schwer, in ihrem Urtheil über die Literatur einigermaßen das Richtige zu treffen? Es hat den Anschein, wenigstens für viele Frauen, denn bei großer Empfänglichkeit für das Geistige hatte doch nicht Jede Gelegenheit sich ästhetisch zu entwickeln. Woran sich nun halten?

Eine unparteische moderne Literaturgeschichte giebt es nicht, und gäbe es eine, so ginge sie doch höchstens bis auf heute und nicht bis auf morgen, wo wieder ein neuer Dichter auftauchen wird. Ein umfassendes kritisches Literaturblatt, das zugleich competent und lesbar ist, existirt eben so wenig. Im Gegentheil bemühen sich hundert Blätter durch ihr Partei- und Coteriewesen, oder durch ihre Einseitigkeit, das etwa noch gesunde Urtheil des Publikums zu verwirren. Die wenigen redlichen Stimmen verhallen zum Theil in diesem böswilligen und unvernünftigen Geschrei, oder sie erscheinen

der Bonhomie, der Dummheit und Lobhudelei gegenüber wie mißliebige Tadler. Aus den Gesprächen der Gesellschaft im Salon ist auch wenig zu lernen, denn ihrem ambulanten Geplapper empfiehlt sich die große Bequemlichkeit des schlechten vulgären Geschmacks.

So scheinen denn in der That alle Anhaltepunkte zu fehlen; doch ist dies Täuschung, denn noch giebt es deren, welche den guten Willen niemals im Stich lassen.

Besonders gehört dazu die Bildung des Geschmacks, selbst die unwillkührliche, durch die Wahl anerkannt ausgezeichneter Lektüre, älterer und neuerer. Zumeist eignen sich dazu unsere deutschen Classiker; ihr Genuß muß aber nicht, wie gewöhnlich geschieht, nur in unreifen, zerstreuten Jugendjahren stattfinden, in denen sie nicht verstanden werden, sondern in Zeiten der Reife, für die alles Tüchtigste berechnet ist.

Man glaube dabei ja nicht, daß uns unsere Classiker die Empfänglichkeit für die wohlberechtigten poetischen Produkte anderer Zeitperioden verschließen könnten. Wer z. B. die lyrischen Dichtungen von Göthe, Schiller, Uhland und Anderen seinem Geiste ganz zu eigen gemacht hat, wird deßhalb keine geringere Freude an den Reizen und Schönheiten empfinden, welche die Gedichte von Lenau, Heine, Meißner, Storm, Lingg zum Theil darbieten. Freilich wird sein Blick geschärft sein für Einseitigkeiten, Manieren oder gar Krankheiten und sittliche Verkrüppelungen, wie sie sich hier und da in letzterer Wesenheit bei dem begabtesten der modernen Lyriker, bei Heine, finden; daneben aber wird ein so geschulter Lesergeschmack immer fühlen, daß er es mit Poeten zu thun hat, die da wissen, was sie wollen, und auf Idealität, Kraft und Ewigkeit ihrer Leistungen hinarbeiten. Hierein läßt sich eine geistig geübte Zunge nur höchst selten täuschen, und wenn es wirklich einmal durch Glätte der Form

und Gefälligkeit der Empfindungen geschieht, wie z. B. bei vielen Sachen Geibel's, so ist der Irrthum doch kein unbedingter.

Dieselbe Anleitung zur richtigen Beurtheilung des Neueren läßt sich aus der classischen Literatur auch für jede andere Dichtungsgattung entnehmen, und besonders ist gerade die weibliche Natur stark darin bevorzugt, durch einen überaus feinen, richtigen Takt und Tastsinn der empfindenden Seele zu ersetzen, was ihr etwa für den Augenblick an kritischer Beweiskraft nicht zu Gebote steht.

Und noch ein ergänzendes Mittel schließt sich dem an.

Wohl ist im Grunde jener Ausspruch wahr, daß Männer nur noch politische oder sonst realpraktische Lektüre treiben; aber die traurige, sterile Verstandeszeit ist noch nicht da und wird Gottlob nicht kommen, in der es nicht viele treffliche Ausnahmen von dieser Regel gäbe. Ueberall finden sich Männer von reinstem inneren Fonds der Gemüthstiefe, welche den Gang und die besseren Erscheinungen unserer Literatur mit Liebe verfolgen.

Solche Personen sollten in keinem größeren Familienzirkel, in keinem Salon fehlen. Ist ihr Äußeres auch zuweilen ein wenig schroff oder hinter der neuesten Mode zurück, so wirkt ihre Unterhaltung doch förderndr und interessanter, als das Gespräch jener galanten Wildfänge und sinnigen Gimpel, welche im Sommer ihre Conversation mit dem schönen Wetter und im Winter mit der Frage nach dem Ballbesuch anfangen, einige Phrasen über Badeleben oder Theater daran knüpfen, das Lorgnon in's Auge pressen und den Damen schließlich mit der Ueberraschung eines Kurzsichtigen sagen, wie unvergleichlich sie heute wieder aussehen. Morgen wiederholt sich diese Scene mit einigen Varianten und wirkt leider immer neu auf die Schwäche der so fad Geschmeichelten.

Es ist natürlich nicht möglich und wünschenswerth, diese ritter-

lichen, auf Taille verschworenen Gestalten aus der gebildeten Gesellschaft zu verbannen. Als die schöngeformten lebendigen Kleiderstöcke des Modejournals sind sie eine äußere Zierde und ein unentbehrliches Menschenmöbel im Salon und geben zugleich die brauchbarsten Arbeitsleute im Tanzsaal ab. Aber man sollte ihnen immer ein paar solcher Köpfe zur Seite halten, die über dasjenige reden können, wozu jene zu dumm sind. Dadurch würde das Gleichgewicht hergestellt und die so sehr bildungsfähige Intelligenz und Wißbegierde der Frauen erweitert.

Endlich aber darf man der Damenwelt noch Eins empfehlen: größtes Mißtrauen gegen neue Erscheinungen in der Literatur. Unter je zwanzig Büchern befindet sich immer nur ein gutes oder vorzügliches und ein zweites, welches erträglich ist. Alle übrigen sind Maculatur und nur zum Malheur der Literatur und zum Wohl der Papiermüller und Buchdruckereibesitzer gemacht. Mißtrauen hilft neben wohlgeschultem Geschmack, Takt und lehrreichem Umgang oft das Verfehlte vom Tüchtigen sondern, und diesem wird sich dann das Wohlwollen und die Hingabe, welche für das Edle und Schöne in der weiblichen Seele jederzeit bereit liegt, mit um so berechtigterer Wärme zuwenden können.

Im Gegentheil aber muß es für graziöse Frauenhände ein niederdrückendes Gefühl sein, den Lorbeerkranz auf eine beschränkte oder freche Stirn gedrückt zu haben. Die Ringelstechen und Turniere des Geistes sind freilich schwerer zu beurtheilen, aber auch viel wichtiger, als die der alten Kämpen und Stegreifritter.

Zur Charakteristik der niederländischen Literatur.

Hendrik Conscience.

Einzelne Werke werden später Gelegenheit bieten, auf die englische und französische Romanliteratur einen Seitenblick zu werfen; nicht so auf die uns enger verwandte niederländische, dänische und skandinavische. Und doch möchte ein Streiflicht im Zeitinteresse liegen. Es sei kurz und flüchtig.

Man kann unter allen dänischen Schriftstellern keinen finden, der sich mit Hendrik Conscience in eine spezielle Parallele setzen ließe. Wohl aber weist die gesammte dänische Literatur mit der gesammten niederländischen — wir nehmen Niederland in der allgemeinen alten Bedeutung des Wortes — recht sehr auf einen Vergleich hin, und zwar in den Schattenseiten.

Diese Literaturen, — und man könnte zu ihnen bedingungsweise auch die Norwegens und Schwedens hinzurechnen, — entbehren der Primitivetät, der historischen Ursprünglichkeit. Beide Nationen sind Töchterstämme Germaniens, wie, abgesehen von aller Geschichte, allein schon das Volkslied, dies sicherste Anzeichen von der Zusammensetzung der Racen, nachweist. Bei der einen Nation ist das deutsche

Element mit dem skandinavischen, bei der andern mit dem gallischen gemischt, doch immer so, daß die zahlreichen Partikel des großen Mutterlandes den Hauptton aufrecht erhalten.

Eine solche Grenzlage und Amalgamirung mit einem fremden Nachbarvolke, die selbst die Sprache umwandelt oder sie ganz zu der des Auslandes macht, kann nie in Wissenschaften und Künsten, nie in der Literatur, welche die Erzeugerin und Lenkerin von jenen ist, eine eigene in sich ruhende Selbständigkeit emporwachsen lassen. Das Anlehnen und Heraufranken an den stärkern, mit einer originalen Basis versehenen Umgebungen ist hier Grundbedingung, und es kann uns nur noch interessiren, wie dies geschieht.

Die Praxis bestätigt jene Theorie, nach welcher auch der Epheu die Höhe des Eichbaums gewinnt, dabei aber immer ein Rankengewächs bleiben muß.

Durch das Concrete eine Erleichterung zu haben, rufen wir uns das Wirken von Oehlenschläger, Hollberg, Andersen, St. Hermidad, Winther, Herz ins Gedächtniß zurück. Ihre Leistungen haben angenehme Stunden verschafft, ja sie stehen in vieler Beziehung trefflich da. Aber man muß sich schon freuen, in ihnen ein persönliches Individuum zu finden; auf ein nationales Individuum dieser Literatur, auf eine durch ursprüngliche Selbstkraft erzeugte historische Einheit der Schöpfungen ist ganz zu verzichten. Die ältern und neuern Dichter der Dänen haben nicht nur das alte grauensüße, von Runen und Hühnengräbern durchschimmerte Dunkel der rohen skandinavischen Heldenromantik mit den Formen und der Behandlungsweise der deutschen Classicität zu vereinigen gesucht; sondern sie verschmähten es auch in Roman und Novelle nicht, die Nachahmer der Franzosen und der agilen Pariser Salonliteratur zu werden. Wie viel holde, reizend natürliche Wirkungen des Talents

bei diesem innern und äußern Conglommerat noch übrig blieben, hat die deutsche Literatur gerecht genug erkannt.

Die niederländische Poesie giebt ein ähnliches Resultat.

Die Namen Conscience, Toussaint, Cornelius von Schaick, Jan van Beers und andere, an die der Leser je nach seiner Bekanntschaft mit dieser Literatur denken möge, gewähren einen Anhalt. Wir finden dann nach einer unbefangenen Rundschau: daß die Niederländer ihre großen historischen Erinnerungen und ihr genrebildliches Stillleben gewöhnlich mit glücklichem Instinct festhielten; aber einestheils getrieben von innerm organischen Deutschthum, anderntheils von der Sucht der französischen Mode, welche die Bildung der Niederlande überwuchert und verflacht, schwankten sie bei der Ausführung ihrer Stoffe zwischen einer tiefern germanischen Intention und einem diese wieder zerstörenden gallischen Boudoirfirniß hin und her. Das Vorherrschen einer jener beiden immer erkenntlichen Neigungen richtet sich danach, ob die niederländischen Schriftsteller holländisch oder französisch schreiben, ob sie, abgesehen von andern Specialeinflüssen und Ausnahmsursachen, ihre Heimath näher hin nach Deutschland oder nach Frankreich haben, ob sie mehr auf deutsche als französische Art gebildet sind.

Hendrik Conscience ist ein ziemlich maßgebender Poet für die niederländische Literatur. Die ersten Uebersetzungen von ihm erregten in Deutschland vielfältige Sympathien, denn wir erhielten nicht nur eine poetisch unterhaltende Lectüre, sondern fanden auch darin das deutsche Gemüth und die Errungenschaften deutscher Novellendichtkunst großentheils wieder.

Conscience ist tüchtig in der Charakterschilderung, am meisten bei bürgerlichen Persönlichkeiten, und ein Virtuos in der Beschreibung, deren Miniatur nicht leicht geschmacklos oder gesucht wird.

Die Stimmungen die er giebt, sprechen die Gefühlssaiten der Wehmuth und des Mitleids auf eine mehr wohlthätig als schmerzlich erschütternde, nie aber auf eine zerstörende, unversöhnliche Weise an. Der behagliche Quell eines gesunden Humors ist ihm nicht fremd, wenn er auch nur spärlich zwischen dem Ernst der Darstellung dahinrießelt. Für einen Maler im kleinen Rahmen, aber auch nur für einen solchen, besitzt er belebende Phantasie genug um noch hinter der Leinwand seines Bildes ein fortwirkendes Leben ahnen zu lassen. Er versteht so zu betrachten, daß man Tiefe der Gedanken nicht entbehrt; wer aber deren durchaus bei ihm finden will, thut wohl, einige hineinzutragen.

Von dieser Seite wirkten seine ersten, seine besten Productionen und entzückten den Leser mit Recht. Conscience redete schlicht und einfach und die magischen Kreise des Menschenlebens zogen sich enger und trauter um uns zusammen. Wir sehen das ganze häusliche Bürgerthum Niederlands; die blank gescheuerten Kupferkessel blinken aus dem offenen Souterrain der Küche hervor, der Sonnenstrahl bricht sich in den hellen Scheiben und spiegelt sich in dem reinlichen Wasserbassin auf dem Hofe. Und wenn wir zu der Hütte hinaufsteigen, in welcher die Dichtung beginnen soll, sehen wir die Hauptperson schon, das blonde Annecken, welcher Mutter Miels die Locken aus der weißen Stirn streicht und ihr das Sträußchen an's Mieder und die Sonntagsschnallen an die Schuhe heftet . . .

So war ehemals bei Conscience Alles behaglich harmonisch, genrebildisch, wahr und jeder Effect vorbereitet, und zwar so wie es die Kunst, nicht wie es die Künstelei will. Seine Dichtungen boten statt der Tendenz Unbefangenheit, statt der leidigen Schriftstelleranmaßung Harmlosigkeit dar.

In den spätern Erzeugnissen des Verfassers ist zwar sein schönes Talent dasselbe geblieben, aber er hat es durch das Gift der modernen schriftstellerischen Koketterie getrübt, derselben Koketterie, welche jetzt besonders in der Novellenliteratur durch ganz Europa geht und dem Modegeschmack seine albernsten Launen ablauscht, nicht um sie zu verspotten, vielmehr um ihnen zu schmeicheln und schön zu thun. Die weiblichen Federn sind in den drei Hauptliteraturen unseres Continents bei dieser Kuppelei vorangestiegen. Es führt dies zu einem, oft frivole Nebenabsichten und Eitelkeiten verrathenden Spiel mit der dichterischen Empfängniß der Poesie, welches die Weihe derselben durch Leichtsinn entheiligt und jeden Verfasser in die Reihe der Novellenfabrikanten hinabzustürzen droht, wenn er nicht die Ziererei einer alten gefallsüchtigen Matrone gegen die Würde männlicher Haltung eintauscht. Wollen die Niederländer und Skandinavier fortfahren, bei den Franzosen und Deutschen in die Schule zu gehen — und welcher Niederländer und Nordländer hätte sich zur Zeit noch dessen zu schämen —, so mögen sie wenigstens die üblen Eigenschaften dieser Vorbilder auf ihre besseren Fähigkeiten nicht herabstimmend und demoralisirend wirken lassen.

Deutschland könnte sich aber jedenfalls an einer Eigenschaft der Niederländer, Dänen und Skandinavier ein Beispiel nehmen: nämlich an der unendlichen Begeisterung und liebevollen, nationalstolzen Eingenommenheit derselben für ihre Schriftsteller. Wenn sie auch darin oft über die Grenze des richtigen Maßes und der unbefangenen objectiven Erkenntniß weit hinausgehen, und ohne unserm landesüblichen kritischen Zollstock des Mißtrauens die Bedeutung ihrer Autoren ermessen, so hat es doch mehr etwas Beschämendes als Unterhaltendes für uns, die en-

thusiastischen Meinungen ihrer Aesthetiker über ihre Poeten zu lesen. Ihr unerschrockenes Lob fährt darin mit der immerhin schönen Schwungkraft des Patriotismus sechsspännig, während ihre einschränkenden Bemerkungen, ihre Zweifel, ihre Rügen auf den Filzsocken der Schüchternheit einherschleichen.

Berechtigungen und Täuschungen der plattdeutschen Literatur.

In anderer, wenn auch nur entfernt ähnlicher Beziehung, wie die vorhin erwähnten Sprachen und Literaturen zu Deutschland sich verhalten, steht die moderne plattdeutsche Literatur zur hochdeutschen.

Die Vorgänge auf diesem Gebiet gehören zur Charakteristik des Zeitgeistes. Weder gleichgültig, noch mit oberflächlichem Hinblick sollte man an ihnen vorübergehen.

Kaum giebt es ein großes Land, welches eine ganz einheitliche Sprachgestaltung hat. Ueberall treten verschiedene Abweichungen hervor, ja sogar verschiedene Grundidiome, wenn sie auch nicht so wesentlich und vielfach von einander getrennt sind, wie z. B. das Portugiesische vom Spanischen. Meistens sind es jedoch nur Dialekte, d. h. Sprachcostüme, Nationaltrachten der Umgangssprache, wie sie sich in einzelnen Gegenden durch bestimmte Volksstämme im Treiben des Verkehrs historisch entwickelt haben.

Deutschland ist vielleicht am reichsten daran. Aber es hat in Wahrheit noch mehr als Dialekte. Es hat zwei Sprachgebilde, die zwar Sprößlinge derselben Wurzel, aber trotzdem sehr ungleich geartet sind: neben der hochdeutschen Sprache erhält sich die plattdeutsche auf ausgedehnten Landesstrecken im alltäglichen Gebrauch.

Wir müssen sagen plattdeutsche Sprache, denn während man vom schwäbischen oder österreichischen Dialekt redet, wird es Niemand einfallen vom plattdeutschen Dialekt zu sprechen. Plattdeutsche Sprache sagt man mit richtigem Taktgefühl, denn es ist nicht ein anderer Zuschnitt, eine andere Klangfärbung der Wörter, gemischt mit einer beliebigen Zahl von Provinzialismen, welche den Charakter der plattdeutschen Rede von der hochdeutschen sondert: es ist vielmehr eine beträchtliche Menge ganz anderer Stammwörter, eine etwas andere Gramatik (die, beiläufig bemerkt, noch ihren Adelung erwartet) und ein anders gestimmter Sprachgenius. Selbst die nach den verschiedenen Gegenden verschiedenen Mundarten des Plattdeutschen kann man nicht im eigentlichen Sinne Dialekte nennen, da Dialekt eine hier nicht vorhandene fixirte Sprachnorm voraussetzt.

Die Untersuchung, ob die plattdeutsche oder hochdeutsche Sprachweise ursprünglich die meiste Berechtigung zur allgemeinen Herrschaft hatte, würde müssig sein. Man beuge sich, und ich glaube, man kann es hier mit Freuden thun, der vollendeten Thatsache, nach welcher das Hochdeutsch seine Herrschaft ohne Lücke errungen hat.

Ich sage ohne Lücke, da in sämmtlichen plattdeutschen Provinzen das Hochdeutsch von allen Gebildeten gesprochen und gelesen wird. Selbst der Bauer versteht es größtentheils und in den kleinsten Städten ist es die nur noch wenig gefärbte Umgangssprache der intelligenten geselligen Kreise. Wäre dies hingegen umgekehrt, bedienten sich dort Städter und Landmann nur des Plattdeutschen, als des allein von ihnen Verstandenen, so würde diese strenge Abgrenzung die Consequenz einer eigenen Literatur wünschenswerth machen. Wie aber die Verhältnisse jetzt erscheinen, sind sie dieselben, wenn auch ein wenig starrer, wie in den Gegenden, wo nur ein bestimmter Dialekt herrscht. In ihnen findet sich das Volk auch in die

allgemeine Schriftsprache hinein, und in Städten und Städtchen dominirt sie je nach dem Stand der Bildung.

Der Schwabe, der Alpenbewohner dichtet sich seit Jahrhunderten seine kleinen Lieder in seinem Dialekt und freut sich, wenn neben diesen Volksliedern auch von wirklichen hochdeutschen Schriftstellern ihm ähnliche Stückchen mit kunstfertiger Gewandtheit dargeboten werden. Dies geschieht gar häufig; man kann sagen, daß die meisten und zum Theil besten Dialektlieder nicht von Leuten aus der betreffenden Gegend, sondern von Kunstpoeten verfaßt sind, wie sich das beispielsweise an der lebendigen Verbreitung Hebel'scher und, ohne Vergleich gesprochen, Kobell'scher Lieder nachweisen läßt. Die letzteren findet man sehr häufig im gesangreichen Munde der Aelpler, ohne daß dieselben wissen, wer sie gemacht.

Aehnliche Zustände zeigen sich in der Schweiz, in Tyrol, in Oberösterreich und Steiermark. Ueberall hangen die Bewohner wie an einer natürlichen behaglichen Lebensgewohnheit an ihren Dialektversen. Aber dem Culturgange fällt es nirgend ein, auf diese berechtigte heimathselige Liebhaberei in sofern Rücksicht zu nehmen, als er ein Erstehen einer belehrenden fortbildenden Literatur in provinziellen Patois duldete. Die Vertreter der sprachlichen Nationaltrachten müssen sich, wo die höheren Interessen der Intelligenz und ernsten Poesie in Frage kommen, an ein einheitliches, allen deutschen Geistern gemeinsames Universalkostüm der Rede gewöhnen.

Wenn man entgegnen wollte: diesen Verlauf veranlaßt nicht der Culturgenius, sondern der Staat, welcher in den Schulen, auf der Kanzel, vor Gericht, im Examen und im schriftlichen Verkehr mit den Behörden die hochdeutsche Sprache anbefiehlt, so läßt sich darauf antworten: daß zwar nicht immer, aber diesmal allerdings die Staatsansicht mit dem Vortheil der Cultur in eins zusammenfällt,

denn in beiden liegt hier das Bestreben nach Einheitlichkeit, nach einem geistigen Mittelpunkt.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß es wünschenswerth wäre, die Sprachdialekte auszurotten. Es wird dies auch viel weniger leicht geschehen, als es der sich immer mehr verbreitenden städtischen Mode gelingt, die Nationaltrachten der ländlichen Bevölkerung verschwinden zu machen. Sind es doch ganz andere Beweggründe, welche diese malerischen Ueberbleibsel alter Zeit jetzt immer seltener werden lassen.

Mitten in jenes Fortschreiten der Bildung, das die hochdeutsche Sprache und ihre Meisterwerke allmählig der ganzen deutschen Bevölkerung zugänglich zu machen sucht, tritt nun plötzlich ein entgegenarbeitendes Sonderinteresse hervor: es ist das nachträgliche Cultiviren des Plattdeutschen, als einer aparten, auf sich selbst gestellten Literatur.

Noch vor zwanzig Jahren wurde fast gar nichts in der plattdeutschen Sprache geschrieben; wohl gingen von früheren Zeiten her einige kleine Stücke, Märchen, Fabeln oder Lieder in der Stille und sehr wenig allgemein von Mund zu Mund; auch dichteten zuweilen Dilettanten etwas Neues hinzu; aber es gab im Plattdeutschen kaum eine so fortlebende Literatur, wie sie in manchen deutschen Dialekten, z. B. in den Alpenländern stattfand und noch stattfindet.

Daß die plattdeutsche Sprache bei ihrer weiten Ausdehnung gleichfalls zu einer solchen fortlebenden Literatur eine Berechtigung hat, wird kein Vernünftiger anzweifeln.

Es kommt jedoch nur darauf an, wie der Sinn dieser Berechtigung gefaßt wird.

Sie ist unantastbar, so lange sie nur dazu dienen soll, den plattdeutschen Landbewohnern in ihrem mütterlichen Idiom eine

sinnige Lectüre zu bieten, die ihnen zu gleicher Zeit ihre Sprache gedruckt zeigt und für den humanen Umgang den bildenden Beweis liefert, daß sich darin nicht blos die Redewendungen des materiellen praktischen Alltaglebens, sondern auch noch feinere und edlere Empfindungen aussprechen lassen. Ein solches Streben wäre ganz dazu geeignet, das menschliche Herz für den Verkehr mit dem Nächsten, für das Walten in der Familie, in der Gemeinde gehaltreicher und gefühlvoller zu entwickeln und zugleich dem plattdeutschen Bauer mehr taktvolle Haltung zu geben, — eine Rücksicht der äußern Form, an der es ihm im Vergleich mit andern deutschen Landleuten, besonders im Süden unseres gemeinsamen Vaterlandes, noch recht sehr gebricht. Alle hier einschlagende literarische Arbeiten sind erfreuliche Hülfsmittel zur Beförderung der guten Sitten.

Es versteht sich aber dabei ganz von selbst und geht aus der Sachlage hervor, daß diese kleine partielle plattdeutsche Literatur nicht auf eigenen Füßen steht und stehen kann, sondern sich nur auf den errungenen Geistesfonds der hochdeutschen stützt. So wie die plattdeutsche Literatur als eine ungepflegte auch eine unentwickelte ist, so ist speciell die plattdeutsche Sprache im weiteren Sinne veraltet und stehen geblieben; denn eine Sprache entfaltet und bildet ihren wahren Seelengehalt nicht auf dem Markt des täglichen Lebens, sondern in der Schrift: auf jenem wird nur die Umgangsphrase in hundert Wendungen zu einer bequemen Verkehrsmünze fertig geprägt. Allerdings bereichert sie den Dichter gleichfalls als handlich gemachtes Material und eine solche Bereicherung empfing z. B. Shakespeare aus dem mündlich abgeschliffenen Verkehr des englischen Volkes; aber nicht das sprechende Volk war es, sondern Shakespeare selbst, der Schreibende, welcher für den idealen Inhalt der Sprache formell und geistig neue Bahnen schuf und Schätze auf

Schätze häufte. Das Leben empfing sie von ihm zurück. Also geschah und geschieht es bei jedem wahren Dichter vor und nach Shakespeare.

Ein solches Hand-in-Hand-Arbeiten zwischen Wirklichkeit und Poesie hat die plattdeutsche Sprache nicht erlebt, weil sie überhaupt keine eigentliche selbstständig fortlebende Literatur, die immer eine organische Entwicklung in hundertjährigen historischen Verläufen zur Bedingung macht, aufweisen kann. Es fügt sich daher als unerläßliche Consequenz, daß fast alles irgend Hervorragende oder Bedeutende, das in der neuerdings Mode gewordenen plattdeutschen Literatur auftritt, mittelbar oder unmittelbar, bewußt oder unbewußt, wörtlich oder doch wenigstens dem allgemeinen Cultursinne nach eine Art Uebersetzung hochdeutscher Gedanken und Gefühle ist. Oft borgt man die ganze geistige Nahrung und richtet sie nur anders an; oft wird sie in den Grudetöpfen der plattdeutschen Sprachküche mit einem Zusatz von heimischen Leibgerichten theils originell, theils geschmacklos umgekocht.

Die plattdeutsche Literatur stellt sich also in Bezug auf die hochdeutsche geradezu als eine Adoptivtochter dar, die sich wegen ihres Mangels am Erbtheil eigener Lebenskraft der hochdeutschen selbst adoptirt hat.

Im Gegensatz zu diesen unumstößlichen Thatsachen macht es nun einen geradezu komischen und für den, der es ernster nehmen will, einen wehmüthig widerwärtigen Eindruck, wenn moderne plattdeutsche Schriftsteller sich so geberden, als arbeiteten sie in einer, im eignen Thatengenius emporgewachsenen Literatur; als wäre es genügend und sogar zweckmäßig, daß ihr Publikum, ihr „Volk" gar nichts weiter als plattdeutsche Bücher lesen möchte; ja als herrsche das dringende Bedürfniß, ihm nun erst nachträglich für die ihm eigent-

lich „unverständlichen“ „fremden“ deutschen Classiker einen Ersatz von neuen plattdeutschen Classikern zu schaffen.

Dieses Gebahren ist eine irrthümliche Selbsttäuschung, an welcher die menschliche Eitelkeit einen sehr großen Antheil hat.

Bekanntlich sind in neuester Zeit zahlreiche plattdeutsche Schriftsteller hervorgetreten, die, mild ausgedrückt, mehr Glück als Talent gehabt haben. Der rasche Erfolg ihrer kleinen und zum Theil recht ansprechenden Leistungen brachte sie zu dem Glauben, das dringende Bedürfniß ihres ganzen plattdeutschen Volksstammes stehe hinter ihnen und habe sie als bahnbrechende Kräfte zum Aufpflanzen des Banners einer neuen Literatur erkoren.

Die factische Entwicklung dieses Treibens ist nun folgende: Angespornt und erregt von einem rührenden herzinnigen Drang, die liebe Sprache und Mundart der Kindheit auch schriftlich zu gebrauchen und so den lyrischen Erinnerungen der Jugendzeit sich in die Arme werfend, verfaßten einige tüchtige Köpfe plattdeutsche Dichtungen und gaben sie heraus. Es kommt hier, wo es sich um den Gewinn allgemeiner Anschauungen handelt, nicht darauf an, Namen zu nennen und ihre Leistungen zu kritisiren. Dennoch muß ich Klaus Groth erwähnen, weil dieser Autor den besseren Gattungsbegriff der modernen plattdeutschen Poesie repräsentirt und seine Producte neuerdings die erste wesentlich hervorragende Erscheinung waren. Auch mögen die Leser an Reuter als den talentvollsten Vertreter der Prosaerzählung denken.

Klaus Groth macht den Eindruck eines kindlichen Dichters. Nur wer einen gereiften Mannesverstand und daneben ein unverdorbenes Kinderherz hat, in dessen Gemüth spiegelt sich fort und fort all die schöne Welt mit der treuinnigen Frische und liebenswürdigen Unbefangenheit erster Jugend. Jugend und Kindlichkeit durchs Le-

ben! heißt der Wahlspruch für jeden Poeten, groß oder klein. Ging ihm sein Kinderherz verloren, hat er nichts weiter zu verlieren. Er muß dann, will er scheinbar naiv und und gesund produciren, betteln gehen bei der Vergangenheit, denn sein besseres Sein lebt nur noch ein Erinnerungsleben. Jede Wirklichkeit, selig und hold, betrachtet er durch die Brille der Reflexion und diese unglückliche Angewohnheit der modernen Literatur zeigt Alles im schiefen Lichte und löst den Schriftstellern zu ihrem Verderben den Räthselspruch von Macbeth's Hexen: „Häßlich soll schön, schön häßlich sein!“

Klaus Groth hat sich davon frei erhalten. Seine Muse steht der Kunstpoesie fern, ohne den Schliff innerer Geistesbildung zu entbehren. Ihre Stärke liegt in der Schilderung der Natur und der menschlichen Gemüthsregungen innerhalb dieses kleinen, man möchte sagen praktisch idyllischen Gebiets. Der Ton, in welchem seine Gestalten reden, ist kernig, oft rührend und entzückt dabei durch Ueberraschungen, die niemals stumpf werden: durch diejenigen der Wahrheit. Selbstzufrieden mit dem, was er bietet, verschmäht Groth die übliche Sucht, das scheinen zu wollen, was er durchaus nicht ist: geistreich, gedankenvoll, idealistisch; deßhalb sind seine Verse nie durch das weiche Polster der Phrase geschwellt, auf welchen sich's die denkfaulen Leser bequem machen und ihre in Dummheit und Seelenruhe wohlgenährten Glieder strecken und dehnen können. Die Lectüre dieses Autors hat vielmehr etwas Hartes, Anspannendes. Dabei drückt er herzliche Empfindungen und tiefe Wehmuth in ungesuchter Sprache einfach aus und ist zugleich ein liebenswürdig frischer Genremaler für jene kleinen Interessen des täglichen Lebens, welche oft eine weittragende Folge für das Menschenherz haben. Seine Liederchen verrathen die nöthigste, wenn auch nicht höchste Kraft eines Lyrikers: die Zauberkraft eine Stimmung zu machen.

Der größte Theil der Groth'schen Poesien, denen sich auch einige sehr hübsche prosaische Erzählungen zugesellen, ist epischen Inhalts im kleinen Maßstabe und in dieser Gattung liegt das Haupttalent des ebenso anspruchslos einfachen als durch enge Beschränkung bezeichneten Dichters.

Wäre nun aber Klaus Groth mit denselben vortrefflichen Eigenschaften als hochdeutscher Lyriker aufgetreten, so würde er aller Wahrscheinlichkeitsberechnung nach nur einen sehr mäßigen, lange Jahre zweifelhaften Erfolg errungen haben. Dasselbe deutsche Publikum, von dem eine phrasenreiche Seichtigkeit und eine halb frivole, halb andächtelnde, süßlich sentimentale Piepmeierei in der Lyrik auf Händen getragen wurde, während es Männer wie Julius Mosen, Mörike u. a. mit urtheilsloser Undankbarkeit behandelt hat, könnte wohl nicht zu der Erwartung berechtigen, daß es auch einmal eine andere, doch weit unter dem Talent der Genannten stehende Kraft, mit allgemeinster Herzlichkeit begrüßt haben sollte.

Da Groth aber plattdeutsch schrieb, so hatte seine Muse für die übersättigten blasirten Leser einen piquanten Beigeschmack. Sie redete deutsch und dennoch verstand man sie nicht und mußte sich ihre Sprache übersetzen lassen. Das reizte die Neugier; man hatte wieder etwas Interessantes, Ungewöhnliches entdeckt und da man nun mit offenen Sinnen, mit huldvollem Vorurtheil in diesen Producten suchte, so fand man alles so gemüthvoll, so warm, so behaglich, so ganz originell und eigenthümlich, daß selbst die mitunterlaufenden oft gar schwachen Einzelheiten „charmant und allerliebst" wirkten und es vielen Lesern wie Schuppen von den Augen fiel, wie doch eigentlich sogar die Enten nur auf plattdeutsch recht natürlich schnattern. Die gebildetsten Kreise schwelgten in dieser willkommenen Exclusivität und dankten Apollo für die unerwartete Abwechselung;

dem plattdeutschen Publikum aber, das lange nichts Gedrucktes mehr in seiner Sprache empfangen hatte, waren natürlich diese angenehmen Lieder eine sehr willkommene Gabe und zugleich eine Art literarischer Genugthuung für die Leistungsfähigkeit ihres Idioms. Aehnliches ließe sich mit Hinsicht auf die plattdeutsche Prosadichtung vom Auftreten Reuters sagen.

In einer damit etwas verwandten Weise hatte ja früher auch das Genre der Dorfgeschichte zu seinem Vortheil durch den Reiz der Neuheit auf die abgestumpften Geschmacksnerven der Leser gewirkt. Unsere Literatur kannte aus der Geßner'schen Idyllenzeit nur die Schilderung jener idealisirt nachgemachten Hirten, theatralisch aufgeputzten Bauern, Schäfereien und Viehställe, in denen sogar der ländlich duftende Kuhfladen nichts weiter als eine unüberzogene Attrappe war. Er hätte eben so gefahrlos als Briefbeschwerer auf dem Nippestisch eines Damensalons liegen können. Welchen Eindruck mußte es machen, auch hierin den vollen Realismus der Darstellung zu empfangen und wirklich werden zu sehen, was früher nur im verkünstelten Spiegelbilde angedeutet wurde! Als daher nach Immermann's bis jetzt noch unerreichtem Vorgange Jeremias Gotthelf, Auerbach und Melchior Meyr ihre Erzählungen aus dem Bauernleben darbrachten, war es nicht sowohl der theilweise echt poetische Werth, der diesen Dichtungen eine so rasche Verbreitung sicherte, als vielmehr der abwechselnde Gegensatz, welchen ihr Geisteselement und Sprachkostüm zu den sonst gebräuchlichen Novellen bildete. Es ist weder die Art der Menge noch der eleganten Welt, den wirklichen Gehalt einer Production schnell zu erkennen und hat sie ihn erkannt, so ruft das noch immer nicht unbedingt ihre Neigung hervor, die gewöhnlich von ganz anderen Lockungen und Nebeninteressen wach gerufen werden muß.

Solche Seitenhebel wirkten für die warme Aufnahme der Dorfgeschichte und um nichts minder für die der neuen plattdeutschen Literatur.

Die lebhaften Erfolge der letzteren riefen jene Nachahmerei hervor, welche in unserer industriösen Zeit jeden glücklichen Wurf mit hungrigen und eifersüchtigen Blicken verfolgt.

Zahlreichen Kleingeistern, die ohne einen solchen äußeren Anstoß vielleicht niemals Etwas geschrieben, gewiß aber nicht plattdeutsch geschrieben hätten, wurde es plötzlich klar, daß plattdeutsche Lyrik und überhaupt plattdeutsche literarische Produkte jetzt die gangbarsten Artikel seien, welche kein guter Speculant vernachlässigen dürfe.

Von jenem Augenblick an hat es an plattdeutschen Editionen nicht gefehlt. Ihre Menge steigert sich von Jahr zu Jahr und würde für den guten Geschmack weniger beängstigend sein, wenn nicht die meisten dieser Sachen durch eine qualvoll gesuchte Naivetät und ein plumpes, sich dehnendes und reckendes Behagen im trivialen Element mit dem unerschöpflichen Kapital der Mittelmäßigkeit wucherten. Die bequeme, doch nicht appetitliche Gemüthsschlemmerei, die sich im ungewaschenen allgemeinen Familientrog sättigt, sowie der um jeden Preis „spaßige" Vortrag, alter „Snaken" und Schnurren wirken in der Poesie widerlich und armselig. Außerdem verflachen sie die Bildung, statt sie zu erhöhen und treten dem edleren literarischen Geschmack, der in jeder Mundart letzter Richter bleiben wird, keck entgegen und zwar oft in einer bäuerischen Art, die außerdem etwas die feinere Intelligenz Verhöhnendes, in ihrer Frugalität und Rohheit Selbstgenügsames hat. Wenn dabei zuweilen recht komische Situationen und ein gesunder Humor auftauchen, so kann das kaum fehlen; es wird begünstigt von manchen an und für

sich drolligen, mit Volkswitz erfundenen Redensarten und Sprichwörtern der plattdeutschen Sprache und unterstützt von jenem, hier naheliegenden immer drastischen Gegensatz zwischen Naturzuständen und künstlichen Verfeinerungen.

Wie Jeder, der mit Absicht in Naivetät arbeitet, leicht kokett wird, so sprechen auch nicht selten die Verfasser plattdeutscher Erzeugnisse die gezierte Besorgniß aus, der vornehme Salon mit seinem Parquetfußboden würde ihre Schriften verspotten, weil sie zu gesund, derb und unverziert wären. Der Salon als ein solcher hat literarisch gar nichts zu sagen, denn wenn sein Urtheil nicht durch haltbare Kunstansichten gestützt ist, so fällt es auf die hochgetragene Nase, was auf dem Parquetfußboden ganz besonders leicht angeht.

Es giebt aber ein anderes Urtheil, nämlich das der Aesthetik, welches nicht, wie jene Apostel nachgemachter Naturwüchsigkeit glauben, auf Taille geschnürt ist und auf Taille schwört, sondern auf geläuterte Erkenntniß des Schönen. Vor ihrer Wahrheit muß sich Alles beugen, mag es die Poesie eines Goethe'schen Tasso oder ein noch so „gesundes volksthümliches" Produkt sein.

Die Aesthetik, diese strenge Richterin, ist es eigentlich, welcher sich jene Autoren entziehen möchten. Sie würde jedoch keinen von ihnen verdammen, weil er ein plattdeutscher Dichter ist; sie muß es aber, wenn er ein platter ist.

Als solcher mißbraucht er nur zu oft den deutschen Schlafrock behaglicher Gemüthlichkeit, um in diesem Gewande Fadigkeiten vorzutragen, die größtentheils gar keine Pointe bieten, nicht einmal den Branntweinkneipenreiz der niedrigsten Komik. Oft sind es in die niederdeutsche Bauernsprache übersetzte hochdeutsche Anekdoten, welche bereits seit fünfzig Jahren die sogenannte Kalendertour ge-

macht haben. Man braucht blos den Anfang zu lesen und das Ende dämmert in der Erinnerung auf.

Wenn die Verfasser solcher Produkte von Hebel's alemanischen Gedichten etwas gelernt hätten, so würden sie zunächst schweigen gelernt haben. Sie hätten dann gesehen, daß jene Erzeugnisse eines tiefsinnigen Gemüthes zwar auch behaglich und naiv sind und sich um die natürlichsten Zustände des ländlichen Lebens bekümmern; aber sie würden auch beobachtet haben, daß sich unter dieser einfachen materiellen Hülle ein bedeutungsvoller allgemein poetischer Sinn verbirgt. Ferner könnte es ihnen nicht entgangen sein, daß jedes literarische Werk die Anmuth einer wahren Kunstgestalt haben muß, selbst wenn es einen Kuhstall besingt.

Wer da glaubt, sich von den Kunstregeln emancipiren zu können, um seinen naturwüchsigen Genius besser walten zu lassen, der steht auf gleicher Höhe mit jenen jugendlichen Politikern, die da meinen, in einem freien Lande sei Straßenkravall erlaubt.

Daß nur mit sehr wenigen Ausnahmen die meisten bis jetzt erschienenen plattdeutschen Editionen so überaus schwache, gehaltlose Machwerke sind und nur selten einen selbstständigen Gedanken enthalten, der in der Uebersetzung eine unbefangene Kritik verträgt, ohne sich unter den Händen des Kritikers in Mittelmäßigkeit, Reminiszenz oder Plagiat zu verwandeln; ja daß ferner diese Werkchen rasch zur Modesache geworden und über Gebühr von der heutigen Characterlosigkeit des öffentlichen Geschmacks getragen werden, daran hat das Wesen der plattdeutschen Sprache an und für sich nicht die mindeste Schuld.

Wohl aber ist es bei der blinden Toleranz, welche jederzeit gegen Modesachen herrscht, recht sehr angemessen, die unbefangenen Geister darauf hinzuweisen, daß sie es hier mit literarischen Erschei-

nungen zu thun haben, die als zeitgemäße Fabrikationen größtentheils auf den Reiz der Neuheit sündigen und bei ihrer inneren Leere gar keine Druckberechtigung besitzen.

Wer durch gutmüthigen Indifferentismus das überhand nehmende Streben beschönigt, die plattdeutsche Sprache als ein gesondertes selbständiges Element literarisch neben die hochdeutsche zu stellen, so daß die plattdeutschen Landleute immer mehr davon abgehalten werden, zum Wohle ihrer sittlichen Bildung unsere besten Autoren lesen und lieben zu lernen, — wer diesem irrthümlichen Treiben eine Stütze bietet, der brandmarkt sich dadurch als einen antinationalen unpatriotischen Geist. Der große sittliche Grundzug der Kulturgeschichte und der deutschen Volksentwickelung geht nicht auf Theilungen und Sonderinteressen, er geht auf Einheit, auf Gemeinsamkeit, auf gleichgestimmte Totalität eines brüderlichen Selbstbewußtseins aus. Es giebt aber kein stärkeres geistiges Band, welches die Seelen verständigt und verschwistert, als das Band einer gleichen Muttersprache, die da, wo es sich um die höchsten Interessen der Intelligenz handelt, von allen Zungen in denselben Lauten bekannt und von all' ihren Bekennern ohne Anstoß verstanden wird.

Erläuternde Unterhaltungen

im

Gebiete der Prosadichtung.

Mißbrauch der Intrigue im Roman.

Otto Müller: „Der Klosterhof.“

Ich habe schon im Allgemeinen hingewiesen auf die Licht- und Schattenseiten der jetzt so eifrig verfolgten Richtung, mehr als sonst zu historischen oder biographischen Romanstoffen zu greifen, statt unaufhörlich das Familienleben in rein erfundenen Compositionen mit seinen kleinen und großen Herzensangelegenheiten wiederzuspiegeln. Während durch dieses letztere Verfahren der Roman zwar an Gemüthstiefe innerer Gefühligkeit und Weichheit gewinnt, verliert er durchschnittlich allerdings an Kern der Handlung, an markiger Gestalt und realem Hintergrund der Wirklichkeit.

Walter Scott wußte dies sehr wohl. Er bediente sich größtentheils immer der Anlehnung an historische Vorgänge oder Persönlichkeiten. Man beachtet die lange Reihe seiner Nachfolger und Jünger zu wenig, und doch zieht sich dieselbe über den ganzen Continent, ja sogar bis nach Amerika hinüber.

Die deutschen Schriftsteller haben wesentlich von ihm gelernt, auch die begabtesten mitgerechnet, denn es ist ein schwachsinniges Vorurtheil, der Genius müsse dadurch jederzeit auch selbständig und original sein, daß er sich niemals speciell an würdige Vorgänger anleh-

nen dürfe. Als ob nur das Genie dazu verdammt sein könnte, die menschlichen Fehler und Irrthümer stets wieder von Adam anzufangen und darüber sich aufzuklären! Der Künstler, und ganz vorzüglich ist der wahre Dichter ein solcher, hat wohl die Aufgabe, die Natur immer nach ihrem Urbilde zu schildern und nie aus zweiter Hand zu empfangen; Erfahrungen aber und Anschauungen kann er von seinen Meistern borgen oder sonstwie in der Weltspeculation gewinnen.

Zu denjenigen Schriftstellern, welchen eine geschichtliche Grundlage wichtig ist, gehört Otto Müller. Er hat durch seine bekannten, gern gelesenen Werke bereits mehrfach bewiesen, daß er charakteristische Zeitverhältnisse umsichtig aufzufassen und historische Gestalten poetisch zu beleben vermag.

Wenn auch manchem Leser von reiner Geschmacksschule bei Müller's Lebensbild über einen unserer größten Lyriker und Sprachbildner, August Bürger, nicht recht wohl in der Seele wurde, so liegt dies weniger am Autor, der sich nicht idealisirend von der Wirklichkeit entfernen wollte; vielmehr liegt es am Stoff jener herzzerreißenden und doch vielmehr traurigen, als sich zur Tragik erhebenden Katastrophe selbst, deren ethischer und ästhetischer Gehalt nicht immer ganz rein ist und oft das Gefühl tief und nachdrücklich verletzt.

Ungemein frappant und realistisch jedoch führt Müller in der Regel seine handelnden Figuren vor; seine Art zu componiren nähert sich gerade um deswillen so sehr derjenigen, mit welcher das Schicksal selbst componirt, weil sie so gering an Intriguengehalt ist.

Die meisten Autoren glauben gar nicht, wie arm durchschnittlich das wirkliche menschliche Leben an Intrigue ist, und wie es bei

alledem doch so bunt, so malerisch ausgiebig, so poetisch, so in seiner Einfachheit gewaltig ergreifend, ja oft so abenteuerlich sein kann. Es macht und treibt sich Alles so still und ruhig, wie ganz von selbst. Aber nur selten umgeben uns verborgene Fußangeln und intriguante Netze und Vogelfallen, welche die Mitwelt heimlich für uns aufgestellt hat. Wir fangen uns ohne dergleichen hübsch allein an den harmlosesten und unschuldigsten Leimruthen, die ganz offen vor unsern sehenden Augen fingerdick bestrichen worden sind. Oder wir erblicken einen Käfig, finden ihn sehr gefährlich und könnten gar gut aus dem Wege gehen; jedoch setzen wir uns bestens mitten hinein und geben endlich noch durch das mollige Aufblasen unseres Gefieders ein Zeichen, um das Gitter zufallen zu lassen, obgleich es dem Vogelsteller Schicksal oft nicht einmal darum zu thun war, einen so gewöhnlichen Sperling zu erwischen.

Mit einem Wort, die Abwicklung unseres Daseins mit all' ihren episodischen Zwischenfällen ist in Natura vielmehr episch als dramatisch. Es fehlt fast ganz an drastischen Pointirtheiten und äußeren Coulisseneffecten. Um so tiefer und nachhaltiger aber sind die inneren. Man könnte sie die lyrischen Spitzen vom Lebensepos nennen. Doch muß man dann mit dem Worte Lyrik nicht die kleinliche Auffassung schmachtender Dichterlinge verbinden. Die tiefsten Naturaccorde der Seele bilden die Lyrik unseres Seins und wenn sie der Erdensturm bewegt, tönen und rauschen sie hochauf, eine Aeolusharfe des Urgemüths, nur uns selbst und dem Ohre eines Poeten verständlich.

Blicken wir dagegen in die Kunstwelt, in die der Bühne und in die des Romans, so sehen wir überall als Hebel der Bewegung fast nichts weiter als ein Intriguenspiel. Bei einer solchen Sucht nach diesem in der That so pikanten als unnatürlichen Artikel kann

es nicht fehlen, daß die meisten Intriguen fad oder gesucht sind, denn zur Befriedigung jeder Sucht muß man suchen.

Viele Dramatiker haben diese Manierirtheit empfunden, und da sie derselben ausweichen wollten, es sich aber nicht läugnen läßt, daß die Bühne eine überraschende Plötzlichkeit der Uebergänge und ein kammradartiges Ineinandergreifen von Ursach und Wirkung in der Action bedarf, so räumten sie, wie unter andern auch der dichterisch gewaltige Otto Ludwig, dem Zufall eine Rolle ein. Und doch wird es immer undramatisch bleiben, den Zufall, diesen geharnischten Strohmann, der dem Publicum als ein solcher sichtbar ist, während er für alle Mitspielende eine Tarnkappe trägt, so blindlings agitiren zu sehen.

Mehr aber als auf den Brettern ist es beim Roman wohlgethan, in der Composition jenes intriguante Unwesen möglichst zu meiden.

Die Intrigue ist außerdem das gemeinste Mittel, die Leser zu spannen. Sie reizt die Neugier nach Handlung und zwar so krankhafter Art, daß sie dieselbe stets aus verborgenen Schlupfwinkeln möchte hervorschleichen und hervorschießen sehen, wie die Wasser von Vexirfontainen, womit die Erzbischöfe von Salzburg im Park zu Hellbrunn ihre Damenbesuche überraschten. Durch diese prickelnde Aufregung wird die gesunde Genußfähigkeit abgestumpft und das fortwährende Aufmerken nach jedem Geräusch hinter der Scene zerstreut die poetische Sammlung. Endlich werden viele handelnden Charaktere durch das Intriguenspiel sich selbst untreu gemacht, denn die Dichter haben solche Massen von moralischen Rattengiften, Fuchseisen und Fliegenpapieren in ihrem romantischen Schnappsack, daß sie dieselben oft müssen von ehrlichen Käutzen mißbrauchen lassen. Der neue französische Roman bietet wie das französische Drama die größten Manieristen der Intrigue dar. In Deutsch-

land hat sich Gutzkow mit dieser Methode durch den ungeheuren Gestaltenreichthum seiner seltenen Productionskraft doppelt leicht zur Abnormität verirrt. Von Schriftstellern wie Spindler, Mügge und ähnlichen kann hier nicht die Rede sein, denn wo es blos auf Unterhaltungslectüre ankommt, ist es gleichgültig, wie dieser niedrige Zweck erreicht wird. Unter den höherstrebenden trachteten in verschiedenen Gebieten Leopold Schefer, Melchior Meyr, Paul Heyse, Hering, Heinrich König danach, die Intrigue auf Natürlichkeit und ein erlaubtes, ja für die drastische Bewegung des Romans nothwendiges Maß zurückzuführen. Auch Freytag wirkte hier durch „Soll und Haben" günstig, viel weniger durch sein schwächeres Product „die verlorene Handschrift".

An dieser Vereinfachung hat Otto Müller tüchtig mit arbeiten helfen. Er besitzt die edele Dreistigkeit, das irdische Leben auf der flachen Ebene des Alltäglichen aufzurollen.

Diese Seite ist es wesentlich, welche an seinem Roman „der Klosterhof" vortheilhaft hervorsticht. Es liegt Männlichkeit in dem Muth, gewöhnliche, oft gesehene Verhältnisse und nichtsbedeutende Persönlichkeiten vorzuführen und durch die allmählige Entfaltung ihrer Neigungen und Charaktere die gesunde Innigkeit des deutschen Familienlebens als wünschenswerthen, immer seltener werdenden Herzpunkt der Gesammtcultur und der Intensivität des Volkes schildernd hinzustellen.

An einem gewissen derben, hausbackenen Humor fehlt es dabei nicht, und die einzelnen Staffagen, Motive und Bindeglieder der Handlung sind voll Lebenskraft und Treue. Der Dichter giebt Genrebilder, die Frische und gesunde Farben haben.

Weniger aber befriedigt die Form des Ganzen. Der Ver-

fasser leidet stets an einer Härte des Stils, die sich zwar insofern nicht tadeln läßt, als sie voll und deutsch zu seiner Individualität gehört, die aber doch auf den Leser einen schroffen eckigen Eindruck macht, der durch breite und oft uninteressante Weitschweifigkeit noch verstärkt wird.

Wo die Personen an und für sich fesselnde und poetische sind, wie dies z. B. bei Bürgers Leben der Fall ist, da tritt eine behagliche Ausführlichkeit nicht so auffallend hervor; verbindet sich aber mit derselben ein rein erfundenes Personal des Romans, so kann leicht die Wirkung an vielen Stellen eine prosaische werden; es ist eine menschliche und deshalb verzeihliche Schwäche der Leser, sich mit vieler Neugier die kleinen Häuslichkeiten und Angewohnheiten historischer Männer zu betrachten, während sie für einen vom Dichter geschaffenen, auch geistig nicht imponirenden Helden weniger Zeit zu haben glauben, und nur immer Thaten sehen wollen. Ein Lieutenant muß, um interessant zu sein, wenigstens jeden Tag eine Schanze erobern und zwar wo möglich allein; Napoleon fesselt schon Weise und Narren, wenn er sich in dieser ganzen Zeit auf dem Absatz herumdreht, auf eine alte Trommel niedersetzt und über die Thorheit der Welt lächelt.

Wer so viel Talent für Auffassung biographischer Specialgeschichte und für ihren poetischen Verbrauch hat, wie Müller, wird sich auf dem idealen Boden freier Erfindung nicht so wohl fühlen, als wenn er seine solide Technik und tüchtige Gestaltungskraft vorherrschend historischen Stoffen zuwendet.

In sittlicher Beziehung erfreut das Werk durch seinen bürgerlich trefflichen Kern. Der Verfasser, reich an Erfahrung und Lebensbeobachtung und ferne von moralischer Kleinkrämerei, mit der viele moderne Schriftsteller ihre guten Grundsätze in Pfennigdüten ver=

kaufen und den großen Kindern noch ein Zuckerstengelchen zugeben, sucht seine ethischen Wirkungen unversüßt und im Großen zu erreichen. Er eröffnet den Lesern ein nachdenkenerweckendes Spiegelbild des Lebens, welches nicht verfehlt, nebenbei auch unsere eigenen Fehler und Schwächen sehr drastisch zu reflectiren.

Die Ueberstürzung in der Komposition.

Max Waldau: „Nach der Natur".

Es giebt in der neuern Literatur des Gehaltvollen so wenig, daß man sich mit allen Fasern des geistigen Genusses daran festsaugen möchte, wo man es findet. „Nach der Natur" von Max Waldau ist ein solches Werk. Nicht einer müßigen Träumerei, nicht einer eitelen oder merkantilischen Bücherfabrikation verdankt es seine Entstehung; es ist um einer edelen Tendenz Willen geschrieben, im vollen warmen Drange poetischer Production. Des Dichters Erzeugnisse gleichen den à la prima Gemälden eines talentvollen, in der Stille geschulten Laien, der ein Stück Welt nach subjectiven Erlebnissen und Anschauungen zusammenrafft und das mit harmloser Keckheit Gezeichnete an das Licht der Oeffentlichkeit bringt, sich selbst dabei in bescheidene Schatten verhüllend. Ueberhaupt theilt seine Art und Weise zu schreiben den Charakter derjenigen Werke, welche wir ausnahmsweise von der Hand literarisch begabter Maler besitzen. Diese gehen mit lebhafter, primitiver Auffassung, besonders bei allem Figürlichen, gerade auf den Gegenstand los und betrachten selbst das Geistige mit einem so naiven Hang zu sinnlicher Wahrnehmung und Transsubstantation, daß daraus bei tieferer Dar-

stellung oft eine höchst plastische, liebenswürdige Schilderung entsteht und selbst das Abstracte sich wieder durch die Fata Morgana der Fantasie in concretem Gewande zeigt. Ich möchte an die Dichtungen der ältern italienischen Maler und neuerlich ohne speciellen Vergleich an Adelbert Stifter erinnern, um allen Lesern deutlich zu werden. —

„Nach der Natur" ist ein Erstlingswerk, denn sein Verfasser ist ein Verschwender. Er arbeitete im vollsten Sinne des Worts „nach der Natur" und überschüttete, gleich ihr, einen einzigen Baum mit tausend und aber tausend Blüthen der Empfindung, während die reifen Früchte des Gedankenlebens wie bei der Orangerie zu gleicher Zeit daneben prangen, — genug, um ein ganzes Bosket damit zu schmücken. Die künstlerische Oekonomie steht im fern; er verachtet sie, denn er fühlt sich reich und hat das Bewußtsein einer vollen Brust, die mehr zu sagen drängt, als die Gelegenheit zu offenbaren erlaubt. Dieser Rausch ist beneidenswerth schön; nur irrt sich die menschliche Seele gewöhnlich dabei, da ihre Fülle nicht mit dem Lenz alljährlich wiederkehrt; sie durchlebt nur einen Frühling, nur einen Sommer der Production.

Dennoch war der Verfasser, als er diesen Roman schrieb, über die erste schriftstellerische Jugend hinaus; seine Ideen sind reif und geläutert, seine psychologischen Erörterungen fein und scharf, sein Stil ist ausgeprägt, wenn auch nicht immer klar und einfach und seine phantastische Darstellung hat die farbenprangenden, schillernd verglasten Schlacken des Schwulstes und des pomphaften Autorenpathos von dem Metall des edleren Körpers großentheils abgestreift. Wo Waldau capriciös, eckig und excentrisch ist, und er ist dies häufig, sowohl im Großen als im Kleinen, da fließt es nicht aus dem gährenden Most der Werdekraft und aus Ungeschmack, sondern es ist ein Element seines Individuums und eine Absicht seines früh fertigen Ichs.

Diese oft kalte eigenwillige Opposition gegen die schöne harmonische Kunstform tritt nicht selten an den Tag, wenn ein fruchtbares Talent sich nicht früh genug durch praktische Uebung dem Dienste der Grazien widmet und es endlich, vom Stoff überhäuft, froh sein muß, ihn überhaupt bewältigen zu können. Es ist möglich bei gesunder Körperkraft in spätern Jahren noch ein Pferd bändigen zu lernen, aber man wird es nie mit der Anmuth eines Kastor oder Pollux tummeln. Der Verfasser kann es nicht, oder, wenn es ihm auch erreichbar wäre, will es nicht können. Die Hand in den Mähnen sprengt er auf seinem lichtgelben Roß über Berg und Thal, durch Wald und Haide; blickt mit hellen Augen den staunenden Wanderer an, bricht sich die Früchte von den Aesten und trinkt den frischen, kühlen Harzduft der Tannen und rauschenden Föhren. Es ist ein herrlicher, kühner, naturwüchsiger Ritt! Wir verfolgen ihn gespannten Auges vom dampfenden Morgen bis zum Gold der Abendsonne, an Grenzen, einsamen Höhen und Wohnstätten vorüber, wo der Reiter Zwiesprach hält mit den Winden und in das Herz der Menschen blickt. Aber immer unruhiger wird das Roß, denn er lenkt es über die langen dämonischen Schatten der Dämmerung hinweg, absichtlich in die unwegsamsten Gründe. Da tobt es wilder und wilder und will sich mit ihm empor aus der quetschenden Enge in die Luft heben. Er aber zwingt es auf dem realen Boden zu bleiben, und verbietet ihm den idealen Flug. Weiter, immer weiter über die braune Halde, durch Busch und Gestripp! Geht es nicht durch mit ihm, den schaurigen Felsengrat hinunter? Der Reiter vermag es nicht mehr zu lenken; da zieht er eine Waffe hervor, — der Knall eines Schusses und das getödtete Roß stürzt mit dem Dichter zu Boden.... Es war der Pegasus des Romanes.

Der Verfasser hat, seine Komposition überstürzend, die edle

ebenmäßige Kunstform dieser Dichtungsgattung verschmäht und dennoch den Rücken des Flügelrosses bestiegen, um sich durch seinen ruhigen epischen Galopp in den wachen Traum der Romanwelt schaukeln zu lassen. Er wollte den Hippogryphen durch den Sporn der Willkür und den Zügel des Eigensinns bändigen und übereilte ihn rücksichtslos, statt seinen Gang nach seiner Natur und den Bedingungen des Terrains durch das Saitenspiel der Harmonie zu lenken. Darum mußte er ihn ermorden, um ihn anzuhalten. Diese extreme That schneidet dem Leser disharmonisch durch die Seele. So gleicht der Autor dem Glykos, der seinen Zauberspiegel zerschlug, und alle die liebseligen, poetisch erschaffenen Gestalten mit ihm, nachdem er es satt hatte, die Gebilde anzuschauen. Aber Glykos vermochte keinen zweiten Spiegel in solcher Reinheit und mit so holden Gestalten wieder herzustellen. Wird es der Verfasser im Stande sein? Ich glaube nicht.

Diese Romandichtung umfaßt das verhängnißvollste Jahr der neuesten Zeit, und viele seiner Thaten, Hoffnungen, Wirkungen und zerronnenen Träume tauchen darin auf und nieder und der Autor versucht es, sie mit dem unbestechlichen Porbirstein des rein menschlichen Urtheils und der philosophischen Reflexion zu prüfen.

Doch gerade hierdurch wird diese Dichtung zum Träger einer bestimmten Tendenz. Und es rächt sich immer, wenn sich ein Kunstwerk nicht poetischer Selbstzweck ist, sondern wenn es vielmehr zu zeitgemäßen Raisonnements, so trefflich und edel gemeint sie immer sein mögen, Gelegenheit bieten muß. Die Poesie kann keine Vermittlerrolle übernehmen, ohne sich darüber selbst zu verlieren. Zufrieden muß man noch sein, wenn sie in ihren tendenziösen Principien nicht engherzig und fanatisch wird.

Hiervon ist der Verfasser frei geblieben. Er hat sich nicht die

Narrenkappe der Partei bis zur Taubheit über die Ohren gezogen. Er hört alle Stimmen ohne Ausnahme, besonders aber die aus der inneren Brust, die ohne Umweg zum Haupte dringt und die leider nur zu viele Schriftsteller gern aus zweiter Hand empfangen. So steht er auf dem Standpunkt des freien absoluten Denkens. Die Geister des Vorurtheils und der Finsterniß stellen sich allerwege vor ihn auf mit ihren dünnen diplomatischen Mephistophelesbeinen, mit ihren breiten, aber achselzuckenden Schultern der Geldbourgoisie und mit ihrem nichtssagenden, feudalen Antlitz, aus einer pommerschen Gänsebrust geschnitzt: Was Wunder, wenn ihnen der Verfasser den Fehdehandschuh mit vernichtender Ironie entgegenwirft, denn sein Witz geht noch über den üblichen Ministerwitz und seine vielseitige Intelligenz flechtet der Gewaltpolitik den ihr gebührenden Heiligenschein der Vornirtheit ums Haupt und beleuchtet an ihren modernen Jupiter-Ammonsköpfen besonders die Hörner.

Wer den deutschen Kathederdrang empfindet, durchaus zu rubriciren, der mag in diesem Dichter immerhin einen Social-Demokraten suchen, während er einen Menschen in ihm finden sollte. Außerdem war er ein schlesischer Edelmann, also eigentlich ein Aristokrat von Metier. Das mußte er auch sein, wenn er uns Schlesien mit der lebhaften Allgegenwärtigkeit schildern wollte, in der wir es im zweiten Theil seines conversirenden Romans vor Augen sehen. Hier zeigen sich in scharfen, doch nicht unnatürlichen Farben all die traurigen verworrenen Zustände jenes Landes, das, den nagenden Krebsschaden im Herzen, zum Geiste der Geschichte um Hülfe rief, nachdem sein Angstschrei von der kalten Brust der ohnmächtigen Staatsmänner zurückgeprallt war. Er hatte den fruchtlosen Umweg über Berlin zum Ohre der Menschheit gemacht. —

Tyrol und Baden, worin die andern beiden Bände handeln,

kennt der Verfasser nicht so genau, denn an einem Orte kann man nur geboren, an einem nur heimisch sein. Für Schlesien war es vielleicht am wünschenswerthesten, einen begabten, kühnen, wenn auch einseitigen Apostel der Wahrhaftigkeit zu finden.

Ein unbefangener Leser wird in diesem Werke an der Hand weniger, novellistisch verflochtener Gestalten mit wärmstem Interesse über ein gut Stück Erde und eine volle Spanne Zeit dahin wandeln, vom Nachdenken und feinen psychologischen Raisonnement aufgeregt, affizirt, ja ermüdet, nie aber gelangweilt oder literarisch tyrannisirt. Wir finden eine Anzahl locker an einander gereihter Studien und Skizzenblätter vor uns ausgeschüttet, auf denen die frappantesten Charaktere, zwar fast nie werdend, wie im Roman, sondern immer fertig, wie im Drama, aber in den verschiedensten Situationen gezeichnet sind und uns durch ihre plastische Lebendigkeit auf das Liebenswürdigste anziehen. Selbst die ihnen oft eigene, in Romantik krankhaft und deshalb etwas theatralisch verschleierte Blasirtheit hat den Reiz des Natürlichen. Mit dieser geistreichen Blasirtheit wird eine gewisse Koketterie getrieben, indem durch die Schwärmer, Raketen und Feuerfrösche der Hypothesen und Paradoxe eine literarische Erscheinung ins Leben tritt, die ich die Romantik der Reflexion nennen möchte. Sie hat ihren Keimpunkt im jungen Deutschland, welches das romantische Element der Komposition in die Ideenkombination und in die Führung des Dialogs hinübertrug.

Außerdem hat Waldau seine Figuren oft zur nebensächlichen Staffage gemacht, hinter denen er activ und passiv, schweigend und redend seine Zeitzustände und Völkergeschicke gleich landschaftlichen Umgebungen freilich um so deutlicher und ungenirter entwerfen kann. Oft aber wachsen ihm seine Gestalten über Bild und Rahmen hinaus, die Zustände werden zur Staffage, die Menschen zum Gemälde, so

daß er Dämonen beschwören muß, damit sie ihm die eigenen geliebten Kinder der Phantasie in den Abgrund des Todes stürzen. Mit einem Wehruf des Gefühls endet das Buch, mit einer ästhetischen Anklage gegen seinen Autor legt es der Leser aus den Händen.

Diese Kritik war die erste ausführliche, welche gleich nach dem Erscheinen jenes Romans in Deutschland geschrieben wurde. Sie charakterisirt den so früh dahingeschiedenen Dichter überhaupt und also auch seine damals noch nicht geschaffenen Werke, von denen zunächst „Aus der Junkerwelt“ am meisten den Schwerpunkt seines Talents in Vorzügen und Mängeln bezeichnet. Die letztern streiften oft an Manier und das Denken des Autors wurde sehr gereizt und unruhig. In gebundener Rede ist ihm Größeres nie gelungen, soviel Idee und Princip darin eingekerkert war. Zur blühenden schwungvollen Flüssigkeit, wenn auch nicht strenger Correctheit, seiner beredtsamen Prosa bildet sein trockener, mühsam architectonisch zusammengebauter Vers einen auffälligen Gegensatz. Dies beweist am meisten das Epos „Cordula“.

Obgleich Max Waldau (Spiller von Hauenschild) die vorstehende Kritik einer neuen Bearbeitung seines Romans „Nach der Natur“, so weit er es konnte, zu Grunde legte, so habe ich doch ihre Bezüglichkeit auf die erste Auflage belassen, denn diese ist tiefer ins Publikum eingedrungen und das Wichtigste, die Beleuchtung ihres Verfassers, wird somit besser verstanden werden.

Unnatur, Koketterie und Mangel an Sittlichkeit in den Erzählungen.

Karl Frenzel: Novellen und Roman.

Wenn Jemand mit rechter Keckheit etwas Ungereimtes behauptet, so hat zuweilen dies Benehmen manches Anregende; man lacht und erzählt die Curiosität weiter. In ähnlicher Weise belebend wirken die Darstellungen frisch erzählter ungereimter Novellen.

Solche bietet die Gegenwart in Menge dar. Es seien als ein Beispiel die Novellen von Karl Frenzel gewählt. In diesen Darstellungen zeigt sich an Fehlern, was hundert moderne Prosadichtungen charakterisirt. Frenzel hat sich als ästhetischer Kopf durch treffliche Beiträge, besonders über die französische Literatur, ausgezeichnet. An den Productionen eines begabten Autors ist aber gerade der Nachweis von Verirrungen am instructivsten. Wie epidemisch müssen sie wirken, daß ihnen selbst der Befähigte nicht widersteht!

Am lebendigsten wird es wirken, den Inhalt der ersten besten der erwähnten Novellen mit einigen Zwischenbemerkungen wieder zu geben. Ich gestatte mir dabei nur die Abweichung, von vorn anzufangen und gerade aus durch die Thür in's Haus zu gehen,

wogegen der Verfasser gern der modernen pikanten Manier huldigt, seinen Stoff hinterrücks oder wenigstens in der Mitte anzufallen. Wenn der Weg auch offen ist, am liebsten klettert er durch den Schornstein hinein und zum Fenster wieder hinaus. Dergleichen erscheint überraschend, originell, und das Publikum hat oft die Gefälligkeit, das Originelle mit dem Genialen zu verwechseln, eine nachsichtige Begriffsverwirrung, die sich wahrscheinlich noch aus der Genieperiode herschreibt, in der es für sehr talentvoll galt, im Sommer seinen gedankenschweren Kopf in eine Pudelmütze und im Winter seine dünnen Fortschrittsbeine in ein Leinwandfutteral zu stecken.

Wählen wir uns von den sieben Novellen, die der Dichter mittheilt, eine heraus. Fünf davon haben, wie ich schon andeutete, gar kühne, mittenhineinkletternde Schornsteinfegeranfänge; nämlich: „Das war um das zwölfte Jahr, das gegen Ende des Maimonds" .....; „Jetzt war die fröhliche Cavalcade von Damen und Herren am Fuß des steilen Berges angekommen" .....; „Das war der unruhigste Abend, dieser zweite Januar 1677" .....; „Auf der Morgenseite der Stadt, wo sie mit Giebeln und alterthümlichen Schieferdächern" .....; „Am Abend dieses Tages legte Emma Amberg eine welk gewordene Alpenrose" .....

Sind diese Anfänge nicht wahre Prachtexemplare von ungewöhnlicher Neuheit? Jeder belesene Mensch von vollendeter Blasirtheit wird nicht umhin können, sie äußerst interessant zu finden, denn er sieht mit Vergnügen einen Sprecher vor sich, den es aufrichtig schmerzt, seine Sätze nicht mit „Sondern" beginnen zu können, der sich jedoch für diesen Jammer auf eine sinnreiche Weise zu revangiren sucht. Etwa wie Vater Jahn, welcher hörte, es könnte einen Injurienprozeß geben, wenn er einen vornehmen Cavalier einen Narren nennen würde, und der deshalb zu ihm sagte: „Sie könnten

mich mit Recht verklagen, wollte ich Sie einen Narren schelten; deswegen fällt es mir auch gar nicht ein, dies zu thun, ja ich wage es nicht einmal in der Stille zu denken, daß Sie ein solcher sind!"

Doch lassen wir uns durch Jahn's Narren nicht von den Närrinen in unseren Novellen abbringen und wählen wir gleich z. B.: „Emma Amberg mit ihrer welk gewordenen Alpenrose." Die Erzählung führt den symbolischen Titel: „Amors Erwachen."

Der Hauptheld heißt Arnheim. Er ist einmal vor drei Jahren auf der Reise durch die Dresdener Gemäldegallerie gewandert und hätte dort mehr Glück haben können, als mir innerhalb vieler Jahre zu Theil wurde. Mir hat dort nämlich der Zufall immer nur Malerinnen gezeigt, die alt oder häßlich waren oder doch wenigstens einen kleinen Farbenkasten auf dem Rücken hatten, den ich für einen Buckel gehalten habe. Wie oft habe ich mit Wehmuth darüber nachgedacht, wer schöner wäre, die meisten Malerinnen oder die meisten Schriftstellerinnen!

Als Herr Arnheim dort war, saß aber gerade ein sehr hübsches Mädchen, obige Emma Amberg, vor dem Liebesgarten von Rubens und copirte ihn. Diese Emma hat er nun freilich nicht gesehen, aber er hat ein anderes junges Mädchen gesehen und sich sterblich in dieselbe verliebt, obgleich der Anblick sehr flüchtig war.

Das Idol verschwindet ihm und im Weltschmerz unglücklicher Leidenschaft zieht sich der treue Anbeter mit seinem blutenden Herzen in die Einsamkeit der Natur zurück. Er bauet sich ein comfortable eingerichtetes europäisches Blockhaus an einem romantischen Alpensee.

Hier in der Nähe wohnt gerade Emma Amberg mit ihren Eltern. Man spricht von dem Fremden, der sich als Nachbar angesiedelt habe und seine Karte schon dem Papa Amberg herüberge-

schickt hat, und Emma kann bereits ihre Ungeduld und Neugierde, ihn zu sehen, kaum noch mäßigen. Sie ist natürlich sehr musikalisch „und stürmt auf den Tasten in wogenden Harmonien ihre Gefühle all' aus" und hofft in dieser Mondnacht von drüben aus dem Blockhause „auf ein antwortendes Lied oder den melancholischen Ton einer Geige!" Ein paar Tage darauf, als der Unbekannte immer seine Visite noch nicht gemacht, hält sie es „drinnen im Zimmer nicht länger mehr aus, sie mußte hoch aufathmen in der Morgenfrische, im Sonnengold, gleichsam Herz und Haupt freimachen und weit öffnen für den Einzug des Glückes"! Wie unendlich frisch muß die Heirathslüsternheit dieser sich langweilenden Salonpflanze gewesen sein, denn kaum wittert sie in ihrer Nähe ein Mannsbild, das sie noch gar nicht kennt, so träumt sie schon vom Einzug des Glücks!

Sie promenirt daher ins Freie hinaus und nimmt auf einem Bergvorsprung, wo ein Kreuz steht, eine malerische Attitüde an, daß ihr weißes Kleid mit dem blauen Flortuch weit hinflattert, während die Arme der sinnlich übersinnlichen, keuschen Vestalin jenes Kreuz halb umschlingen.

So findet sie der gleichfalls promenirende Arnheim, und nachdem er ihr Gesicht gesehen, ruft er ein „Sie ist es!" in seine erschrockene Seele hinein, denn er glaubt die Dame zu erkennen, welche er einst ein paar Minuten in der Dresdener Gallerie gesehen. Dieser Irrthum verdient auch in der That Toleranz, denn wenn sich Jemand in dem desperaten Fall befindet, nicht genau zu wissen, wie seine Geliebte aussieht, und wenn er noch nie ein Wort mit ihr geredet hat, so ist es sehr verzeihlich, wenn er eine Dame von zufälliger Aehnlichkeit mit seiner ihm selbst unbekannten Flamme verwechselt.

Es versteht sich nun ganz von selbst, daß er für Emma ent-

brennt, und da diese es so eilig hat, ein Verhältniß zu finden, so wundert es uns nicht, wenn sie sehr bald in ihr Tagebuch schreibt: „Die Entzückungen Julia's, — auch ich werde sie erleben." —

Als sie endlich vom Fenster aus bemerkt, daß Arnheim einen Brief mit großen Siegeln in der Hand hält, glaubt sie, nun werde er wohl „aus der Stadt die Documente seines Vermögens erhalten haben", um die Eltern um ihre Hand zu bitten. „Wie ein Messer schnitt ihr dieser Gedanke kalt durch das Herz." „Sie war namenlos elend und glaubte sich verstoßen von allem Glück des Daseins, aber es mußte ertragen werden." „Vielleicht liebst du ihn gar nicht?" hatte es schon in ihr so eben gesprochen.

Und warum dies Alles, da sie doch bereits so selig an seiner Seite war? Weil dieses schmucke Gänschen, das nicht weiß, was es will, und das sich über die heiligsten, einfachsten Gefühle noch nicht klar ist, gern ein romantischer Schwan sein möchte und ihr Liebesverhältniß zu einfach findet. Sie hat von „Liebeslust und Leid, von großen tragischen Ereignissen" geträumt, und nun verläuft die Sache so friedlich. Man sieht, was für einen richtigen Takt das menschliche Schicksal hat, indem es so viele Personen tüchtig durchprügelt, um ihr Gelüst nach romantischer Motion zu befriedigen.

Aber Emma trocknet ihre Thränen und wird in ihrem Indifferentismus dahin mit sich selbst einig, daß sie Arnheim doch liebt; sie verloben sich und unter schönen Redensarten führt er sie zum ersten Male in seine Wohnung.

Hier zeigt er ihr ein verwelktes Maiglöckchenbouquet und erzählt ihr dabei seine treue Liebe gegen sie seit dem Tage in der Dresdener Gallerie, wo sie jenes Kleinod verloren haben soll; da sie es aber gar nicht verloren hat, sondern ruhig gemalt, wovon er

wieder nichts weiß, so kommt ihr wenigstens der störende Verdacht, daß sie wohl schwerlich die Geliebte seiner Erinnerung sein kann. Er hingegen ist noch in seinem Gott vergnügt, aber der Zufall, der in solchen abgeschmackten Novellen in der Regel mehr Verstand zeigt als der Autor, greift den Liebenden rasch unter beide Arme.

Sie gehen zum Haus ihrer Eltern heim, und unterwegs begegnet ihnen der Gutsherr mit einer Dame am Arm; plötzlich — reißt das Schleierband dieser Dame, ihr Gesicht wird frei, und — dies ist das Gesicht aus der Dresdener Gallerie! In der That, eine hochnothpeinliche Situation, wenn so das Gedächtniß eines flüchtigen Romeo wieder aufgefrischt und corrigirt wird, während er doch steif und fest denkt, das richtige Individuum am Arme zu haben!

Als Emma nach Hause kommt, ist die fremde Dame, weil im Dorfe kein Platz, schon bei ihren Eltern einquartiert und heißt Mathilde Greifen. Sie hat wirklich große Aehnlichkeit mit der Braut, in welche sich Arnheim vergriffen hat, nur ist sie viel aufgeweckter, brillanter, bestimmter, leuchtender im Auge. Emma ist außer sich, während sich Arnheim philosophisch beruhigt, statt einer exotischen Blume ein sinniges Veilchen gepflückt zu haben.

Dieser solide Dilettantenprivatier, der nichts zu thun hat, beschäftigt sich abwechselnd mit Naturkunde und Malerei, und hat das schöne, freilich bei wirklichen Malern seltene Talent, aus der Erinnerung vortreffliche Portraits zu malen. So malt er schon heimlich seit lange an seiner Geliebten; er glaubt, es wird Emma, die er doch täglich sieht, aber, o Wunder! es ist trotz alledem Mathilde Greifen geworden.

Emma hat die ganze Nacht nicht geschlafen, aber sie kämpft ihre Gefühle nieder und will ihren Bräutigam heimlich in seiner Wohnung überraschen. Sie tritt ein, doch das Haus ist leer. Da

erblickt sie das Bild, erkennt ihre Nebenbuhlerin und in furchtbarer Wuth der Eifersucht — wird unter ihrem Schawl das Portrait von ihr fortgeschleppt.

Gleich draußen überrascht sie bei der alten Ruine ihren Arnheim mit Mathilde im Zwiegespräch. Er faßt sich aber bald, und — sie läßt sich von ihm ein wenig auf dem See umherrudern, nachdem Mathilde weggegangen.

Bei dieser Gelegenheit beginnt nun eine Schmoll- und Eifersuchtsscene, und Beide sprechen sich nach verschiedenen Sticheleien gegeneinander aus. Hier muß man aufpassen, denn dies ist eigentlich der Brennpunkt der ganzen durch Unnatur, Halbheit und Frivolität so ausgezeichneten Geschichte. „Ihre Augen, ihr Gesicht hatten einen strahlenden, feurigen Glanz, wie getaucht in die Flammen beleidigter Schönheit, verrathener Liebe — — Psyche, die den Amor sieht.“

Wie er so „Amors Erwachen“ in ihr wahrnimmt, erwacht derselbe auch mit doppelter Gewalt in ihm, er findet — daß sie jetzt so aussieht, wie damals sein Ideal in der Dresdener Gallerie, das heißt wie Mathilde. Er will sie umarmen, plumps! da fällt sein Bild ihr aus dem Schawl in den See. Endlich treten beruhigte Momente ein, denn er hat sich fest an's Ruder gesetzt und bekümmert sich nicht mehr um ihren heftigen Zorn, und das ärgert ihre Eitelkeit, und ihre Laune wird weich und giebt nach. Sie erzählt ihm, daß sie einen Jugendfreund gehabt habe, theurer hätte ihm die Dame in Dresden nicht sein können, er habe ihr dies Armband gegeben, mit der Bitte, ihn nicht zu vergessen, und er, Arnheim, möge jetzt dies Armband in den See werfen! Arnheim ist taktvoll genug, nicht auf diese lieblose romantische Rohheit des leichtfertigen Geschöpfs einzugehen. Man wechselt sinnige Phrasen über Jugend-

träume und Mißverständnisse, und schluchzend liegt sie an Arnheim's Herzen und sie werden ein glückliches Paar.

So endet diese Geschichte, und wenn ich hinzufüge, daß alle in diesem Bande befindlichen Novellen denselben Charakter an sich tragen, so dürfte dieses Beispiel wohl geeignet sein, um eine Richtung zu kennzeichnen, die gegen alle Gesetze der Naturwahrheit, Psychologie und Kunstschöne ankämpft, ohne doch durch irgend eine poetische Gewalt den Leser entschädigen zu können.

Fast noch deutlicher ergiebt sich der gänzliche Mangel an Ethik und künstlerischer, naturwahrer Composition an dem Roman „Melusine“, der von demselben talentvollen Schriftsteller gedichtet wurde; aber es ist doch erfreulich, im vorliegenden Buche den unfruchtbaren Schatten von einem Lichtstrahl durchbrochen und erwärmt zu sehen.

Wir haben in dem Verfasser wieder einen Erzähler vor uns, dem es weder an Phantasie noch Geist gebricht, in dem jedoch beide Kräfte nicht mit einander verbunden sind; vielmehr geht jede auf ihre eigene Hand spazieren und zwar quer durch die Büsche, hin und zurück, in chaotischen Wiederholungen, um den an sich kurzen Weg angemessen zu verlängern. Es läßt sich dagegen nicht viel sagen, da es bei solchen spazierengehenden Eigenschaften weniger auf ein Ziel, als auf Bewegung abgesehen ist; der Verfasser hätte aber wohl die Fähigkeit, das erstere und seine Seelenkräfte fest im Zaum zu halten.

So ziemlich die einzige Logik, welche er verfolgt, ist die, sich

mit seinen emancipirten und manierirten novellistischen Motiven der Romantik in die Arme zu werfen, denn diese ist für die haltungslosen handelnden Charaktere einer Erzählung das beste Terrain, auf welchem sich selbst eine liebedürftige „Lucinda" oder „Wally" noch leidlich passend ausnimmt.

Der Inhalt des Romans „Melusine" ist in der Hauptsache folgender und wird zeigen, daß die Handlung nur selten motivirt und im höheren Sinne ohne organischen Zusammenhang ist:

Die Frau eines Edelmannes, die Gräfin von Rettberg, hat sich von diesem nach einer unglücklichen Ehe getrennt. Sie lebt sehr zufrieden in Italien mit einem jüngern Manne, dessen Vater, einen reichen Fabrikbesitzer, ihr Gatte todt geärgert und dessen Schwester er verführt hat, worauf sie bei der Geburt eines Knaben, Robert, auf dem Schlosse des Verführers in Schimpf und Schande gestorben ist. Doch dies geschah vor dem Beginn seiner Ehe mit der Gräfin und vor unserer Geschichte, denn Robert ist jetzt schon groß, ein talentvoller frömmelnder Maler und gilt, bei der Geheimhaltung seiner romantischen Herkunft, für einen Sohn des Schloßkaplans. In dieser Stellung wurde er von seinem natürlichen Vater, dem Grafen Procop von Rettberg, liebevoll erzogen.

Die Gräfin starb indessen in Italien und ihr Busenfreund kehrt von dort zurück und kauft in der Nachbarschaft des Grafenschlosses, am andern Seeufer, das „weiße Haus", eine idyllische Einsiedelei, um der zurückgelassenen legitimen Tochter der Gräfin, Fräulein Hildegard, nahe zu sein. Die Gräfin hat diesen ihren „Freund", Herrn Wildherz, sogar in ihrem Testament als eine Art Vormund ihrer Tochter bezeichnet, was der alte Procop stark findet und diesem Nebenbuhler, nach welchem er schon einmal früher in der Stube

seiner Frau, natürlich bei deren Beisein, mit der Pistole geschossen, aristokratisch die Thür verschließt.

Außer dem alten Grafen, der bigott, tyrannisch, verfinstert und so stolz ist, wie es irgend einem alten Ritter feudaler Zeit zukam, finden wir noch einen jüngern Neffen auf dem Schlosse. Er heißt Cäsar, und da die Geschichte in unsern Tagen spielt, so hat er seiner Lieutenantsstelle den Abschied gegeben und erwartet täglich einen Gesandtschaftsposten. Ich bemerke, daß diese Carrière allerdings nicht so häufig vorkommt, als sie vorkommen könnte, denn sehr viele Gesandte brauchen freilich keine weiteren Kenntnisse als einen — Koch und höchstens noch einen Gesandtschaftssecretair.

Dieser Cäsar soll eigentlich als der Majoratserbe des Gutes das Fräulein Hildegard heirathen. Hildegard ist ein überreligiöses, steriles, aber dabei anständiges und zartsinniges Frauenzimmer, nicht häßlich, aber noch weniger schön. Doch sie hat eine Gesellschafterin, die Melusine heißt, die eigentliche Herrin des Romanes ist und mit einer entsetzlich verderblichen sinnlichen Schönheit ausgestattet wurde.

Was nun die Liebe anbetrifft, so geht es gar wunderlich unter diesen Personen zu. Nur zwei, ein noch nicht genannter bejahrter Diener des „weißen Hauses", Jodokus, und der Graf Procop, verhalten sich passiv, denn sie sind zu alt und haben den Zahn nicht mehr zum Apfelkauen. Aber mit den Andern sieht es folgendermaßen bunt aus:

Der Neffe Cäsar hat seit langer Zeit der schönen Melusine den Hof gemacht und ihr sehr deutlich merken lassen, daß er zwar seine Cousine Hildegard heirathen, aber die Gesellschafterin seiner zukünftigen Frau mit vielem Dank als Zugabe annehmen und reichlich belohnen würde.

Melusine findet diesen Plan in der Stille ihres jungfräulichen Herzens nicht übel, denn er verspricht ihr einziges Ideal zu erfüllen, welches nach Freiheit und Reichthum steht.

Da sie aber nicht blos ein hitziges verliebtes Temperament, sondern auch ein empfängliches Gemüth hat, so faßt sie sehr rasch eine gewisse Sympathie für Herrn Wildherz und zwar gleich am ersten Abend, als derselbe in sein „weißes Haus" einzieht. Er muß sie sofort bei einem Gewitterregen über den See rudern, und die harmlose Bekanntschaft ist gemacht.

Hildegard dagegen liebt zwar ihren Vetter Cäsar nicht, aber sie würde ihn wenigstens doch geheirathet haben, wenn sie sich nicht plötzlich auf einem einsamen Spazierritt an den jungen Maler Robert verloren hätte, dessen Abstammung von ihrem werthen Herrn Vater sie nicht kennt.

Nun hat dieser Robert ihr zwar eine berauschende Liebeserklärung gemacht, aber merkwürdiger Weise hat er sie eigentlich nicht damit gemeint! Melusine's Reize sind es nämlich, die ihn locken, und in der Verirrung seines Herzens verirrt er sich an Hildegard.!

Er macht seinen Fehler aber sehr schnell wieder gut, denn nachdem er bei einem Gartenfeste oben auf einen Felsen Hildegard geküßt und dabei Herrn Wildherz, der sie schirmen will, lebengefährdend hinuntergeworfen hat, geht er den Abend darauf in Melusine's Zimmer und — schwört dieser Liebe! Er wird zwar halb und halb ausgelacht und abgewiesen, aber das Mädchenherz fängt trotzdem Feuer, denn nun besitzt Melusine drei Liebhaber, wie es sich für eine talentvolle, tüchtige junge Sirene paßt.

Hildegard hat also, um die Verwirrung noch einmal zu recapituliren, zwei Partieen: einen ungeliebten Bräutigam, Cäsar, und einen geliebten Maler, der ihr Bastardbruder ist. Dieser Maler Robert

hat zwei Geliebte: Hildegard und Melusine. Herr Wildherz, der die alte Gräfin liebte, liebt allerdings Hildegard nur als deren Tochter platonisch väterlich; aber er verlobt sich später mit Melusine, die ihn nach seinem Sturz vom Felsen gepflegt hat und — zu ihm gezogen ist! Diese Melusine liebt aber endlich, wie wir gesehen haben, Wildherz, weil er ein so edler Mann ist; den Cäsar, weil er ein so schöner Mann ist, und den Maler Robert, weil er ein so feuriger Mann ist und sich von seiner pietistischen Düsseldorfer Richtung ab- und der Apotheose bacchantisch-sinnlicher Liebe zugewandt hat! Kämen mehr Männergestalten in dem Roman vor, Melusine würde sie sicherlich Alle lieben, denn an Jedem findet ein geübter Späherblick endlich etwas Interessantes heraus, selbst ein alter Kutscher hat oft eine recht stattliche Figur.

Der Leser kann sich nun denken, daß es bei solchen Personen gar kraus durcheinander gehen muß, und diese entzündlichen Herzen schwerlich in den Hafen der Ruhe einlaufen können.

Es kommt auch in der That seltsam genug. Natürlich sind fast Alle nicht wenig eifersüchtig gegen einander, denn so viele Liebesfäden, die zum Theil materiell und stark wie Stricke sind, können von Amor nicht unsichtbar durch die Luft geworfen werden.

So fährt denn nach einem üppigen Feste bei der Nacht der Maler Robert mit Melusine voll Nomadenwildheit in den Wald und zwar aus Eifersucht gegen Wildherz und Hildegard. Diese letztere nämlich vermuthet Melusine zusammen im Grünen und wünscht sie zu entlarven! Unterwegs aber ändert sich die Seelensituation und verwandelt sich in eine ganz andere. Robert wird sehr feurig und sie setzen sich beide auf einen Mooshügel. Doch ach! das Glück ist kurz, denn Cäsar ist ihnen, gleichfalls aus Eifersucht, gefolgt, und dieser „edle Cavalier“ fällt aus seiner Rolle heraus

und in das hinein, was er eigentlich ist, und erschießt als ganz gemeiner Buschklepper den trunkenen Robert, als sich letzterer kaum aus den Armen seiner Schönen erhoben hat. Die Mordthat wird wie so manche vertuscht, und man begräbt den Maler mit Anstand im Erbbegräbniß der alten Familiengruft.

Dieser Todesfall beugt den alten Grafen Procop, der eigentlich seine Tochter Hildegard zwingen wollte, den Neffen Cäsar zu heirathen. Er wird weich und söhnt sich sogar mit Wildherz aus. Dieser aber krönt jetzt die Neigung der Melusine zu ihm dadurch, daß er sich, wie ich schon im Voraus erwähnte, mit ihr verlobt.

Eben will er sie heirathen, da dringt am späten Vorabend Cäsar in ihr Schlafgemach und fordert sie auf — ihm auf einer Reise als Geliebte zu folgen! Da sie andeutet, daß sie ihn als Mörder Roberts kennt, aber schonen wird, sucht er ihr durch die drohende Erwähnung des Mooshügels und der Liebesscene jener Nacht den Gedanken ihrer Verheirathung mit dem ehrenwerthen Wildherz zu vertreiben. Hierauf übrigens verläßt sie der niedrige Roué ohne Gewaltthätigkeit.

Sie aber schmückt sich romantisch mit dem Mantel, der mit auf dem verhängnißvollen Mooshügel war, springt in den Kahn und fährt zum „weißen Hause“ hinüber, um Wildherz Alles zu gestehen. Dort angekommen, führt sie jedoch wegen allerlei melancholischer Reflexionen ihren Plan nicht aus, sondern steigt in den Nachen zurück und unter träumerischen Gefühlen — ertränkt sich die sehnsüchtige Bajadère.

Natürlich betrauert man auch ihren Leichnam, der zu dem des Malers ins Grab gelegt wird. Aber eigentlich erleichtert ihr Tod Herrn Wildherz und Fräulein Hildegard von einer Seelenlast. Beide leben jetzt in einer höchst anständigen Mondscheinfreundschaft

und Liebe so lange gefühlvoll dahin, bis plötzlich Hildegard, dem Wunsche ihres Vaters genügend, sich mit dem Mörder Cäsar verlobt! —

Dies ungefähr ist der Inhalt, und wir dürfen uns über die wüste Handlung nicht wundern. Die Personen des Verfassers befinden sich immer in einem Irrgarten der sinnlichen Liebe, in dem Tollkirschen wachsen. Die Aufgeregtheit dieser Menschen zu beobachten, ist ordentlich komisch. Ich will hier nur ein Beispiel geben als Schablone, mit deren Hülfe man sich andere Scenen malen kann. Melusine, welche mit dem Grafen Cäsar bereits ihre Liebesaffaire hat, trifft zum ersten Mal, sage zum ersten Mal! mit Herrn Wildherz zusammen, der soeben sein Haus einrichtet. Sie sprechen beide von der verstorbenen Gräfin, und Wildherz wird natürlich gerührt. Melusine entschuldigt sich, ihn trüb gestimmt zu haben:

„Sie war ihm ganz nahe getreten und legte, sie wußte selbst nicht, woher ihr der Muth kam, ihre Hand auf seine Schulter.

„Wie könnten Sie mich betrüben, meine Freundin!“ Nun waren sie dicht aneinander .... ein Strom der Lust rieselte schauernd durch ihre Nerven, sie drückte die Hände an die Schläfe, an die Augen .... wie in Flammen stand Alles um sie her, glühend, leuchtend. Als sie wieder das Gefühl ihres Selbst gefunden, hatte sie ihre Seele auf immer an ihn verloren, fast ohne ein Wort, fast ohne einen Blick der Liebe.“

Wenn sich ein Verfasser solche Personen auf romantischen Boden zurechtgemacht hat, so wird es ihm freilich leicht, alle möglichen Verbindungen knüpfen zu lassen, denn er braucht nur ein sich ganz fremdes Paar „dicht an einander“ zu bringen, und das harmloseste Gespräch, selbst ein wehmüthiges, wie wir gesehen haben, raubt ihnen alle Besinnung, sie drücken die Hände an die Schläfe und an

die Augen und verlieren dabei die Seele, wie man eine Visitenkarte verliert. Hier kann man wahrlich nicht sagen, das Fleisch sei schwach, sondern stark, sehr stark; es arbeitet einer Knotenschürzung in die Hände.

Von Natürlichkeit der Handlung und von Charakteren, für die man sich erwärmen könnte, — ein paar unerläßliche Eigenschaften des Romans, — ist daher gar nicht die Rede. Statt dessen baut sich die Composition in Sprüngen des Zufalls pyramidal empor und stürzt dann in eine ungeformte, interesselose Ruine zusammen.

Und dennoch — in diesem Autor ist, wie ich schon zu Anfang andeutete, mehr Geistesfrische und Elastizität, als in vielen andern der Jetztzeit. Besonders in einem Abschnitt verräth er ein namhaftes Talent für feinere psychologische Darstellung. Man möchte diese gesundere, edlere Blüthe von den wuchernden Schlingpflanzen ringsumher gesondert wissen. Jene Blüthe ist das Tagebuch der verstorbenen Gräfin, welches Wildherz der Hildegard und ihrem Vater mitbringt. Nicht Alles darin ist wahr und natürlich erfunden, aber die Empfindung selbst innig, phantastisch weiblich und von poetischer Stimmung. Es ist eine liebevolle Arbeit, die nur wenig an Manierirtheiten leidet.

Möchte es doch jedem Dichter gefallen, sich im Schaffen jener Ruhe und Gesundheit, jener Wahrhaftigkeit des Denkens nnd Fühlens zuzuwenden, welche nur das treuherzige warme Sonnenlicht der Natur anerkennt und die bengalische Beleuchtung frivoler Knalleffecte ausschließt. Die tanzenden Gestalten, welche man in einer „italienischen Nacht" findet, sind nicht die Musen des Helikon, sondern ganz andere Personen.

Das Herabziehen historischer Stoffe zum Unterbau haltloser Dichtungen.

Schiefe Charakteristik berühmter Helden.

Brachvogel, Schmeling: Geschichtliche Erzählungen.

An Frenzels „Emma Amberg“ und „Melusine“ hat sich soeben gezeigt, wie auffallend lächerlich es wirkt, wenn es gewagt wird, eine psychologisch unmotivirte, ethisch unlautere und poesiearme Composition auf das überall durchsichtige lichtvolle Terrain des idealen freierfundenen Romans sorglos hinzustellen.

Um die Schwächen einer haltlosen Dichtung weniger augenfällig zu machen, bedienen sich viele eilfertige Romanschreiber der Politik, geschichtliche Vorgänge zum Rahmen und Hintergrund oder gar zum activen Material ihrer Poesie zu wählen.

Der bunte Stoff verhüllt die Lücken und Blößen und rückt die an sich seichte Lectüre dem allgemeinen Interesse der Leser näher. Die vorgeführten Menschen dürfen unter dem blendenden Deckmantel historischer Namen Strohpuppen sein, das Publikum verfolgt ihre Bewegungen doch. Es wird hierbei von der so treuherzigen als irrigen Annahme unterstützt, der Autor erzähle in historischen Novellen nur wirklich Vorgefallenes und sei somit für den Grad

von dessen poetischem Gehalt nicht verantwortlich. Daß geschichtliche Stoffe gewöhnlich nur in pietätlos herabziehender Weise zum Unterbau für fade Hirngespinste gewählt werden, um desto ungenirter, romantischer und erfolgreicher darauf loslügen zu können, davon hat der Laie keine Ahnung.

So bildet diese Manier für zahlreiche Schriftsteller einen Verbindungssteg, um darauf ihre Bücher zur Theilnahme der Leser hinüberzuleiten.

Man könnte hier hundert Beispiele nennen. Es kommt nicht darauf an, welche man wählt. Auch Brachvogels „Drachenhunde von Rhodus" sind über jene Eselsbrücke getrieben worden.

Verfolgen wir die vollendete Seichtigkeit dieser pathetischen Geschichte und den Bombast ihres Redeschmucks:

Um das Jahr 1405, als die eigentliche Begeisterung und Bravour der Kreuzzüge vorüber war, und die Christen schon lange ihre großen Vortheile im Morgenlande theilweise eingebüßt hatten, auch das heilige Grab nicht mehr in ihren Händen sich befand, war Tamerlan, die furchtbare Geißel der Christenheit, gestorben. Die Johanniter, bis dahin ein großer durchhelfender Schutz für die christlichen Pilger und Kaufmannsfahrzeuge und die Einzigen noch, welche von den Sarazenen gefürchtet wurden, führten die gewichtige Mission glücklich aus, den Islam wieder in gemessene Grenzen der Macht zurückzudrängen.

Damals war der Johanniterorden bekanntlich auf der Insel Rhodus concentrirt, und Friedrich von Zollern bekleidete das Amt des Seniors, während der Franzose Naillac die Würde des Großmeisters hatte. Die Chronik berichtet, daß der alte Drachenbekämpfer Dieu-donné, welchen Schiller besungen hat, eine eigene Race von Doggenhunden, gelb mit schwarzen Köpfen, vererbte, die im Besitze

Zollerns waren und unglaubliche Dienste gegen die trefflich bewaffneten und meisterhaft berittenen Sarazenen leisteten. Sie kämpften selbst gegen Kameele, und es ist in der That schade, daß diese Doggen ausgestorben sind, denn da man leider heut zu Tage durch die Gesetze verhindert ist, den vielen unangenehmen Kameelen, die sich dünkelhaft und feindlich entgegenstellen, zu Leibe zu gehen, so wäre es doch gut, einen wohl versteuerten Hund zu haben, der ihnen aus eigener Machtvollkommenheit in die Flanke fiele.

Auf der jetzigen kleinen, unfern Rhodus gelegenen Insel St. Pierre, damals Ildertymsinsel genannt, herrschten in wohlbefestigter Burg die Sarazenen unter dem wilden Mongolen Assad und Tamerlans Bruder Selim.

Die Ordensritter beschlossen, dieses Castell zu nehmen und zu Wasser und zu Land einen Hauptschlag gegen die Macht des Feindes zu führen.

Ein junger Deutscher, Hans von Hohenlohe, der eben erst in den Johanniterorden eingetreten, wird der Hauptheld dieser Geschichte. Einige Ritter, unter Anderen dieser, und Zollern an der Spitze, recognosciren, werden aber entdeckt, müssen fliehen, und Hohenlohe geräth hierbei in die Gefangenschaft der ausfallenden Besatzung.

Als er durch den Hofraum der Burg geschleppt wird, giebt sich ihm unter den vorüberschreitenden Haremsfrauen eine der ersten als Christin durch das Zeichen des Kreuzes zu erkennen.

Nachdem Hohenlohe bei Selim und Assad ein Examen heldenmüthig bestanden, bei dem er sich stumm stellt und nur aufschreibt, was er zu sagen für gut hält, wird er in einen Thurm geworfen. Hier findet er tröstende Gesellschaft, denn dieses Gefängniß bewohnt der Arzt des verstorbenen Sultans, Farez, der hineingeworfen wurde,

weil er sich gegen die Bereitung eines Giftes, das Assad verspeisen sollte, weigerte, aber nun unbegreiflicher Weise immer noch nicht wieder freigelassen ist. Nur wenn einer Frau im Harem etwas fehlt, holt man ihn aus dem Kerker, denn man hat Sorge getragen, den armen Doktor für die anatomische Ehre des schönen Geschlechts harmlos zu machen. Natürlich brütet Farez Eunuchen-Rache und theilt sich seinem Kerkergefährten Hohenlohe mit.

Dieser möchte dem Orden gern auf irgend eine Weise schriftlich von seiner Gefangenschaft und dem Kriegszustand in der Veste Nachricht geben, und weil es an Tinte fehlt, so — schlägt sich der große Arzt Farez eine Ader, obgleich ihm Hohenlohe zu bedenken giebt, wie gefährlich ihn der Blutverlust schwächen werde. Man muß damals noch nicht gewußt haben, daß es auch, wenn man sich blos mit einer Lanzette in den Finger schneidet, genug blutet, um damit ein Briefchen zu schreiben! Wenn doch unsere vielen schlechten Dichter lieber mit Blut statt mit Tinte schrieben und sich jedesmal mit derselben Unwissenheit wie Farez eine Ader schlügen! Wie bald würden sie von hinnen scheiden, sanft und schmerzlos für sie und besonders für uns!

Während nun jener Blutbrief geschrieben wird, führt eine andere Unwahrscheinlichkeit noch einen andern glücklichen Umstand herbei. Der Senior von Zollern hat nämlich bei der erwähnten Rekognoscirung die für einen vorsichtigen Feldherrn sehr große Albernheit begangen, die famosen Johanniterdoggen mitzunehmen, obgleich doch Hunde, selbst diplomatische, sehr leicht zu bellen pflegen, und dadurch die als Kaufleute verkleideten Ritter gleich verrathen mußten.

Doch dieser Nonsens hatte sein Gutes, denn jetzt erscheint die treue Dogge Zuleika oben am Gewölbefenster des Kerkerthurms,

indem es ihr als Augenzeugen bei der Gefangennahme Hohenlohes gelungen ist, denselben jetzt glücklich aufzuspüren. Dieser befestigt ihr in einer Hornkapsel den Brief am Halsband und heißt sie zum Senior Zollern laufen, was das gescheidte Vieh auch sofort thut.

Die Ordensbrüder beschließen nun den Sturm und rücken gegen die Ilderymsinsel an. Assad, der Mongolenführer, hat sich jedoch von Selim getrennt; er will sich nicht einschließen lassen, sondern zur See kämpfend durchbrechen.

„Am Bord des Fahrzeugs, auf dem Assad um Tod und Leben stritt, hauste die entfesselte Vernichtung. Die vornehmsten Krieger seines Volkes, welche unter ihm Tamerlans Ruhm bei Nikopolis und Smyrna verewigt hatten, bildeten jetzt mit ihren Leibern den Wall, ihren Anführer zu schützen, das Entern unmöglich zu machen. Da aber Assad die Seinen durch Wort und Geberde anfeuernd, eines seiner Schiffe nach dem andern in die Gewalt des Gegners sinken sah, gab er jede Lebenshoffnung auf und dachte nur noch daran, den Tod um den höchsten Preis einzutauschen.

„Sein wilder, glühender Blick fiel auf den greisen Senior Friedrich, der, auf dem Deck der Großmeister-Galeere stehend, eben erneuerten Befehl gab, Assad's Fahrzeug zu entern. Neben ihm stand der Großmeister Naillac und Anton de Fluvian, in der Hand das geweihte Ordensbanner.

„Alle Diews und Ginnen stehen mir bei! Eblis, Herr der gefräßigen Flammen und Vater des Grauens und der Verwüstung, reiß sie mit mir in Nacht und Verwesung!“ rief Assad „Kinder der Steppe, laßt ab von der Vertheidigung, drängt unser Schiff an das des grauen Vampyrs, daß es sich fest hänge mit Klauen und Haken! Laßt uns beide verbrennen und unter den Flammen raufen mit diesen Hunden, bis wir vereint mit ihnen fallen in Ginistans

Nacht! Mähet, Todessicheln, bis ihr zerbrecht in der Hand Dsat-Dawahi's, der unheilverbreitenden Mutter des Schicksals!!!"

„Ein Geheul der Raserei erhob sich aus seinen Reihen. Mit Gedankenschnelligkeit ward der Befehl ausgeführt. Ein Theil seiner Leute klammerte die Schiffe aneinander, ein anderer entzündete Fackeln, Theerstricke, sie in das Segelwerk der Großmeister-Galeere schleudernd und das eigene Schiff entzündend. Eine Todeswuth machte die Mongolen zu jenen von Zerstörungswollust geschaffenen Dämonen, von denen abzustammen sie sich rühmten. Assad, von etwa 200 seiner Genossen umringt, stürzte auf das Ordensschiff. Die Ritter hatten die Absicht wohl durchschaut und stemmten sich in wohlgeschlossenen Reihen den Angreifenden entgegen, während die Flamme sich überall erhob, in gefräßiger Eile an Tauen und Balken leckte und der Kampfplatz sich jeden Augenblick mehr einengte. Mit allen Waffen, deren Menschen zu Thieren verwandelt fähig sind, drangen die heulenden Horden auf die Streiter Johannis ein, schlugen mit den erhobenen Ruderpinnen auf die Ritter, warfen brennende Segelfetzen über sie und rangen, die Lanzen ihnen zu entwinden, zur Seite zu drängen und eine Lücke zu finden, um vorzubringen.

„Assad mit seinen tapfersten Gefährten stürzte in die Lücke, die Anderen drängten nach, und auf dem Verdeck der Großmeister-Galeere entstand ein Gemetzel, ein Einzelkampf, dessen Furchtbarkeit durch den Qualm der Flammen und den engen Raum erhöhet wurde.

„Assad warf sich auf Friedrich von Zollern mit dem Ruf: „Nieder, Du Wolf aus Mitternacht! Nieder, verfluchter Sohn der nordischen —" (das Wort, welches hier folgt, bezeichnet das Femininum eines sehr schmackhaften, aber keineswegs ästhetischen Thieres,

welches bei uns gewöhnlich um Weihnächten und Ostern reif erachtet wird.)

„Der Senior stand allein gegen Assad, denn die plötzliche Durchbrechung der Phalanx der Ritter hatte seine Umgebung auseinandergesprengt. Hageldicht fielen Assad's Streiche auf den Senior, der sie mit Schild und Klinge kaltblütig abwies und nur nach einer Blöße seines alten Feindes suchte, um sie zu benutzen. Die aalglatte Gewandtheit, die Kraft, welche Todesangst und Muth dem Mongolen lieh, brachten aber nach und nach den Greis außer Fassung. Durch einen Stoß Assad's war ihm der Helmriemen gerissen, der Helm vom Haupte gefallen, und er kam immer mehr ins Gedränge. Assad unterlief ihn; im Begriff, dies durch eine Seitenbewegung zu hindern, strauchelte Friedrich auf dem von Blut schlüpfrigen Boden, sein Schwert zerbrach, er sank in die Kniee! Während seine Lippe ein Nothgebet murmelte, deckte er sich mit Schwert (?) und Schild, aber seine Kräfte nahmen bereits ab. Assad warf sich wie eine Katze auf ihn. Ein Siegesgeheul erhebend, riß er des Seniors Schild zur Seite und erhob den Sarraß zum Todesstreich. Da drang Rink von Henneberg von hinten heran und mit einem Hiebe seines Morgensterns zerschmetterte er Assad's Haupt!" —

Gottlob, daß dieses Ungeheuer von einem Mongolen todt ist! werden die Leser ausrufen; dieselben sehen aber aus dieser Probe, wie sehr der Verfasser uns um Personen beängstigt, für die er es gar nicht vermocht oder erstrebt hat, uns Sympathie und warmen Antheil einzuflößen. Wäre ihm dies nur bei einer einzigen Figur dieser historischen Erzählung gelungen, so würden die vielen vorgeführten Gefahren und Abenteuer unsere Seele innerlich erregen, statt so kaum ein materielles Leihbibliothekenpublikum zu unterhalten.

Die Johanniter erobern nun die Ilderymsburg, und während das Thor geöffnet ist, entflieht Hohenlohe mit der christlichen Haremsschönheit, die sich ihm angeschlossen hat, weil er in seiner mohamedanischen Verkleidung doch getödtet worden wäre. Man sollte meinen, er hätte nur in fränkischer Sprache zu rufen brauchen: „Ich bin der Johanniterritter Hohenlohe", und alle seine Kameraden hätten ihn mit Freuden erkannt, da sie seine Gefangennahme wußten.

Doch wäre dann freilich Folgendes nicht möglich gewesen:

Ein gewisser Tankred nämlich, ein französischer Ordenscomthur, der als talentirter Don Juan schon lange mit dem warmen Vorsatz umgeht, das ihm langweilige Gelübde der Keuschheit zu brechen, erblickt Hohenlohe mit dem schönen Weibe und hält dies für eine passende Gelegenheit, jenen Vorsatz auszuführen. Mit einem Freunde und einem paar Knechten verfolgt er die Fliehenden. Als er sie eingeholt, verleugnet er Hohenlohe, der sich als Johanniter zu erkennen giebt, und läßt ihn in eine Cisterne werfen; das Weib aber opfert er seinem schon erwähnten Vorsatz, nachdem er sie in ein altes Gemäuer gesperrt hat.

So wäre nun unser Held verschwunden. Doch diese Erzählung heißt nicht vergebens: „Die Drachenhunde von Rhodos." Die Titelrolle muß beschäftigt werden, und so findet denn die tugendhafte Dogge Zuleika sehr bald den in der Cisterne Schmachtenden auf und ernährt ihn mit Broden, welche sie sich von den Soldaten sehr sinnig bettelt und sie ihm zuträgt.

Hierdurch kommen die nachforschenden Ordensbrüder dem Unglücklichen auf die Spur. Er wird gerettet; ebenso das Weib, und um Mitternacht in einer heimlichen, feierlichen Gerichtsloge der Ritter wird Tankred mit seinen Helfershelfern verurtheilt und hinge-

richtet. Es ist eine jener kleinen Schauerscenen moderner Novellistik, die in ihren gelungensten Momenten an Tromlitz und Van der Velde erinnern. Das unglückliche Weib nimmt den Schleier und geht nach Spanien, und der Verfasser läßt ahnen, daß sie und Hohenlohe sich platonisch geliebt haben, und etwas Hoffnungsvolles hätte daraus werden können, wenn er nicht zufällig durch das freiwillige Gelübde der Keuschheit geweiht und sie durch den unfreiwilligen Verlust derselben entwürdigt wäre.

Die Geschichte ist hiermit billigerweise beendet; als historische Zugabe zeigt uns indeß der Autor noch, wie nach diesem Siege die Ordensritter mit Hülfe des französischen von 20,000 Mann begleiteten Marschall Boucicaut nach Syrien gehen und dem Sultan Mahomed jene glückliche Schlacht am Sanin (beim Libanon) liefern, durch welche nach einem vortheilhaften Friedensschluß das heilige Grab wieder in die Verwaltung der Christen kam. Nach diesem Triumph stirbt Friedrich von Zollern in Ruhm und Altersschwäche zu Jerusalem.

Ich glaube, der Inhalt und Gang dieser Geschichte kritisirt den literarischen Werth dieser jetzt herrschenden Gattungen genügend. Der Leser bleibt sehr neutral bei solcher Lektüre, denn es wird in derselben weder ein tieferes, rein menschliches Interesse angeregt noch befriedigt.

In Ermangelung von poetischen Motiven und einer entsprechenden Durchführung derselben, würde es wenigstens belehrend sein, wenn die Schriftsteller dem Publikum eine lebendig und treu erzählte Uebersicht historischer Details farbenreich vorführten, wie sich z. B. im vorliegenden Fall das Wesen und Ritual der Johanniterritter nebst einem kurzen Abriß ihrer Geschichte hätte malerisch

entwickeln lassen. Es ist lächerlich, bei der Menge ein specielles Wissen vorauszusetzen und ungerecht, ihr dasselbe vorzuenthalten.

Außerdem sollte jeder Schriftsteller historischer Novellen und Romane bedenken, daß die Zeit weit hinter uns liegt, in der sich das Publikum schon allein bei ritterlichen Kriegsthaten mit Kampfgeschrei und Schwerterrasseln gut unterhielt. Wie abgeschmackt muß jedes Bestreben erscheinen, das den Anschein hat, als wollte es bei den Lesern das armselige Genügen an einer rein materiellen und noch dazu höchst unwahrscheinlichen Handlung auf's Neue heraufbeschwören. So ohnmächtig und lächerlich wie der Ruf: die Wissenschaft muß umkehren! ist jeder ähnliche an die Kunst oder Poesie gerichtete altromantische Unkenschrei.

Einer solchen Musterkarte von Mängeln, wie wir sie ebensahen, schließt sich in historischen Darstellungen auch sehr häufig noch eine schiefe oder einseitige Charakteristik hervorragender Persönlichkeiten an. Dergleichen ungenügende Schilderungen sind nur da von Bedeutung, wo sie wichtige Principfragen der Kulturgeschichte berühren. Sie tauchen in allen Epochen auf; sehr häufig in den gestaltenreichen der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhundert.

Seitdem es Gustav Freytag gelungen ist, durch eine musterhafte historische Erläuterung des großen Krieges den Antheil der Gebildeten zu fesseln, wurde die verhängnißvolle Sturmperiode von 1618—48 ein willkommenes Feld für bessere, wie auch für leicht wiegende Unterhaltungslektüre mancherlei Art.

Unter Anderen hat sich auch Karl Schmeling in einem Roman „Wallenstein und der Spion" eine hierher gehörige Aufgabe ge-

wählt, die nämlich, den siegreichen Vertheidigungskampf der männlichen Stadt Stralsund gegen das Belagerungsheer des Friedländers darzustellen.

Deutschland kann, wenn es der Geschichte sich bewußt ist, nicht ohne Stolz auf die That jener Seestadt hinblicken, und ihre Helden muß es zu seinen liebsten Söhnen zählen. Für den Romanschriftsteller sind das sehr angenehme Verhältnisse, indem ihm sofort nicht nur ein höchst brauchbarer Stoff, sondern mit ihm auch gleich die Sympathie des Publikums für denselben überliefert wird.

Das innere Treiben der belagerten Stadt Stralsund, die begeisterte Trefflichkeit seines Bürgermeisters Steinwig, die Unschlüssigkeit des Raths, die Charakterlosigkeit der Aristokratie, die Wetterwendigkeit der öffentlichen Stimmungen und endlich die muthig umsichtige Vertheidigung durch die wenigen militärischen Kräfte würden selbst für einen wirklichen Dichter interessante anregende Materialien bilden.

Es handelt sich bei einem solchen Stoff nicht sowohl um die Führung der Romancomposition, als mehr noch um die Treue gegen die Geschichte und ihre geistige Verkörperung durch die entsprechenden Personen.

Als gutes Zeichen der Gesammtbildung und des Nationalgefühls muß man es betrachten, daß der Sinn für Geschichte jetzt immer mehr im Volke erwacht und das Publikum regen Antheil an der Vergangenheit und an den Schicksalen seiner Voreltern nimmt.

Wo es sich um religiöse Kriege und Parteikämpfe handelt, liegt es den Schriftstellern ob, das Wesen der Parteien klar zu beleuchten. Diese sind hier die Protestanten, die Stralsunder, und die Kaiserlichen, die katholischen Kriegsschaaren und Religionsbedrücker.

Bei den letzteren waren es besonders Wallenstein und sein Un-

tergeneral, der Feldmarschall von Arnim, die den Geist ausstrahlten, der in ihren Kriegern lebte und überhaupt in der damaligen Zeit zu den herrschenden Factoren gehörte.

Nüchterne Beurtheilung statt bewundernder Idealisirung heißt die Aufgabe eines Erzählers, wenn er historische Personen im Spiegel der Dichtung wahr und aufklärend wiedergeben will. Um so mehr thut dies Noth, wo es sich um ruchlose wenn auch noch so glänzende Zerstörer des allgemeinen Besten handelt. Ein solcher war Wallenstein. Auf ihn, der die Geschicke unserer Ahnen so lange lenkte und über Deutschlands Wohl und Wehe entschied, ist selbst ein kurzer Hinblick von Interesse. Wir wollen hören, wie der Verfasser diesen Helden malt, und ab und zu in Parenthese einige Bemerkungen hinzuschreiben.

„Wallenstein," sagt er, „war von hoher Gestalt, seine Gliedmaßen, in der Jugend voll und straff, waren später hager, aber stark; sein Gesicht oval, stark ausgeprägt und gelblich gefärbt. Wallenstein's Stirn war hoch, sein Haar kurz geschnitten und in die Höhe gestrichen, während es sich an den Seiten leicht kräuselte. Er trug Schnurr- und Kinnbart. Die schwarzen, glühenden Augen waren nicht groß, aber scharf und durchdringend; sie zeugten von Verstand und Klugheit; sein steter Ernst machte, daß sein Gesicht kein Vertrauen erweckte." (Der Autor will jedenfalls sagen, keine behagliche Zutraulichkeit, denn es sind andere Eigenschaften als dauernder Ernst, welche das Vertrauen der Menschen verhindern und bei Wallenstein verhinderten: Es waren seine Thaten, denn nach diesen, und nicht nach dem Gesichtsausdruck beurtheilt die Welt ihren Mann und im Grund hat sie zu ernsten Mienen mehr Zuneigung als zu lächelnden.)

„Seine Bewegungen waren edel, obschon stolz; sein Benehmen

dagegen schroff und hart, selbst Freunden und höheren Personen gegenüber rauh, und jede seiner kurzen Bemerkungen war treffend, doch zugleich niederschlagend. Wallenstein verachtete die größere Zahl der Menschen, und wer will ihm dies verargen, wenn man sich diesen stolzen, energischen, muthigen, überlegenen Charakter in seiner Lage, Umgebung und Zeit denkt, in der Heuchelei, Schmeichelei und Kriecherei an der Tagesordnung waren." (Man muß ihm allerdings seine Menschenverachtung durchaus verargen, denn diese war damals ganz so unbegründet, als sie es immer sein wird. Es gab eine Menge ihm ebenbürtiger Geister, wenn auch den meisten sein Glück fehlte. Vor Allem aber hätte ihn der Muth seiner Gegner zur Menschenachtung bringen müssen, denn es mangelte ihm nicht an Zugang zum Standpunkt des Protestantismus, da er selbst ein Protestant gewesen war und sich in seiner partiellen Freigeisterei sehr zum Protestantismus hingezogen fühlen mußte.)

„Gegen seinen Körper war Wallenstein hart, gegen Schmerzen nur empfindlich, wenn sie das gewöhnlich zu ertragende Maß überstiegen, und im Felde trug er stets seine vollständige Kleidung, bestehend aus einem grauen Hute, einem Reiterrock von Elenleder, darunter ein Wamms von Leinwand, rothe Feldbinde, rothe Beinkleider, rothen Federbusch und einen scharlachrothen Mantel; auf seine Füße ist nie etwas anderes als seine hohen Reiterstiefeln gekommen." (Wallenstein begünstigte als kluger Kopf durch seine Tracht stillschweigend den zeitgemäßen Soldatenglauben, daß er mit dem Gottseibeiuns in einem Bündniß stehe. In jener dunkeln, aufgeregten Epoche, wo man an Amulette, Freikugeln und an die Passauer Kunst des „Festmachens" glaubte, hatte man auch von andern Feldherren und Hauptleuten eine ähnliche schmeichelhafte Meinung und die schlausten unter ihnen ließen sich jene Respektserhöhung gern gefallen.

Wallensteins Truppen sahen es mit Beruhigung, daß ihr astrologischer General in den Sternen lesen konnte.)

„Seine Tafel war einfach, üppige Speisen verschmähte er ganz; sein liebstes Getränk war ein Bier, „Breihahn" genannt, welches er jedem anderen Getränk vorzog. Er schlief nur wenig, war unermüdlich thätig und schrieb alle seine schriftlichen Befehle sogleich im Originale, während Adjutanten und Schreiber die nöthigen Abschriften zur Aufbewahrung davon nahmen. In seiner Nähe mußte jedes Geräusch vermieden werden. Er sprach nie viel und meistens herbe; aber dennoch öffnete sich sein Mund für den gemeinen Soldaten fast immer zu dessen Vortheil, und es war nichts Seltenes, daß er nach gewonnenen Schlachten Aeußerungen wie: „Diesem gebührt der Sieg des Tages" oder dergleichen that. (Wallenstein hatte als Oberfeldherr gar keine dienstliche Veranlassung, mit den gemeinen Soldaten zu sprechen und ergriff dieselbe nur, wenn er sie loben wollte. Mit ihnen es zu halten und sie für sich enthusiastisch zu machen, war seine Politik, denn all seine Pläne gegen den Kaiser hätte er nur durch blinde Anhänglichkeit des Heeres an seine Person ausführen können. Ueberhaupt mußte ihm immer an der Zuneigung seiner Soldateska liegen, da man jeden Augenblick bei Hofe aus Neid gegen ihn intriguiren konnte. Seine eigenhändigen Schriftstücke lauten ungefähr so, wie der nachfolgende Brief von ihm an den General Arnim, der beweist, daß er trotz seiner übrigen tüchtigen Bildung in Hinsicht auf deutsche Sprache und Wortausdruck hinter den Bessern seiner Zeit zurück war: „Wie ich vernimbt, ist der Herr sehr krank. Bitt der Herr erzeige mir die Freundschaft und stehe nicht auf, bis es besser wird. Ich werde daraus abnehmen, ob mir der Herr gutes gönnt, wenn er wird nicht aufstehn, denn dadurch wird er desto eher genässen und sich in ihrer

Majestät Dienste gebrauchen lassen." Wahrlich, ein theilnehmender, kindlich einfacher Ton gegen einen alten wackern Kriegscameraden wie Arnim, der am Zipperlein litt!)

„Wallenstein vergriff sich, ein böses Geschick leitete seine Hand, als er in den Hut griff, um die Nummer für sich zu suchen, und obschon er ein Held blieb oder ward, so warf jener Mißgriff auf ihn alle Beschuldigungen der Schuld an den Gräueln und Verwüstungen eines langen, verwickelten Krieges, den er selbst verabscheute und zuletzt nur noch führte, um die deutschen Grenzen vor den Krallen raubgieriger Feinde zu bewahren; denn Wallenstein war auch echter deutscher Patriot." (Dies ist er niemals gewesen, da er, wie jeder Eroberer und ehrgeizige Tyrann von Profession, ein ungeheurer Egoist, also das Gegentheil eines dem Gemeinwohl sich aufopfernden Patrioten war. Er spielte ebenso mit seinem Vaterlande, wie mit seinem Glauben, der ihm als ein Ornat galt.)

„Wallenstein ernannte eines Tages einen gemeinen Reiter wegen bewiesener Tapferkeit sofort zum Hauptmann; der so Beförderte unterließ es sich zu bedanken, und als man Wallenstein daran erinnerte, sagte dieser mit einem seltenen Wohlwollen: „Lassen Sie das! Eine solche unterlassene Danksagung ist für mich die größte Lobrede; der Mann beweist, daß ich das Verdienst und nicht die Person belohne. Es ist nicht nöthig zu danken, wenn man keine Gefälligkeit erhalten hat." (Sehr geistreich wie er war, legte sein Stolz gern Alles auf eine schmeichelhafte Weise für sich aus, während er sonst die kleinste Vernachlässigung auch an dem Tüchtigsten bitter rächte.)

„Er achtete Verdienst mehr als Rang und Stand, und ihm empfohlene vornehme Herren hatten einen harten Stand, wenn sie ihren Stellen nicht gewachsen waren." (Er demüthigte nämlich gern

in ihnen zugleich den Wiener Hof, welcher ihm hochgeborne Strohköpfe zur Beförderung schickte. Uebrigens hat er für seine eigene Verwandtschaftssippe über Gebühr gesorgt, und bei ihnen ertrug er das Mißverhältniß von bedeutenden Ehrenstellen und unbedeutenden Verdiensten vortrefflich.)

„Daß Wallensteins Soldaten von den wehrlosen Landleuten gefürchtet waren, brachte ihnen manche herbe Strafen ein; leider konnte er dem von ihnen getrieben Unwesen nicht steuern.“ (Der große Kriegsfürst verlangte von seiner Soldateska, die er oft gar nicht ernähren konnte, vor Allem strenge Erfüllung der militärischen Pflicht; im Uebrigen sah er ihnen entsetzlich durch die Finger und hatte mit den unglücklichen Unterthanen nur zu wenig Mitleid.)

In dieser und ähnlicher Weise gehen oft zu hohe oder parteiliche Auffassungen über berühmte und berüchtigte Helden, wie hier über Wallenstein, durch die Schilderungen historischer Erzählungen und es ist das bei jedem patriotischen Unternehmen deshalb doppelt verwerflich, weil sich ein solches eigentlich neben seiner poetischen Composition die Aufgabe stellen müßte, jene ehrgeizigen Krieger, die sich wie reißende Thiere im Blute unseres armen Vaterlands berauschten, von ihrem Kothurn herunter zu nehmen, auf welchen sie eine irrthümliche Professorenschwärmerei gestellt hat. An sämmtlichen jener Generäle ist ihre Rücksichtslosigkeit doch endlich das Größte gewesen, denn sie betrachteten Deutschland mit all seiner damals hohen Cultur nur als ein würdiges Objekt, die Flamme eines Krieges zu nähren, der angeblich zur Ehre Gottes, thatsächlich aber nur zum Vortheil der einzelnen Parteihäupter geführt wurde. —

Die Erfindung der Fabel selbst hat kein Verdienst. Sie ist an- und für sich, wenig forcirte Züge ausgenommen, sehr natürlich, aber nur indem sie ganz unkünstlerisch ist. Natürlich nämlich in ihrer

specialisirten kleinlichen Zerrissenheit, wie solche gerade das reale Leben mit seinen musivischen Details zu componiren pflegt, und wie sie die Kunst zu ihrer Aufgabe niemals gebrauchen kann.

Diese fordert plastische Einfachheit und Großheit der Züge, deren Thatenkraft dramatisch anwächst und die Entwickelung der Charaktere bezeichnet. Nur ein so herausgearbeiteter Held eignet sich zum Träger einer Idee oder eines Zeitbildes.

In Bezug auf die fehlende Gesundheit und Oekonomie des Dialogs sei eine allgemeine Bemerkung ausgesprochen: Nur um eine komische Wirkung oder irgend einen bestimmten Effekt zu erzielen, ist dann und wann ein Zwiegespräch erlaubt, dessen Fragen und Antworten sich wie ein Rappiergefecht immer begegnen und treffen, ohne einen Schritt weiter zu kommen. Im Allgemeinen angewandt, macht aber dieses seitenlange abgerissene Hin- und Hersprechen ohne fördernden Inhalt und Pointe auch da eine komische Wirkung, wo man eine solche nicht wünschen kann. Daß im Leben oft ein solches sich immer in die Rede fallendes, wortabschneidendes Sprechen, Streiten und Sichmißverstehen existirt, besonders bei häuslichen Verständigungen im Himmel geschlossener Ehen, ist wahr genug, rechtfertigt aber die naturalistische Verwendung für die Kunst nicht, in der es als ein armseliges Mittel erscheint, das Tempo zu beleben. Auf das Drama verwandt, stellt sich in offener Scene diese Armuth sofort als Geistesbankerott dar.

Zwischenthema und weitere Umschau.

Vielschreiberei und die Weihe des Poetenthums.

Als die Schweden Krakau eroberten, kam ein Mensch zum König Karl, kündigte sich als ein berühmter Vielesser an und erbot sich gegen eine gute Belohnuug, ein ganzes lebendiges Schwein zu verzehren. Der alte General Königsmark, der gerade zugegen war, sagte zum Monarchen, dieser Mensch sei ein Zaùberer und könne durch Hexerei machen, daß eine Sache das schiene, was sie nicht wirklich wäre; ein solches Blendwerk würde es dann auch wohl mit jenem Thiere und dessen Verspeisung sein.

Der solide Vielfraß, den diese Ungläubigkeit verdroß, erwiderte: daß, wenn Ihre Majestät befehlen würde, daß dieser Officier den Degen und die Sporen abschnallte, er ihn, wie er hier wäre, auffressen wollte. Königsmark erschrack darüber so sehr, daß er sich geschwind fort machte, weil er lieber ein wenig beschämt, als auf Kosten seines Leibes von dem guten Appetite dieses Künstlers überzeugt werden wollte.

Wie die Leser sehen, gab es schon damals gewaltige leibliche Consumenten und giebt deren immer noch. Ich selbst bin dazu gekommen und wider Willen Augenzeuge geworden, wie in der heißesten

Sommerzeit ein wegen seines Magens berüchtigter Holzhauer in der Gegend von Aufkirchen am Würmsee einen ausgewachsenen lebendigen „Gockel" (Haushahn) und ein lebendiges „Achkatzrl" (Eichkätzchen) verzehrte. Er that es um den geringen Preis von acht- und vierzig Kreuzern. Nur die Federn des Hahns, besonders die langen Schweiffedern wurden ihm erlassen, und als er auch das Eichhorn bis auf den langen, rothen Schweif verschlungen hatte, sagte er mit etwas kleinlaut bittendem Grinsen: „I sollt' wohl meinen, weil i schon hab' den Gockelschwanz auslassen dürfen, könnten's mi wohl auch die trockenen Bürsten hier schenken oder i müßt' sie dürfen in a Bier umschwenken." Ich pfiff leise meinen Hund und schlich mich fort, weil ich uns Beide mindestens noch für eben so schmackhaft hielt, als ein mageres Eichhörnchen. Zu dieser Scene kann jeder Zweifler, der an Unverdaulichkeit leidet, unter den Stammgästen der Aufkirchner Schenke die glaubwürdigsten Zeugen finden, von denen jeder wie Brutus ein ehrenwerther Mann.

Wie wenig beängstigend aber und um wie viel unschädlicher sind solche materielle Consumenten, wenn wir ihren Gegensatz betrachten, die ungeheuren geistigen Producenten unserer gegenwärtigen Tage! Der Sprung von Denjenigen, welche ungekocht und ungewaschen ein Borstenthier verschlingen, bis zu denen herab, welche alle Jahre zur Zeit der Ostermesse für das Publikum ein großes Schlachtfest halten und der Oeffentlichkeit zwei, drei und vier solcher geistigen Unholde, gleichfalls roh und ungewaschen, vorsetzen, dieser Sprung ist nicht so groß, als er scheint. Welche Kleinigkeit, einen General, der nicht einmal Säbel und Sporen an hat, oder gar nur einen Hühnerhahn oder ein Eichkätzchen lebendig zu verzehren, gegen die literarische Unthat der „Vielschaffer" oder „Vielpfuscher," welche in jeder beliebigen Zeit nicht nur Generäle, sondern ganze Armeen

aus dem wuchernden Erdboden ihres Geistes stampfen und sie uns als lebendig sein sollende Menschen serviren! Freilich bedienen sie sich hierbei eines Blendwerks, einer Zauberei, denn die leichtsinnigen Hexenmeister der Charlatanerie können, wie der alte würdige Königsmark fürchtete, machen, daß die erbärmlichen Marionetten dem großen Haufen der wenig gebildeten Leute als das erscheinen, was sie nicht wirklich sind, nämlich als naturwahre Kunstproducte. Darum möge Jeder von diesen fürchterlichen Producenten hinwegtreten, nicht weil er bange sein müßte, mit Haut und Haaren aufgezehrt, sondern vielmehr zu Papier gebracht zu werden, denn diese Fabrikanten fallen in ihrem Heißhunger über jeden Rohstoff her, ohne alle Wahl, ob er passe und ob es sich schicke. Beklagenswerth sind die Todten, die nicht mehr entweichen können.

Kein Mensch, der irgend Bedeutung oder bewegte Lebensschicksale hatte, ist jetzt sicher, sobald er verstirbt, in einem Roman verarbeitet zu werden. Viele Autoren warten mit Begierde auf den Tod dieser oder jener Celebrität und manche von ihnen mögen sich in einer wahren Angst befinden, wer von ihnen mit dem zeitgemäßen Material am rascheften fertig wird, um den Vorrang des ersten Eindrucks zu gewinnen. Am liebsten wünschte wohl Mancher, sein Rival stürbe, damit er an die Geschichte seines Helden gleich noch die seines mitten in der Arbeit verblichenen Biographen romantisch anhängen könnte.

Daß solche Arbeiten so oft an der fast noch warmen Leiche geschehen, hat etwas Beängstigendes. Niemals vergesse ich den nachfolgenden hierhergehörigen Eindruck. Ein Mann von allgemein deutschem Renommée war schwer erkankt, und man fürchtete in der Stadt für sein Leben. Eines Morgens tritt in schwarzem Frack und weißen Handschuhen ein junger Lyriker bei mir ein und da er weiß,

daß ich mit dem Patienten befreundet war, bittet er mich, sofort ein Sonett auf den Tod desselben abdrucken zu lassen. Bestürzt frage ich, wann denn der Verehrte gestorben? „Heut früh um neun Uhr,“ antwortet der Poet. „Sie meinen wohl gestern? denn es ist ja jetzt kaum neun Uhr vorüber.“ „Bitte um Verzeihung, es ist schon beinahe dreiviertel auf zehn,“ und mit diesen Worten legt er das sauber geschriebene Product auf den Tisch, das ich mit dem Rath zurückgab, es für einen andern Todesfall aufzusparen, am liebsten für seinen eigenen, bei dem es mit den nöthigen Namensveränderungen jede patriotische Zeitung mit Vergnügen veröffentlichen würde.

Dieser industriöse Sänger hatte also sein Lied im voraus gedichtet, nachdem er vielleicht dem Arzt des Hingeschiedenen ein Urtheil über den wahrscheinlichen Verlauf der Krankheit abgelockt. Ferner mußte er mit dem Kammerdiener des Seligen ein Abkommen getroffen haben, ihm etwa durch Herablassen eines Rouleaux oder dergleichen ein Unglückzeichen par distance zu geben, denn erst zur Patientenwohnung zu laufen, sich dann feierlich anzuziehen und zu mir zu stürzen, dazu war die Zeit zu kurz gewesen.

Ich muß leider sagen, daß zahlreiche moderne Schriftsteller des sogenannten historisch-biographischen Romans mit jener lyrischen Gottesackerlerche, die schon über einem noch ungemachten Grabe aufsteigen wollte, nur zu viel Aehnlichkeit haben. Es ist dasselbe gefühlvolle Raffinement, derselbe schlaue Patriotismus und vor allem dieselbe Eilfertigkeit in der Arbeit.

Und läßt sich dergleichen etwa bei einer umfangreichen, schwierigen Aufgabe in Prosa eher verzeihen, als bei einer kleinen im Kretinnachmittagsschläfchen zu ersinnenden Reimspielerei von „Herz“ und „Schmerz“, von „Frieden“ und „hienieden“ mit dem unvermeidlichen Anfang: „Ein großer Mann ist heut' für uns verschieden!“

Um wieviel bedauerlicher ist dagegen das Erscheinen eines mißlungenen Romans!

Diese voreiligen, mangelhaften Erzeugnisse häufen sich aber jetzt in der Bücherwelt dergestalt, daß der Literaturfreund nach zwei Seiten hin peinlich beängstigt wird.

Erstens nehmen diese mittelmäßigen, aber zuweilen stofflich interessanten Werke den besseren, oft durch nicht so lebendigen, nicht so historisch bekannten Inhalt fesselnden das Interesse fort; zweitens aber werden durch solche Bestrebungen die schönen, fruchtbaren, nicht gut behandelten Stoffe selbst auf eine Zeit lang todt gelegt, und zwar oft auf zehn bis zwanzig Jahre; am längsten nämlich dann, wenn das Speculationswerk nicht völlig albern oder talentlos, sondern nur vom höhern Gesichtspunkt aus unpoetisch, unkünstlerisch, aber dabei doch lesbar geschrieben ist. Das Publikum, immer unersättlich im Drang nach dem Neuen, ihm Fremden, will dann lange nichts wieder mit dem gleichen Sujet zu thun haben, und den tüchtigeren Schriftsteller kann das Unglück treffen, damit zu scheitern.

Aus diesen Gründen sind die ungediegenen Bearbeiter historischer Romanmotive Kunstgeschmack- und Stoffverderber in einer Person.

Die ungeheure Romanthätigkeit der deutschen Schriftsteller, welche zum sittlichen und materiellen Nachtheil der Literatur, des Publikums und der Buchhändler, aber zum immensen Vortheile der Buchdrucker und Papiermüller sich immer drohender fortentwickelt und wie eine Geistesepidemie Männer und leider besonders Frauen, Jünglinge und leider besonders Jungfrauen, ja sogar unmündige Wunderkinder mit angebornem Tintenfaß und Geniusfittigen ergreift, aus denen sie bloß eine Feder herauszuziehen brauchen, um auf das bereitwillige Pergament ihrer Mitmenschen den gern gelesensten

Unsinn schön und semper-florens hin zu schreiben, — diese ungeheure deutsche Romanindustrie hat beinahe schon alle historische Zeitperioden und alle Länder verbraucht.

Romane und Novellen sind in den vielen unermüdlichen Händen und dummen Köpfen unverschämter Vielschreiber und Vielschreiberinnen zu einer wahren Spottgeburt geworden. Man schämt sich bei den meisten derselben, sie zu lesen, da es doch immerhin Menschen sind, die sie geschrieben haben, und es ist zu fürchten, der Himmel wird dereinst die Zeit zurückfordern, die wir damit gemordet. Die Verfasser werden gnädiger wegkommen, denn sie sind die unzurechnungsfähig minorennen Pupillen der in träumerischer Arroganz alt gewordenen Jugendeselei.

Von Idealität, tiefer Erkenntniß der Kunstform, Gedankenreichthum und Gewalt der Leidenschaft, der Phantasie und des Gefühls will ich hier gar nicht sprechen; wer diese Eigenschaften aufweisen soll, muß aus besonderer Masse geknetet sein.

Aber einen bescheidenen Instinct für die richtige Schätzung der Kraft in Bezug auf die Wahl des Stoffes, eine fleißig durchgearbeitete Composition desselben, einen guten grammatikalischen Stil und eine einfache, geschmackvolle Natürlichkeit der Erfindung und Darstellung, — diese Qualitäten könnte man wohl auch von weniger hervorragenden Talenten fordern. Haben doch, besonders in vergangenen Decennien, schon so viele kleine Kräfte durch solides Streben und ehrfurchtsvolle Anschauung von der Kunst derartige Vorzüge errungen.

Warum hat denn aber von diesen so mancher gute Schriftsteller, der sechzig, siebzig Jahr alt geworden ist, nicht mehr als circa zwölf bis zwanzig Bände hinterlassen? Etwa weil er zu faul war oder zu wenig Ehrgeiz besaß? Nein, weil er keine Zeit fand, mehr zu schreiben, da er gut schreiben wollte. Ist man denn heut zu Tage

etwa begabter und ehrgeiziger, weil man viel mehr schreibt? Nein, man schreibt deswegen mehr, weil man zu viel Faulheit und zu wenig wahrhaftigen Ehrgeiz besitzt, nm sich die rechte Mühe zu geben.

Was treibt nun die Federn, die männlichen und weiblichen, zu solchem entsetzlichen Fluß? Die Eitelkeit, die hohle, lügnerische Bastardschwester des Ehrgeizes, und die egoistische Speculation, welche aus der Muse auch zugleich eine Amme und dergleichen machen möchte.

Wohl kann man im Allgemeinen sagen, daß hier eine falsche Berechnung zu Grunde liegt, denn die Autoren würden ihren löblichen Zweck, viel und mit Achtung gelesen zu werden, eher erreichen, wenn sie jedesmal statt zwei oberflächlicher Bücher ein gutes schrieben. Ein solches könnte verschiedene Auflagen erleben, und während es dem großen Publikum mit Recht gefiele, würden tüchtige Geister nicht genöthigt sein, mit Achselzucken darüber zu sprechen.

Sobald wir aber diese Frage in Bezug auf den Roman betrachten, so stellt sich eine etwas andere Antwort und ein Zustand heraus, der die Vielschreiber, wenn auch nicht rechtfertigt, so doch ein wenig entschuldigt.

Es wurde schon früher betont, daß unser deutsches Publikum kein sehr bücherkaufendes ist. Reiche Leute, ja selbst Fürsten entnehmen ihre Bücher aus dem Buchladen, um sie zu lesen und wieder mit Dank zurückzuschicken, ja sogar aus der Leihbibliothek, ein Fall, der in Frankreich und England unerhört ist, wo es zum guten Bildungston der Aristokratie gehört, ein paar tausend Pfund in eine Hausbibliothek zu stecken.

Jene deutschen Leihbibliotheken aber sind nun die Aushülfe, welche das begüterte, gebildete Publikum so ziemlich über den Bücher-

kauf hinweghebt, und ganz besonders ist dies im Gebiete des Romans der Fall.

Ein Roman von zwei bis drei Bänden sollte zwar nur ein bis zwei Thaler kosten, wenn die Buchhändler einen kühnen, weiten Blick und ein Herz für die Verbreitung eines Buches hätten, und den Umständen nach haben könnten, während sie durchschnittlich nur darauf sehen, schnell wieder auf ihre Auslagen zu kommen. Ein solcher Roman kostet aber in Wahrheit drei bis vier Thaler, und da dies eine große Ausgabe für eine gewöhnlich werthlose Unterhaltungslectüre ist, diese sich aber bald in ungefähr 400 Leihbibliotheken Deutschlands die Woche um einen Groschen Zins vorfindet, so warten die Bücherkäufer ganz gemüthlich mit dem Kauf, bis sie sothanen Roman gelesen haben, und hierauf kaufen sie ihn sofort — niemals.

Diese traurigen Zustände kennen die Verleger, denn sie haben dieselben mit herbeigeführt, und so berechnen sie ganz richtig bei einem mittelmäßigen oder guten Roman einen durchschnittlichen Absatz von 400 — 1000 Exemplaren, wenn nämlich das Buch so beliebt wird, daß viele Doubletten angeschafft werden müssen, und die wenigen Bücherkäufer sich durch die Umstände gemüßigt finden, zu kaufen. Kommt ein Roman gar zu 2 bis 3000 Exemplaren, d. h. zu zwei bis drei kleinen Auflagen, so ist das in Deutschland schon ein ganz besonderes Glück.

Nun nähert sich aber die materielle Haupt- und Lebensfrage. Schriftsteller haben in der Regel, ich weiß nicht aus welchen himmlischen Gründen, außer einigen Vorwerken im Monde und dem allgemeinen Fideicommiß von Licht und Luft, keine besonderen Güter und Einkünfte, denn das große Kapital der Sorge, von dem sie täglich die Coupons der Schwerenoth abschneiden können, wird man ihnen nicht anrechnen wollen. Bei diesen pecuniären Verhältnissen

sind also viele Schriftsteller darauf angewiesen, zu speculiren und sehen deshalb nicht nur auf Güte des Honorars, sondern im Gegentheil auch auf Miserabilität des Manuscriptes.

Was kann aber ein Verleger bei jenen voraussichtlich kleinen Auflagen einem Autor für Honorar bieten? In der That doch nur ein solches, wozu man nicht einmal ein Recht hätte zu sagen: mit Respect zu sagen. Die directe Ausdrucksweise des Volkes in Bayern wäre hier besser am Platze: Mit Verachtung zu reden.

Wieviel aber müßte ein Schriftsteller bekommen, um anständig von seinen Romandichtungen leben zu können? Diese Frage sei kurz erörtert.

Um einen Roman, vorzüglich einen historischen, in der üblichen Länge von drei Bänden zu schreiben, dazu sind bei einem talentvollen, gebildeten und gewissenhaften Autor wenigstens so viel Vorstudien nöthig, daß diese ein Jahr erfordern; dazu kommen noch zwei Jahre zur Ausarbeitung der drei Bände selbst, was gewiß sehr knapp berechnet ist und schon immer gute Stimmung und Gesundheit voraussetzt. Erübrigt nun nebenbei der Schriftsteller, was auch zur geistigen Abwechselung nöthig ist, so viel Muße, um jährlich für kleinere Aufsätze u. s. w. ungefähr noch 300 Thaler zu gewinnen (denn wir wollen uns doch ja nicht verhehlen, daß außerdem für tausend andere Dinge täglich Zeit genug in Anspruch genommen wird), — gelingt ihm dies Streben, so fehlen ihm doch noch 3000 Thlr., die ihm seine Hauptarbeit, der Roman, bringen müßte. Oder will man dem Dichter etwa nicht erlauben, eine kleine Häuslichkeit einzurichten, sich auch zu verheirathen und zu vermehren, wie es so vielen unbedeutenden Menschen bestens gestattet ist? Und beachtet man denn nicht, daß bei jenem Verdienst noch kein Nothpfennig ist für die Jahre der Mißernte oder des körperlichen Leidens und des

Alters? Müssen nicht außerdem noch besondere Glücksfälle eintreten, um hierzu ein kleines Reservekapital zu sammeln? Oder will man die christliche Dreistigkeit haben, dem Schriftsteller zuzurufen: Immer hungrig und lustig, bescheiden und ewig jung? Und endlich, fragt etwa die Welt und die Kritik danach, ob ein Autor, von Elend getrieben, sein Werk hat rasch schreiben müssen, und rechnet ihm dann etwas daran zu gute? Mit nichten! Man beurtheilt es rücksichtslos, und diese strenge Gerechtigkeit ist nothwendig, wenn die Kunst nicht zu Grunde gerichtet werden soll, denn die Kunst darf nicht nach Brod gehen, wenn es auch der Künstler darf, sofern er ein Mensch ist. Wie hoch beläuft sich nun aber im Verhältniß zu jenen lebensnothwendigen 3000 Thalern das Sümmchen, welches der Autor vom Verleger für seine dreibändige Erzählung bekommen kann? Wenn es 1000 Thaler sind und er nicht noch als Agio und böses Osterei hinterdrein die Mißstimmung über getäuschte Buchhändler-Hoffnungen empfängt, so kann er sich dies unter die Glücksfälle notiren. Zwischen der Nothwendigkeit und der Wirklichkeit besteht also in Bezug auf die Lebensverhältnisse eines Romanschriftstellers ein Bruch von einer so tiefen Kluft, daß diese nicht ausgefüllt werden könnte, wollte man auch alle unerfüllte Wünsche und alle überzählige Literaten und Leihbibliothekare Deutschlands hineinwerfen.

Ist es also denkbar, daß unter diesen obwaltenden Verhältnissen unbemittelte Schriftsteller sich Zeit nehmen können, gediegene Romane zu schreiben? Ja, daß sie überhaupt in irgend einem Dichtungsgenre ihre ganze Gewalt an ein Werk setzen? Gewiß kann dies nur als kühne, verwegene Ausnahme geschehen; die meisten müssen alle Jahre einen Roman hinausschleudern, um nur in den nöthigsten Lebensbedürfnissen gedeckt zu sein. Würden sie ein angemessenes Honorar

erzielen, wenn sie alle ihre Fähigkeiten, wie es eigentlich im Sinne der Kunst immer nur geschehen sollte, ein ganzes Jahr lang auf die Vollendung eines zwei- oder dreibändigen Romans verwendeten? Leider keineswegs! Der Verleger gewinnt dadurch in Summa kein größeres Vertrauen, denn er hat es zur Beschämung aller soliden Grundsätze und des beklagenswerther Weise nicht allgemein genug verbreiteten guten Geschmacks erlebt, mit den seichtesten Productionen die besten Geschäfte zu machen, während ihm respectable Werke liegen geblieben sind, da sie nicht mit dem Strom der frivol oberflächlichen Moderichtung schwimmen wollten. Der nach Classicität strebende Autor würde also sein einziges Kapital, Zeit und Arbeitskraft, ohne pekuniären Lohn daran setzen. Die gewöhnlichen Schriftsteller von Profession nennen dies von ihrem Standpunkte aus mit praktischem Recht eine luxuriöse Verschwendung, die nur von begeisterten Idealisten in der Jugendperiode ausgeübt werden kann, so lange sie für Niemand zu sorgen brauchen, auch für sich selbst nicht mit Aengstlichkeit, weil es ihnen noch nicht an der übermüthigen Elasticität fehlt, sich mit den Stürmen des Schicksals leichtblütig abzufinden. Bei den complicirteren Lebensbedürfnissen, die das spätere Alter mit sich bringt, würden sie diese Hingabe der Aufopferung nicht lange aushalten. Die Selbsterhaltung gebietet ihnen also, durch Quantität ihrer Arbeiten zu gewinnen, was ihnen durch Qualität nur selten zu Theil wird und vielleicht schon bei früheren gediegeneren Versuchen fehlgeschlagen ist.

Beinahe das ganze Bestreben der mit Recht sogenannten stofflichen Unterhaltungslectüre geht auf Massenhaftigkeit aus und entzieht sich insofern streng genommen aller ausführlichen Kritik, als es sich kaum Zeit nimmt oder nehmen kann, auch nur den allgemeinsten Anforderungen der Kunst Rechnung zu tragen.

Dieser traurige Zustand beweist, daß keine literarische Thätigkeit rapid genug sein kann, um das Amt eines deutschen Schriftstellers so zu gestalten, daß es gegen Noth und Kümmerniß schützt und ein spätes Alter sorgenfrei hinfristen hilft. Wer daher unter die Romanschreiber und überhaupt unter die Literaten des herkömmlichen Schlages zu gehen beabsichtigt und nicht mit einer abnormen Fruchtbarkeit und leichtsinnigen Anschauung im Schaffen behaftet ist, sollte sich in der Jugend bei Zeiten nach einer nützlichen Beschäftigung für seine Tagesstunden umsehen und das Poetisiren nur in unbrauchbaren Momenten und Zwischenpausen treiben. Die Feiertage, die Stunden beim Essen und durch Zahnschmerzen bereitete schlaflose Nächte, denen sich vielleicht im späteren Alter noch Gichtleiden oder irgend im anstrengenden Staatsdienst erworbene organische Uebel zur Aushülfe zugesellen, würden sich am praktischsten zu solchem Dichten eignen, da sie sonst zu nichts zu verwenden sind. In noch besserem geistigen Einklang als ein Amt stehen gewiß andere industriöse Thätigkeiten mit der Literatur. Die ihrer Zeit vielbesprochenen Persönlichkeiten, welche als Bettler nach London kamen und durch ihr Detail- und späteres Engrosgeschäft mit vorzüglicher Stiefelwichse Millionäre wurden, hätten unstreitig die beste Muße zur Poesie gehabt. Wahrscheinlich waren sie aber thörichter Weise in eben dem Grade zum Dichten — zu stolz, als die Dichter zur Wichsfabrikation zu stolz sind. In Amerika denkt man schon zweckmäßiger, denn dort sind manche Autoren zugleich Photographen, und diese Profession hat sich doch wahrlich durch vollendete Stümperei ein Recht erworben, viel geringer als das Besenbinderhandwerk zu erscheinen.

Für die Lyriker, die gewöhnlich zu nichts Ordentlichem brauchbar sind, obgleich die Natur sie nicht wie die sorglosen Lilien auf dem Felde gratis kleidet und speist, hat sich unter den Staatsposten

das Thorschreiberfach mit seiner vielen freien Luft bereits sehr gut empfohlen, denn es ist gewiß Robert Burns' eigene Schuld, daß er sich dabei so ziemlich todt geärgert hat.

Doch genug von diesen Wahrheiten. Die deutschen Autoren bleiben einmal unpraktisch und sind meistens zufrieden, wenn sie zu wenig haben, um davon zu leben, und zu viel, um dabei zu verhungern. Sie halten das einzig richtige Ideal, nur aus natürlicher Begeisterung zu schaffen, kaum noch erreichbar. So stellen sie die Füße in das kalte Wasser der Betriebsamkeit, drängen sich das Blut künstlich begeisternd zu Kopfe und dichten für solche Verhältnisse recht schön.

Vom humanen Standpunkte aus — und es sollte keinen andern geben müssen — hätte man daher allen Grund, mit ihrem Wirken zufrieden zu sein, ja sogar da noch zu bewundern, wo man zu tadeln pflegt. Doch die Kunst kennt keinen humanen, sondern nur einen absoluten Standpunkt, und so darf auch die Kritik nur einen solchen kennen. Sie hat es nur mit Kunstprotection, nicht mit Rücksicht gegen Persönlichkeiten zu thun. Die Kritik ist nichts weiter, als die von den vollkommenen Kunstwerken abgelesene Regel für dieselben. Wenn man diese Regeln, das Besondere ausscheidend, zu allgemeinen Maximen erhebt, so findet man die Grundsätze der Aesthetik, ohne diese Wissenschaft, welche allem Schönheitssinn offen liegt, und zu dem es keinen Geheimschlüssel giebt, besonders studirt zu haben.

Die Aesthetiker erfanden also das Pulver nicht, womit man in der Kritik schießen kann, sondern die Dichter, die schaffenden Geister selbst. Wenn somit Viele, die sich Dichter nennen, gegen die Kritik eingenommen sind, so kann dies immer nur von Pseudopoeten gelten, denn die wahren müssen der echten Kritik hold sein; gilt doch in ihr die gleichartige Thatsache, wie in der menschlichen Rechtsverwaltung:

dasselbe Gesetz, welches die Uebelthat straft, schützt die Tugend, — derselbe kritische Grundsatz, welcher das Häßliche rügt, beleuchtet die Schönheit.

Freilich kommen solche Schriftsteller dabei zu kurz, bei welchen keine Schönheit zu finden ist. Sie mögen sich damit trösten, daß auch die bürgerlichen Gesetze nicht zur Freude für Extravaganten erfunden sind.

Keine Dichtungsart verführt nun wohl so leicht zur Breite und Vielschreiberei, als der Roman. Wer nur materielle Erfindungskraft, — eine sehr verbreitete Gabe, — genug besitzt, kann im Romanfach sehr leicht eine kleine Bibliothek produciren. Das Leben bietet Stoff zu tausendfältigen Situationen, alle Charaktere, die auf der Straße herumlaufen, sind für bescheidene Ansprüche wenigstens als Kanonenfutter zum Personal sechsbändiger Erzählungen zu verwenden, und jede politische Zeitrichtung giebt einen landschaftlichen Hintergrund für solche Genrebilder ab.

Eine exclusive Wahl aber ist es gerade, welche den Dichter vom rein technischen Bravourschreiber unterscheidet. Für den Poeten von Gottes Gnaden wird nicht jeder Stoff brauchbar erscheinen, und nicht so leicht wird ihm eine künstlerische Form gut genug sein, um die mit Geschmack ausgesuchte Fülle seines Geistes darin zu ergießen.

Vor Allem wird es ihm darauf ankommen, daß die in malerischen Gegensätzen, die immer auch die poetischen sind, naturwahr gezeichneten Charaktere die Handlung schaffen, und diese wieder in ihrem Gesammtgang einen bedeutungsvollen poetischen Gedanken, der ebenso stets ein culturgeschichtlicher, sittlicher ist, ergreifend zur Aussprache bringt.

Das untergeordnetere Talent will dagegen nur spannen, unter=

halten und, um dies desto besser zu können, sogar realistisch natürlich sein. Wenn sich nebenbei poetische Ideen herausstellen, so ist dies um so besser und kann auch gar nicht wohl ausbleiben, denn es ist ja ein menschlicher Geist, der das Werk schafft, und wie sollte dieser von guten Einfällen und dichterischen Stimmungen ganz unangefochten sein!

Um rascher mit den Schilderungen fertig zu werden, hat man sich ein literarisches Handwerkzeug aus stehenden Phrasen der hohlsten Art gebildet. „Unwiderstehlicher Zauber vornehmster Eleganz,“ „unnachahmliche Grazie,“ „verführerische Wellenlinien,“ „üppige Formen, Arme, Schultern“ oder gar „Haare“ und nicht minder derartige Situationen bringen bei der Lectüre solcher Fadaisen wahrscheinlich in vielen Lesern die Stunden der Andacht mit sich. Auch muß wohl der Mangel psychologischer Folgerichtigkeit und Zusammengehörigkeit in der Handlung bei der Lectüre eine Erleichterung darbieten, indem man weder streng aufzufassen noch nachzudenken braucht, und so zu sagen ein Spiel vor sich hat, das man mitspielen kann, ohne die Karten, geschweige denn die Regeln des Spiels zu kennen.

Diese Eigenschaften charakterisiren einen großen Theil der neuesten Romane und Novellen überhaupt, und wie sie das Lesen derselben zwar für die höheren Anforderungen verzweiflungsvoll, für den niederen Genuß aber bequem machen, so erleichtern sie auch ihren Verfassern das Schreiben so sehr, daß bei einem gewissen Grad von Halbschlummer oder von Geistesabwesenheit ihre Production immer noch eine die Nerven ausruhende indifferente Dilettantenbeschäftigung bleibt, vor Tische anregend für den Appetit und nachher fördernd für die Verdauung.

Wie schwer würde sich nun diese Gattung von Schriftstellern ihre Arbeit machen, wenn sie nur auf einige pedantische Anforderungen,

die man an eine gute Erzählung stellt, eingingen, an Anforderungen, als da sind: Charakterzeichnung, gehörige Motivirung der Action, gute Sprache, oder endlich gar geistvoller Dialog, und, was das Peinlichste ist, eine Art von Gedanken!

Dergleichen Qualitäten sind allerdings ein geistiger und künstlerischer Luxus, den nicht Jeder haben kann; und könnte ihn auch Dieser oder Jener erreichen, so würde es doch mit Nachdenken und Zeitverlust verbunden sein. Statt dessen erscheint es natürlich den betreffenden Autoren viel zweckmäßiger, leicht geschürzt und bunt skizzirt den praktischen Weg des Materialismus einzuschlagen.

Sie componiren nicht nach innerer Nothwendigkeit der Seelenmalerei, nach den Regeln der Schönheit und des Geschmacks, sondern stellen blos einzelne Situationen kaleidoskopartig zusammen, durch eine Handlung die verschiedenen Abschnitte so verbindend, daß gewöhnlich da ein Ineinandergreifen schwieriger psychologischer Uebergänge und Wandlungen eintreten müßte, wo jetzt ein jäher Sprung ist, der alle dergleichen Peinlichkeiten durch einige Sterne und Gedankenstriche überflüssig macht. Die besseren und sorgsameren der modernen Novellenschreiber passen dabei auf, daß ihnen durch dieses flüchtige Verfahren nicht die Unannehmlichkeit passirt, im zweiten Kapitel dasselbe „üppig gebaute" junge Mädchen Ulrike zu nennen, die im ersten Aminde hieß; oder von ihren braunen, südlichen „Ambralocken" zu reden, während noch vor wenigen Tagen ihre blonden Haare wie „sonniges Nixengold" über den „tadellos geformten" Busen fielen und sein „sehnsüchtig fluthendes Wogen und wogend sehnsüchtiges Fluthen dem trunkenen Geliebten mit der Dämmerung einer süßen Märchennacht verhüllten." Dergleichen Verwechselungen sind störend, aber freilich lange nicht so schlimm, als wenn zuerst von den braunen und dann von den blonden Flechten ein und der-

selben „königlichen Schönheit" erzählt wird, da helle Haare allenfalls aus Galanterie gegen die Verlegenheit der Autoren schleunig nachdunkeln, die „Rabensittige" hingegen, welche „das dunkle Email einer römischen Stirn mystisch wie ein Schmuck der Medusa beschatten" nicht zu einer blonden Perrücke ausblassen können.

Noch fataler wird die Verlegenheit, wenn der Dichter eine alternde Person, die er im Verlaufe seiner figurenreichen Geschichte glücklich durch den Tod aus dem Wege geräumt hat, am Ende derselben noch einmal auftauchen und sich vielleicht gar in ihren besten Jahren verheirathen läßt.

Den Autoren geht in der Hitze und Eile des Gefechts dergleichen leicht im Kopfe durcheinander; zuweilen läßt sich wohl darauf rechnen, daß der Corrector solche Irrthümer bemerkt und dem genialen Schöpfer zur Anzeige bringt; doch von den Correctoren kann man es nicht immer verlangen, sich gleicherweise auf den Sinn des Inhaltes wie auf die Rechtschreibung einzulassen.

Das einzige Mittel, was sich zur Vermeidung solcher Unannehmlichkeiten anrathen läßt, ist, das Manuscript nach der Abfassung noch einmal wieder durchzulesen, allerdings eine sehr zeitraubende und deshalb kostspielige Manipulation.

Diese Bemerkungen klingen vielleicht Manchem wie eine übertreibende Ironie. In der That aber kann man sie als eine ganz einfache wehmüthige Relation des wirklich vorhandenen Literaturzustandes nehmen und braucht gar nicht an Spott zu denken.

Man könnte einwenden: das Publikum wird aus der Masse des Producirten das Tüchtige schon herausfinden. Dies ist aber bei der Oberflächlichkeit, die das Publikum gegenwärtig besitzt, nichts weiter als die Hoffnung einer ganz fatalistischen Philosophie, derselben, welche annimmt: jeder hervorragende Genius besäße eben so

viel Ehrgeiz als Schöpfungskraft und lasse daher, wenn die letztere bedeutend sei, nicht eher ab, bis er zur Anerkennung durchgedrungen; auch müsse ein Genie durch Kämpfe mit dem Leben sich emporringen. Man sollte den Vornehmen und reichen Begünstigten dieser Welt nicht so schmeichelhafte und gemeinschädliche Concessionen machen. Denn diese heißen nichts Anderes als: nur euch gebührt ein günstiges materielles Geschick, und ihr habt gar nicht nöthig, Talente zu unterstützen, da diese doch endlich den Gipfel ihres Zieles erreichen, und sollten sie sich mit ihrem Blute, das dazu gerade gut genug ist, an die Gletscher des Lebens festkleben.

Dies geschieht jedoch häufig nicht. Es giebt sehr befähigte, sehr hochbegabte Geister, denen das in der Welt gewöhnliche Uebermaß von Ehrgeiz fehlt; im Gegentheil besitzen sie einen so zarten Nerv des Ehrgefühls, daß sie es bald satt bekommen, mit unfähigen Unverschämten eine öffentliche Arena zu betreten, in der jene durch ihren frechen Aufputz das Auge der Menge blenden. Kann man es Jemand verdenken, wenn er es vorzieht, lieber zu schweigen, statt bei allgemeinem Geschrei eine Rede zu halten, bei deren Erfolg es nicht auf Geist, sondern auf Lunge ankommt?

Nicht allein also durch schwere Geschicke wird das Talent bedrückt, vielmehr auch durch die Masse seiner mittelmäßigen Concurrenten, denn ein bequemes Publikum ist nicht wohl im Stande, das Gehaltvolle vom Hohlen zur rechten Zeit zu unterscheiden und dadurch das Talent aufzumuntern und den vorlauten Eindringling aus dem Musentempel hinwegzuscheuchen: wenn man aus vielen tausend tauben Nüssen einige gute herauslesen soll, wie kann man dies anders zu Stande bringen, als dadurch, daß man jede einzelne prüft! Zu dieser Prüfung aber ist mehr Zeit und Geschmack erforderlich, als der große Haufe heute besitzt oder besitzen will.

Was aber die barbarische Idee anlangt, ein Talent müsse mit dem irdischen Geschick kämpfen und lieber den Mangel als den Wohlstand zum Gefährten haben, so ist es auffallend, wie oft sogar Männer von Würde eine solche Beschimpfung gegen sich selbst, eine solche Majestätsbeleidigung gegen den Genius aussprechen konnten. Das höchste erleuchtende und vorbildende Menschenthum, welches es auf Erden giebt, der frei schaffende, seine Zeitintelligenz und seine Nation hebende Dichter- und Künstlergeist, sollte also nicht werth sein, die Güter des Lebens ohne erniedrigende, seinen schönen Frohmuth beeinträchtigende Qual zu genießen! Wer dürfte es dann? Mit dieser stillen Frage, auf die nur ein Narr eine Antwort wissen wird, ist es gut, sich von solchen Gesinnungen hinwegzubegeben, denn das Brandopfer, welches sie der Glorifikation des niederen Elends bringen, ist von zu üblem Geruch.

Daß viele große Genien sich aus der Dürftigkeit heraufschwingen mußten, beweist nicht, daß dieser Kampf zu ihrer Läuterung nöthig war, sondern es bestätigt nur die physiologische Wahrnehmung, daß die durch Einfachheit gesunderen unteren Stände eben so gut und noch öfter als die verfeinerten höheren der Welt sehr begabte Kinderköpfe schenken, die nicht d u r c h die Mißgunst der Verhältnisse, sondern t r o t z derselben zu Kraft und Ruhm gedeihen.

Ich überlasse es Jedem selbst, sich hierhergehörige Namen als Beispiele zu nennen und die weisen Dürftigkeitsapostel zu fragen, ob dieser oder jener gefeierte Verklärer der Menschheit vielleicht noch erhabener geworden wäre, wenn er erst in der vielgerühmten Hungerschule des bürgerlichen Misères seine besten Kräfte hätte einbüßen müssen? Daß der Pegasus im Joche gewinnt, bleibt eine Theorie, die nur Kärrnern und Droschkenkutschern zu verzeihen ist.

Im besten Einklang mit dieser Theorie hat das deutsche

Publikum sich niemals um das pecuniäre Wohl seiner großen Männer in Wissenschaft, Kunst und Literatur bekümmert, sondern nur, wenn sie todt waren, auf ihren Ruhm und ihren Namen sich etwas zu gute gethan. Dabei besaß es immer die christliche Freundlichkeit, es nachträglich recht sehr zu bedauern, wenn ihm die Specialgeschichte vorhielt, daß jene großen Männer sich haben in unwürdigen materiellen Verhältnissen sorgen und plagen müssen. Selten fand sich unter den vielen unnützen, reichen Leuten in Deutschland, die vorgeben, für die Poesie zu schwärmen, und dabei einen jämmerlichen Gebrauch von ihrem Mammon machen, ein einziger generöser Tugendheld, der sich die Ehre angethan hätte, anerkannten und unbegüterten Genien auf eine zartsinnige Weise eine pecuniäre Lebensstütze darzubieten. Reiche „kunstliebende" Persönlichkeiten brauchen das bedrängte Genie nicht mit ihrem Gelde plump zu beschenken, was allerdings mehr verletzen als erfreuen würde. Wenn sie nur halb so erfindungsreich für die Formen der wahren Herzensnoblesse, als für eine geschickte Begünstigung ihres gewöhnlich am unrechten Orte stattfindenden Geizes wären, so würden sie nicht um Mittel und Wege verlegen sein, von ihrem Ueberfluß auf eine hochachtbare Art würdigeren Geistern ein Scherflein mitzutheilen. Der üppig begüterte Mastificant entschädigt für seine Werthlosigkeit in Bezug auf die Weltkultur die an ihn gestellten Forderungen der Menschheit am edelsten und leichtesten, wenn er begabtere, segensreich strebende Naturen fähig macht, unbehindert von äußeren Sorgen für das Wohl der Gegenwart zu arbeiten. Mit einem Wort, wer dem Genius giebt, in welcher directen und indirecten Form es auch geschehen mag, der leihet der Kulturgeschichte, und diese wird die Zinsen des Kapitals selbst seinen Urenkeln noch mit hundert Procent vergüten. Wenn aber der reiche Mann kinderlos und deshalb auch ohne Ur-

enkel ist? Desto besser vielleicht für die Welt! So erben dann Andere den von ihm ausgestreuten Segen und er hat sein Pfund wahrlich nicht nutzlos vergraben. Vergraben kann man nur das Pfund nennen, das für egoistisch-materielles Luxusleben ohne geistigen Adel verschwendet oder Zins auf Zins brach gelegt wird. Wer zum Besten der Wissenschaften und Künste nach Kräften beitrug, hat mit seiner Habe im Sinne der höchsten Moral gewuchert und darf sich nicht fürchten, in der dereinstigen Abrechnung mit Ehren zu bestehen, wie bedeutungslos seine eigenen Thaten auch sein mögen.

Wenn die immer wieder zu Tage tretende Wahrheit: daß für den Genius in Deutschland durch die Nation bis jetzt noch nicht auf ehrenvolle Weise gesorgt ist, hier zu einer sehr natürlichen Controverse über dies traurige Thema Veanlassung gab, so ist es einstweilen tröstend und erfreulich, daß gerade das trübe Loos eines unserer größten Männer edlen Menschenfreunden und weitsehenden Patrioten die Anregung zur Errichtung der bekannten Schillerstiftung darbot.

Es wird dadurch wenigstens ein kleiner Theil jener großen Schuld ausgeglichen, die das deutsche Publikum gegen deutsche Schriftsteller auf dem Gewissen hat, ohne durch diese Last zu einer Vervollkommnung seines Verhaltens sich getrieben zu fühlen. Wir brauchen die Art dieser Schuld nicht näher zu erklären; es liegt zu Tage, was es mit der vielgerühmten deutschen Intelligenz und Theilnahme an der Literatur für eine in Wahrheit karge und den Nationalstolz tief beschämende Bewandniß haben muß, wenn oft tausend bis fünfzehnhundert Exemplare eines hochverdienten, ja beliebten Autors hinreichend befunden wurden, um die gebildeten Deutschen für zwei Generationen mit dieser Geistesnahrung reichlich zu versorgen. Bei einer Bevölkerung von 45 Millionen, ja bei nahezu 60 Millionen

deutsch Redenden ist dies ein überaus lächerliches, wenn auch leider factisch bestehendes Rechenexempel, welches von unsern hoffentlich in diesem Punkte regenerirten Nachkommen dereinst als ein kulturgeschichtliches Räthsel angestaunt werden mag. Man wird dann auch die wunderbare Mähr vernehmen, daß sich die Vorfahren (wir nämlich!) sehr bereitwillig mit den beschmutzten Exemplaren der Leihbibliothek begnügten; doch man wird dies in Bezug auf reiche und vornehme Leute nicht glaublich finden und nicht begreifen, warum begüterte, intelligente Familien nicht im Laufe eines Vierteljahrhunderts wenigstens einige tausend Thaler auf eine Bibliothek gewandt haben, während sie oft viel größere Summen alljährlich auf die unwürdigsten Allotria vergeudeten. Ja die gebildete Menge wird auch künftig recht wohl wissen, was jetzt schon jeder aufgeklärte und etwas nachdenkende Kopf weiß: daß nämlich eine Nation von ihren Lieblingsautoren nur dann Bildung und geistigen Segen gewinnen kann, wenn sie deren Werke zu täglichem, beliebigem Nachschlagen und Gebrauch im eigenen Bücherschranke besitzt. Das flüchtige Durchpeitschen eines Buches aus der Leihbibliothek paßt blos für schlechte Romane und für den Modeartikel der Uebersetzungsliteratur, Producte, die am besten ungelesen blieben. Mit gehaltvollen Schriften können sich zwischen Thür und Angel nur Flachköpfe auf ihre Art vertraut machen. Gediegene Naturen täuschen sich selbst, wenn sie diese Methode auch für sich passend wähnen.

Wie groß und nachtheilig diese Täuschung ist, davon wird man sich überzeugen, wenn man in literarisch-nationaler Beziehung innerhalb der begüterten Mittelklassen und der Aristokratie die Bildung wohlerzogener Franzosen und Engländer mit der wohlerzogener Deutscher vergleicht. Es ist niederschlagend, sagen zu müssen, daß der Franzose und Engländer in den Werken seiner guten

Autoren viel genauer Bescheid weiß, als der Deutsche in denen der seinen. Die wenigen Dichter, welche sich bei uns den Namen „Classiker" erworben haben, befinden sich zwar als Schaustücke in vielen Häusern. Man lasse sich aber, mit der Hand auf dem Herzen, sagen, wie viel sie gelesen werden, und man wird namentlich von der jüngeren Generation eine sehr demüthigende Antwort erhalten. Nun erfreuen wir uns jedoch neben dieser Classiker noch sehr vieler anderer Schriftsteller, die des Studiums werth sind und allgemein dafür anerkannt wurden. Wer aber besitzt ihre Bücher? Von den Wohlhabenden kaum der hundertste Mann.

Wir wollen diese Episode mit einem Wunsche schließen, der ein Hauptthema in unserer auf Verbesserung hinarbeitenden Presse bilden sollte, nämlich mit dem: daß im deutschen Publikum jener echte Bildungsgeist erwachen möge, der es für eine patriotische Ehrensache hält, einige Hunderte der besten Werke der vaterländischen Literatur durch eigenen Besitz für das Privatstudium nutzbar zu machen. Wenn ein solcher Bücherkauf erst als Zeichen wirklicher, innerlich aufrichtiger Intelligenz eingeführt ist, so brauchen wir uns künftig nicht mehr darüber compromittirt zu fühlen, daß in den Tagebüchern berühmter Dichter, wie z. B. in dem Kalender Schiller's, die Schattenflecke unserer gesellschaftlichen Zustände in Gestalt von kläglichen Einnahmeberechnungen verzeichnet und gebrandmarkt sind, und zwar als eben so viele Sündenmaale für unsere socialen Zustände. Männer, die an der geistigen Spitze der Nation stehen, verdienen ein materielles Glück, wie sie es auch in zwei Nachbarländern durch die lebhafte Theilnahme für Literatur zu finden pflegen. „Solche für ihr Volk arbeitende Köpfe müssen durch einen bedeutenden soliden Grundbesitz und durch Villen und Landhäuser in den schönsten Gegenden ihres Vaterlandes in den Stand gesetzt sein, ihre Phantasie

auch durch materielle Interessen hin und wieder zum Ausruhen und zur Erholung zu bringen." Dieser Ausspruch eines berühmten französischen Autors kann nur von Denjenigen nicht unterschrieben werden, denen es angenehm ist, die Gerechtigkeit der Welt auf den Kopf gestellt zu sehen.

Die Gegenwart wird sich täglich klarer darüber, daß die unermeßliche Macht der Literatur die Hauptbahnbrecherin aller höchsten Kultur und alles Bildungsruhmes, die feste Gedankenburg der Aufklärung ist. Was wären die Juden, Griechen und Römer, ja, was wären wir, ihre Geisteserben, wenn man jenen Völkern all' ibre Helden und Staatsmänner ließe und könnte ihnen aus der Geschichte ihre größten Schriftsteller wegstreichen? Es bliebe nur eine Glanzherrschaft geordneter Barbarei übrig, und die christliche Bildungsepoche hätte statt des fruchtbaren Bodens humaner Intelligenz ein steiniges Ackerland vorgefunden.

Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß der Begriff Literatur im weitesten Sinne zu fassen ist, denn ideal-transscendente und real-naturforschende Philosophie, sowie Geschichtschreibung sind in ihren ersten Anfängen nur Töchter der Poesie, welche mit der Zeit majorenn geworden sind und ihren eigenen Haushalt bewirthschaften.

Ebenso ist es überflüssig zu erwähnen, wie alle bildende Künste, und mittelbar sogar die Musik, ihren Ideenkreis und ihre Seele von der Poesie empfangen, denn wir nennen in ihnen nicht vergebens allen lebendigen Mittelpunkt „poetisch." Begreift unser Volk solcherart die ernste und weihevolle Stellung, welche die Literatur als die höchste Beratherin der Civilisation einnimmt, so wird es endlich auch den Stand der Schriftsteller mit achtungsvolleren, aber zugleich auch mit schärferen Blicken ansehen.

Und zwar mit schärferen, unterscheidenden Blicken zunächst, in-

dem es aus der großen Masse der Autoren diejenigen abzusondern sucht, welche mit sittlicher Würde und reiner Begeisterung für ihre Ideen in die Schranken treten. Man darf antworten, daß dies schwer zu erforschen sei. Es ist wahr. Doch ein wirklich offenes Auge des Publikums würde, gelenkt von den Stimmen einer unparteiischen Kritik, gar bald jedes redliche Streben an der überzeugenden Sprache der Wahrhaftigkeit, an dem heiligen Eifer für das Edle und Schöne und an dem Fleiß der Correctheit erkennen. Wer als Schriftsteller seine Lebensthätigkeit daran setzt, in irgend einer Sphäre, groß oder klein, die Sittenkultur verklären zu helfen, der verdient es, von der dankbaren Nation als ein Missionär der Bildung gewürdigt zu werden.

Die Nation kann aber auch von einem solchen Schriftsteller getrost erwarten, daß er sich frei erhalten wird von der modernen Anmaßung der Vielseitigkeit, die sich in Alles mischen will, um sich ein größeres Publikum zu gewinnen, die aber in Wirklichkeit nichts weiter als oberflächliche Halbheit bietet. Er wird ferner die Vielschreiberei fliehen und den materiellen Wahn von sich stoßen, daß es nöthig sei, womöglich jedes Jahr mit einem oder gar mehreren neuen Bänden hervorzutreten. Es lassen sich keine Gesetze über die individuell so sehr verschiedene Productionskraft der Geister aufstellen; aber ein solches Beginnen häufiger Edition ist nicht nur zum Allermindesten höchst verdächtig, sondern das Volk kann darin in den meisten Fällen ohne Bedenken eine künstliche Ueberreizung erkennen, die von natürlicher Fruchtbarkeit des Geistes sehr verschieden ist.

Wer dies leugnen und dem Publikum glauben machen will, es sei sein wirklicher innerer Drang, welcher ihn zwänge, unaufhörlich zu produciren, der fühlte nie, was es heißt, seine Werke so weit zu vollenden, als es die persönliche Kraft gestattet. Er will mit der Menge

des Rohstoffes imponiren, als ob eine Heerde Ochsen nützen könnte, wo für den Augenblick ein Stück Tafelbouillon fehlt!

Wer dagegen stets etwas Bedeutendes, Gewaltiges, Bahnbrechendes auf der Seele hat, das er darthun möchte, der wird auch eine mächtige Kraftanstrengung und einen großen Zeitaufwand gebrauchen, um den inhaltschweren Stoff zu bewältigen und durch schöne Form zur Verklärung und zum wirksamen Ausdruck zu bringen. Es geht rascher, eine ganze Stadt von leichten Häusern und Häuschen, als eine einzige Akropolis zu bauen, welche jenes Schachtelwerk um Jahrtausende überdauert.

Der wahre Dichter wählt fast nur Stoffe von ewiger Jugend, von denen die meisten den fortwährenden Kampf des Lichtes gegen die Finsterniß verwirklichen. Um diese der allgemeinen Menschheit zugehörigen Fragen zu lösen, muß er seine Gedankenwahrheiten vom Speciellen auf das Allgemeine zurückführen und sich in die Tiefen productiver Philosophie versenken. Es freut ihn, wie es jeden Schaffenden freuen wird, schon bei Lebzeiten von der Mitwelt anerkannt zu werden, aber er bringt der Oberflächlichkeit der Massen oder dem herrschenden Zeitgeschmack keinerlei Opfer, um dieses Ziel zu erreichen. Es kommt ihm nur darauf an, der Sache zu dienen, nur um ihren Ruhm ist er besorgt und, um den seinigen unbekümmert, darf er überzeugt sein, daß dereinst kein aufrichtig kämpfender Genius vergessen werden wird, gleichviel, ob der Welt über ihn auch erst lange nach seinem Tode die Augen aufgehen. Die Literaturgeschichte wird zwar im figürlichen Sinne vom kurzathmigen Geschlecht des Tages geschrieben, aber das Urtheil der Jahrhunderte revidirt und ergänzt sie und vertheilt die Palmen ohne Rücksicht, ob eine Leistung der Menge gefiel oder unbemerkt blieb.

Freilich gehört Selbstverleugnung dazu, um sich über die

Möglichkeit eines solchen Geschickes zu trösten und zu erheben. Aber wer Größe und Aufrichtigkeit in sich trägt, wird in der Begeisterung für seine Mission jene Selbstverleugnung zu finden wissen. Wer es nicht vermag, dem geht sicher an wahrhafter Bedeutung des Geistes und Charakters ab, was er an Eitelkeit und zeitlichem Ehrgeiz besitzt.

Doch es giebt noch eine andere Anschauung, die ein Märtyrium predigt, welches Größtes fordert von den Großen. Wenn man die Kulturgeschichte des Menschengeschlechtes überblickt, so fühlt man mit Ehrfurchtsschauer, daß sich der gütige Geist der Gottheit, der schaffend das All durchdringt und den alle Zungen anders nennen und anders anbeten, daß sich dieser segnende Weltodem des Lebens stündlich und allenthalben selbst bezeugt, daß er sich aber mit der stärksten Kraft in einzelnen Persönlichkeiten offenbart hat. Es kommt nicht darauf an zu streiten über die Namen dieser Erleuchtungsfackeln der Menschheit, deren Licht zum primitivsten Glanz gehört.

Jeder mächtig Schaffende in Poesie, Kunst und Wissenschaft zählt zu diesen Sternen, die mitten in die Dämmerung der Welt gesetzt sind. Alle sind mehr oder weniger mißverstanden, von den Mitmenschen verleugnet oder gar verdammt worden, weil das blöde Auge den Blick in das reine Licht als etwas Fremdartiges nicht ertragen konnte, ohne sich geblendet, bedrückt, verletzt, ja verrathen zu fühlen. Die Menge will eine Vermittelung haben, ein trübes Fluidum, wodurch der Strahl des Geistes wie durch Nebel gemildert wird. Was heißt das anders als: die Menge will in dem Erwählten etwas vom eigenen Element ihrer Mittelmäßigkeiten und Schwächen sehen, um sich zur großen Erscheinung heimisch und wahlverwandt zu empfinden! Wie wahr dies ist, beweist die Thatsache, daß der weniger begabte Genius, das kleinere Talent viel seltener

verkannt wird. Dazu kommt noch, daß alles Ideale, welches bei den höchsten Geistern persönlich wird, der natürliche Feind alles Materiellen ist. Physis und Psyche bleiben ewige Gegner, und es kann nur die Eine auf Kosten der Andern ein Totalleben führen.

Mit welchem Recht darf sich daher wohl der Genius beklagen, auf dieser Welt schlecht placirt zu sein! Bringt er wirklich Alles mit, was seinen Halbbrüdern hienieden vertrauenerweckend ist? Kam er nicht, um ihnen die Worte der Aufklärung, der Prophetie in's Ohr zu rufen, deren tiefe Sinnenträthselung die müden Geister zu Anstrengungen spannt, die ihnen auf die Dauer verhaßt sind? Hat der Genius darum einen Grund, die Welt unvollkommen zu nennen, oder dürfen wir es statt seiner thun? Einer jener Auserwählten, der Mann mit dem mathematischen Blick der Wahrheit, Spinoza, staunte stets die Vollkommenheit der Welt an und er fand sie bewiesen in all' ihren Theilen. Jeder Aufrichtige, zumal wenn er Großheit hat, muß dies nachempfinden, und je trüber es ihm geht, je mehr ihn die Welt zurückweist, je vollendeter muß sie ihm erscheinen, da die Schuld jedesmal an beiden Theilen liegt, und diese wohlbegründete Disharmonie zwischen ihm und ihr, — das ist ja eben die schönste Vollendung der Welt.

Wehe aber! Ist so der Genius Fremdling auf Erden, ja wird er endlich hinweggelöscht vom Kampfplatz seiner Siege, — wo ist da die Ewigkeit der Wirkungen, die unser Trost sein soll? Es ist eine ernste Frage, doch ohne Streit zwischen Hoffnung und Zweifel und das ungeheure Material der Erkenntnisse baut der Dämon der Reflexion und der Forschung vor uns auf.

Was wissen wir denn von alten Tagen? Und was überliefert sich direct? Wieviel Kulturperioden, vielleicht in ihrer Art höher, als die unsere, können schon bestanden haben auf der Erde, deren

Hemisphären wechselnd niedertauchen unter die Wasser, um sich im millionenjährigen Schlummer solcher Todestaufe neu zu befruchten? Alles Individuelle ist verschwunden und wird wieder verschwinden in dem endlosen Abgrund der Fluth. Die Historie, so weit sie für unser Wissen zurückreicht, ist nur eine Eintagsgeschichte und die so alt und ursprünglich gewähnten Indier, Egypter, Griechen sind sämmtlich von gestern. Da aber, wo die grauen Pyramiden stehen, standen vor ihnen vielleicht schon andere Giganten an derselben Stelle, langsam vom Zahn der Zeit zernagt. Spuren davon fanden wir bereits.

Die Erde hat wahrscheinlich zu vielen uralten Epochen circa eine gleichmäßige Bevölkerung gehabt, deren Norm nur Schwankungen, wie Ebbe und Fluth, unterworfen war. Kriege, Epidemien, Erdumwälzungen, Kulturzustände, Einführung des Ackerbaues, klimatische Veränderungen führten sie herbei. Das Ganze glich sich aus im Lauf der Zeiten, denn Jahrtausende sind nur die Minuten, aus welchen die Planetenwelt ihre Jahre zusammenzählt. Die Gegenwart, in welcher die Lebenden ein wenig voraus- und ihrem Wahne nach eine lange Strecke zurückblicken können, gleicht einem Nordlichtschein, der sich mit Allem, was in seinem Lichte wandelt, am Horizont der Zeit heraufzieht. So streift die Gegenwart, dieser erleuchtete Kreis, weiter, doch endlich liegt Alles, was vor ihr, hinter ihr und in ihr noch hell war, in ewiger Dunkelheit weit, weit zurück. Solcher Erkenntnisse Stoff ist erschütternd und übermächtig. Was darüber festgestellt wird, wird die Bibel der Naturgeschichte sein. Und diese Betrachtung von der Reihe ununterbrochener Endlichkeiten, welche eine die andere verdrängt, so daß nicht von Einzelwesen nur, nein, daß von Nationen die letzten Spuren verweht sind, die uns ihr Dasein verkünden, — diese Betrachtung von der Vergänglichkeit

würde, wenn sie wirklich voll Wahrheit wäre, nur Schmerz und Demuth verbreiten, sobald wir dabei der Großthaten des Menschen theilnahmvoll gedenken. Ist es doch zumeist das Individuum, welches uns in der Weltgeschichte interessirt, welches wir lieben oder anstaunen, da es der Gradmesser für die Massenentwickelung, die directe Verkündigung vom Willen des Höchsten ist. Alles große Streben aber hat das Begehren nach Ewigkeit, und wir wünschen Ewigkeit für dasselbe. Es wird diese auch finden, dem Factum zum Trotz, daß kein Name je auf Erden genannt worden, der nicht endlich in den Dämmerungskreisen der Vergangenheit wieder schwindet. Ewigkeit hat nur der Einfluß der That. Aus ihr entspringt die immer fortzeugende Folge von Ursache und Wirkung, deren endlose Wellenbewegungen sich unberechenbar weiterpflanzen und schneiden gleich Wasserringen in dem durch die That bewegten Ocean der Zeit. Die Gattung wird immer und immer der Erbe des Individuums.

Wohl ist es den Menschen gegeben, zu binden und zu lösen den Bann der Vergessenheit, welcher so gern wie ein kalter Nebel die Personen verhüllt, während sich ungeahnt und unerkannt die Segnungen ihres Genius durch alle Zeiten ziehen. Die Dankbarkeit der Menschen kann ihn lösen, jenen Zauberbann, damit wenigstens um einige Jahrzehnte früher und um einige Jahrtausende länger sich Geschlecht um Geschlecht die Geschichte der großen Heroen zuruft, die sich begeistert opferten für das Edle und Schöne dieser Erdenexistenz.

Doch welche Hemmungen findet jener Act der Erkenntniß! Das Gedächtniß der Menschheit ist kurz und darf nur kurz sein, um die Gebilde immer neuer Phasen in sich aufzunehmen. Und noch eine andere Beschränkung! Jede hohe, edle Menschengröße, die in

die Welt tritt, ist eine Prüfung für das Erkenntnißvermögen der Mitmenschen, den Sonnenstoff des Gedankens freudevoll zu würdigen. Hierbei zeigt sich der Werth oder die Unzulänglichkeit des lebenden Geschlechts. Je erhabener und ernster das Phänomen, je länger wird man es negiren.

Sein Erscheinen ist immer eine Frage an die Würde und Gediegenheit der Zeit. Die meisten Antworten sind dabei anfangs zu Schanden geworden. Doch man muß darüber mild urtheilen, da es nicht wohl anders gehen kann, wenn das Ungeheure die Sterblichen überkommt und ihnen Jahrhunderte weit vorausschreitet, groß und unnahbar, lieblich und furchtbar prächtig zugleich und versengend endlich für die zitternden Nerven, die mit sich selbst im Kampfe sind. Verwirrten sich doch die Begriffe der alten Völker lange über die Bewegung der Planeten, und das zu Weite und Hohe war ihnen nur eine funkelnde Zierde, um unserer Erde ihren Himmel zu schmücken. Wohlan denn, die Werke des Genius, die über den aufblickenden Geistern schweben, bilden auch ein Firmament!

Aber die Aufklärung schreitet weiter und weiter und jeder hochverdiente Name tritt endlich in jenen Erleuchtungskreis der Anerkennung ein, den wir die Ewigkeit seines persönlichen Ruhmes nennen, unabhängig von jener wahren Ewigkeit, die sich in der Fortzeugung seiner Thaten namenlos manifestirt. Der Schleier, der das Auge der Menge umflort, zerreißt und die Verwirrung weicht Allem gegenüber, was erhaben ist, lichtgeboren und lichtgebärend! Die zaudernden Seelen werden wach, eine erweckt die andere, und mit zitternder Seherhand zeigt der Mensch dem Menschen, was ihnen von droben gegeben ward!

Und wenn nun in künftige Fernen hin der Ruhm eines Meisters fortstrahlt, so muß ihn jedes junge Dichterherz beneiden.

Wenn unser Deutsch verklungen ist und mit so vielen andern den todten Sprachen angehört, so werden des wahren Poeten unsterbliche Gedanken noch reden aus anderen Sprachen, in deren Gewand sie aufgenommen sind.

Ein solcher Lohn ist des Opfers werth, zu verzichten auf Menschenglück und Menschenlust, und zu streben nach der höchsten That des schaffenden Individuums, der Großthat, seine Reichthümer freiwillig seiner Gattung zu vererben und seinen Ruhm aufzugeben an den vom allgemeinen Kulturgeist der Menschheit.

Die transatlantischen Erzählungen.

Leider näher verwandt mit dem Thema der Vielschreiberei, als mit dem von der Weihe des Poetenthums ist es, unsere Blicke auf eine Literatur zu werfen, die man eine ausländische nennen könnte. Und zwar ausländisch nicht insofern, als ihre Werke in einer fremden Sprache geschrieben sind, sondern lediglich in Bezug auf ihren, uns und unseren Erfahrungen fremden, gänzlich außereuropäischen Inhalt. Ich meine diejenigen Bücher, zu welchen der Stoff jenseit des Oceans aufgesucht wird.

Es ist eine natürliche Erscheinung im Entwickelungsleben der Kultur, daß sich Alles vom Mittelpunkt nach der Peripherie hin weiter und weiter gestaltet und herausbildet, vom Bekannten zum Unbekannten hinüber.

Sowie der Reisende, welcher das Nächste kennen gelernt hat, bald durch dasselbe übersättigt ist und sich immer entfernteren Gegenden zuwendet, so ist es auch mit der Literatur; sie colonisirt nach der Ferne hin. Ihr Schaffen ist europamüde und flüchtet sich über's Meer.

Aber es treibt dazu nicht nur die Poesie des Gegenstandes

selbst; sondern wesentlich der Reiz der Neuheit, welcher beim modernen Publikum zu einem krankhaften Kitzel wurde. Ausdauer und Beständigkeit im Interesse an irgend einer Sphäre sind der Gegenwart fremder geworden, als sie es je waren. Wie sich der Einzelne leichter als sonst blasirt und immer nach Abwechselung verlangt, so geht es der ganzen Generation. Neues um jeden Preis, wenn es auch etwas Halbes, Ungenügendes ist. Man könnte den Beweis führen, daß unsere beliebtesten Romanschriftsteller und Novellisten nicht, wie es sein sollte, der Tüchtigkeit ihrer Sachen ihr Glück zu danken haben, sondern sehr wesentlich der Neuheit des Genres, in dem sie arbeiteten.

Bei dieser Betrachtung tauchen natürlich die Fragen in uns auf: wie verhält sich der Schriftsteller und wie verhält sich der deutsche Verleger zu diesem Zustande? Wir können diese Punkte nur vorübergehend streifen, jedoch schon bei dieser Flüchtigkeit ist das Resultat erschreckend.

Ueberblicken wir die Situation und den historischen Verlauf nur von einer kleinen Anhöhe der Kulturerkenntniß, so zeigt sich nicht nur in politischer und socialistischer, sondern auch in ästhetischer Beziehung, daß das Publikum, d. h. die große Masse, stets bildungsfähig, im Grunde gutartig und zu Allem willig ist. Sie hat selbst gar keine Meinung, sondern läßt sich nach jeder Richtung hin von den Begabteren aus ihrer Mitte leiten. Natürlich hängt sie durch einen materialistischen Grundzug, der in der Menge liegt und nach irdischen Gesetzen liegen muß, am liebsten der Bequemlichkeit und Seichtigkeit nach, aber sie scheut endlich doch weder Anstrengung noch geistige Erhebung, wenn ihre Lenker dergleichen nachdrücklich fordern. Sie allein also haben die sittliche Richtung und den Geschmack des Publikums zu verantworten.

Was thun nun die durch Talent oder Schicksalsfügung bestellten Lenker des Publikums im Gebiete der Literatur, also die Schriftsteller und Buchhändler durchschnittlich?

Statt sich gar nicht um die kleinen Schwächen und faden Liebhabereien der großen Masse zu kümmern und ihr nur geschmack- und sittenveredelnde Gegenstände zu bieten, schlägt man im Allgemeinen den entgegengesetzten Weg ein: man lauscht mit sklavischer Aengstlichkeit auf die Wünsche des Publikums und befriedigt sie auf die geschmackloseste, also auf die sündhafteste Weise.

Man beobachte die meisten deutschen Journale und Unterhaltungsblätter von großartiger Verbreitung, und man wird finden, daß sie durchschnittlich einen belletristischen Inhalt haben, dessen sich jede Redaction von würdevoller Tendenz schämen müßte. Wenn die Novellen und sonstigen Schildereien nur recht materiell, abenteuerlich und für den gemeinen Geschmack spannend sind, so schadet es gar nichts, ob ihr sonstiger literarischer Werth gleich Null, ihr Stil schlecht, ihr Deutsch fehlerhaft ist und der Standpunkt ihrer Bildung statt einer Höhe sumpfige Vertiefung repräsentirt. Die Herausgeber wissen dies sehr wohl, aber sie halten es zu ihrer pecuniären Deckung für nothwendig, den Launen des Publikums auf das Niedrigste zu fröhnen. Viele von ihnen würden Manuscripte aus dem Irrenhause und das Hexeneinmaleins abdrucken lassen, wenn es die Majorität der Leser amüsirte. Sie haben für dieses Verfahren freilich die wohlfeile, aber doch wohlklingende Entschuldigung, daß es ihnen schlimm ergehen würde, wenn sie als vereinzelte Ausnahme gegen den Strom schwimmen wollten.

Die Welt der Schriftsteller ist im Allgemeinen von demsel-

den Geist des Sichfügens angesteckt und hält es auch nicht unter ihrer Würde, der dienende, servile Knecht desjenigen Geschmacks zu sein, der nicht verdorben wäre, wenn man ihn nicht verderbt hätte.

Dies Beginnen ist dasselbe, als ob eine Anzahl Kinder von einer juckenden Krankheit befallen wäre, und, statt sie zu ermahnen und zu heilen, wollten ihre Erzieher sie blos — kratzen.

Diese Unruhe in der Literatur, dieser Drang nach Abwechselung hat wesentlich dazu beigetragen, immer nach neuen Stoffen zu suchen, immer ein anderes Terrain urbar zu machen. Am liebsten suchte man es recht entlegen auf, weil es dann den blendendsten Schimmer der Romantik versprach.

So sind denn die Geschichten jenseit des Oceans mehr und mehr in Schwung gekommen, und viele Auswanderer, welche in Europa gar nicht daran dachten, zur Schriftstellerei zu greifen, haben drüben wegen Mangel an anderer Beschäftigung die Feder ergriffen, obgleich der Spaten in ihrer Hand nützlicher geworden wäre.

Außerdem lag durch ältere, theils englische, theils amerikanische Autoren ein gewisses Schema für diese Erzeugnisse bereits vor, und es kam blos darauf an, sich demselben anzuschließen und etwas andere moderne Anschauungen und deutsche Seiten hinzuzuthun.

Amerika ganz besonders ist uns so nahe gerückt, daß wir seine Detailkenntniß nicht mehr entbehren können; seine Zustände aber sind so wunderbar, so bewegt, so real praktisch, und doch wegen ihrer Jugend oft wieder so poesievoll und ursprünglich, daß sie eine Fundgrube für den Schriftsteller bilden.

Noch existirt kein deutsches Musterwerk, das uns die Erkenntniß jener überseeischen Welt echt dichterisch vermittelt. In allen einzelnen Schriften herrscht noch eine gährende Unruhe, Parteilich-

keit und Unabgeschliffenheit, welche durch das halsstarrig Fremdartige des Stoffes bedingt wird. Mehr aber noch als dieser Stoff sind die Autoren selbst schuld, daß ihnen kein Buch gelingen will.

Sie arbeiten stets nur nach Breite, Buntheit und Vielseitigkeit hin, und sollten doch nach Tiefe und Einfachheit zu streben suchen.

Man denke sich das Indianerthum mit all' seinen Merkwürdigkeiten und nationalem Wesen, und zwar nicht wie es uns Cooper oder Irving geschildert haben, sondern so wie es wirklich ist und wie es wahrheitsliebende Forscher herausstellten. Ferner erwäge man das Verschwinden dieses großen Volkes, welches Beherrscher eines ganzen Erdtheils war, eines Erdtheils, durch dessen Reichthümer und Fruchtbarkeit wir uns bereicherten, den wir ihm gewaltsam entrissen, und wobei wir uns noch sehr christlich dünkten, denjenigen, die wir bei diesem Geschäft des Raubens und Vordringens nicht erschossen, die vermeintlichen Segnungen einer raffinirten Kultur zu schenken.

Diese Kultur eben, welche !für sie nicht paßte, zerrüttete ihre Gesundheit und decimirte ihre Stämme, verdarb ihre Sitten, statt sie zu veredeln, und wir finden heute nur noch wenige Terrains, auf denen der Indianer unangetastet lebt. Fast überall haben wir den Eingeborenen und seine Büffelheerden so weit in die Einöden oder in die Hochgebirge zurückgedrängt, daß die farbigen Racen durch Strapazen, Hunger und Kämpfe, sowohl gegen sich selbst als gegen die Europäer fast aufgerieben sind.

Der europäische, ehrwürdig unverschämt organisirte Diebssinn hat gute Gründe, nie begreifen zu wollen: daß es gar nicht darauf ankomme, ob eine Menschenrace schon jetzt oder erst in Jahrhunderten einen echten, der Menschheit würdigen Kulturstandpunkt einnimmt. Hier liegt unbedingt der Knotenpunkt. Was sind Jahrhun-

derte für die Entwickelung der Kulturgeschichte! Wie aber kann sich ein Menschenstamm zur Selbstständigkeit entfalten, wenn er gefesselt bleibt? Wenn die Politik nicht immer da hindernd in den Weg träte, wo es gilt das Christenthum, das fast alle Bekenner desselben pomphaft im Munde führen, zu verkörpern, so wäre es Pflicht, noch in der Rohheit begriffene Menschenracen durch andere uneigennützigere Fortschrittsmittel zu unterstützen, als die sind, welche die Mission Arm in Arm mit der beutegierigen Eroberungslust unaufhörlich in Anwendung bringt. Seit ungefähr vierhundert Jahren und in manchen Erdtheilen länger, wird nun dieses Unwesen im Namen des Himmels mit Völkern getrieben, die sich im Stande der Kindheit befinden. Civilisirte Nationen sind es, welche dieses Unwesen leiten und ihren Profit dabei machen, und einige derselben haben sich so tief damit eingelassen, daß sie ihre blutigen Hände kaum zurückziehen können, ohne sich selbst dadurch dem leiblichen Verderben Preis zu geben.

Jener Streit zweier Racen gegen einander, welcher der Act einer weltgeschichtlichen Schicksalstragödie ist, hat etwas Ergreifendes.

Diese Verhältnisse bieten einen so ernsten als rührenden Hintergrund. Nicht minder poetisch ist daneben das immer weiter fortschreitende Kultiviren des weißen Mannes, der mit Axt und Spaten das gewaltige Terrain der Urwildniß fruchtbar und für den Weltverkehr brauchbar macht.

Für den Autor von wirklichem Talent bleibt allerdings die Aufgabe eine sehr gehaltreiche und würdige, das Leben in fremden, jetzt so viel bereisten und zur bleibenden Wohnstätte gewählten Welttheilen zu schildern, besonders in Bezug auf Auswanderer und auf allgemeine Kulturverhältnisse.

Soweit also derartige Werke nicht nur einem hohlen, stofflichen Interesse huldigen, sondern tiefer, praktischer und zugleich dichterischer auf ihren Gegenstand eingehen, soweit sind sie vollkommen berechtigt und anerkennenswerth und zwar vom strengsten Standpunkte aus.

Solche Schilderungen, treu, innig und lebenswarm geschrieben und zugleich in ihrer Gesammtheit so gestaltet, daß sie eine künstlerische Romancomposition bilden, würden dem Leser mächtig in die Brust greifen, seine Phantasie gewaltig erregen, und sein Herz durch die Kraft und Tüchtigkeit des rein menschlichen Gegenstandes dauernd befriedigen.

Und noch etwas Anderes plaidirt für die transatlantische Erzählung: fast jeder Mensch wäre gern einmal, wenigstens auf kurze Zeit, ein Robinson, wenn er nur gleich auf bequeme und ungefährliche Weise einen Seesturm, ein rettendes Eiland und einen Freitag finden könnte. Es giebt der Robinsonaden so viele, auf die Form kommt es nicht an, und in jeder landkultivirenden oder entdeckungsreisenden transatlantischen Existenz steckt ein Stück davon. Aber etwas Urwald, unbekannte Naturwunder, seltsame wilde Völkerracen, Jagdabenteuer und bunte Zufälligkeiten, Gefahren, Kampf und Glücksfälle, das gehört nun einmal zur Grundpoesie des Menschenherzens und macht seine Anziehungskraft immer wieder geltend.

Man würde gewaltig irren, es blos eine Romantik für Materialisten oder für die Jugend zu nennen. Nein, es ist die Hauptromantik für die Menschheit überhaupt, weil es der Phantasie, der Befruchterin und Verjüngerin des Geistes, das blühendste Feld gewährt.

Ja mehr und immer mehr noch ist es als dies, denn nicht nur der Einbildungskraft bietet es den größten Spielraum, sondern

wohlzumerken, allen tüchtigsten Kräften der Seele und des Leibes im Allgemeinen. Nicht allein seine physischen und technischen Kräfte entwickeln kann der Mensch auf jenem unberührten, noch von krankhaften Ueberlieferungen unverdorbenen Boden; ein höheres Ziel ist in seine Hand gegeben: Enkel einer hiesigen Bildung und Ahn künftiger Sprossen zugleich, kann er wahrhaft produciren, sich als schaffend erweisen, indem er als echter ethischer Kulturkünstler den Segen für werdende Geschlechter bereitet. Weib und Kinder flüchtete er von der ausgesaugten, übervölkerten Erdscholle Europa's hinweg und gründete ihnen auf unberührtem neutralem Terrain eine neue Heimath.

Lange dauerte es, bis mit schmerzlichem Schimmer nach und nach die Erinnerungen an sein Vaterland in seiner Brust erstarben. Doch endlich entwickelt sich aus seinen Kindern und Enkeln eine neue frische Generation, die nicht mehr, wie er, krankhaft in der Mitte steht zwischen europäischer Vergangenheit und amerikanischer Zukunft, sondern die sich gesund und staatenbildend anschließt den Abkömmlingen früherer Auswanderer.

Dieses mögliche Wirken des Colonisten nenne ich ein wahrhaft erhebendes Schaffen. Es ist zwar nicht so rein geistig und idealistisch, als sich in einer einzelnen Branche der Kunst zu bethätigen; aber es ist rein menschlicher und deswegen größer und folgereicher allzumal. In diesem Bewußtsein, in dieser erhebenden Hoffnung liegt der verborgene, edlere Antrieb, der außer politischen und pecuniären Zerwürfnissen so viele bessere Menschen zur Auswanderung bewegt und ihre Seelen in allen Stürmen aufrecht hält, wenn sie sich auch oft hierüber selbst nicht klar sind. Tausenden ist mehr nach außen greifende Thatkraft gegeben, als sie in den gewöhnlichen Verhältnissen zu verwerthen vermögen, und diese Thatkraft entfalten zu können,

treibt sie ein dunkler Drang, den man ihnen mit dem Worte „Unzufriedenheit" nur in sehr hämischer Weise getauft hat.

Derselbe Wunsch, dasselbe Gefühl, ungeahnte Gegenden, Menschen und Zustände kennen zu lernen; eine Hütte, ein fruchttragendes Feld, eine gesunde menschliche Ordnung und Gesittung der ersten Urwildniß abringen zu sehen; überhaupt ein Werdendes zu erblicken und mit seiner Theilnahme zu begleiten, — diese innerliche Kulturfreude ist es gleichfalls, welche im gebildeten europäischen Publikum die Neigung für alle überseeischen Schilderungen aufrecht hält und ihren besseren Nahrungsquell bildet. Der Festgebannte, Zurückbleibende will wenigstens im Geiste dem Fortwandernden folgen und die Freuden und Leiden seiner Antipoden und ihrer fremden Welt durch das treue Fernrohr der Beschreibung anschauen. So ist denn diese Neigung, abgesehen von aller Wißbegier in ihrem tiefsten Kern eine sittliche.

Deshalb sollten aber auch die Schriftsteller, gleichviel ob sie Romane oder Reisewerke liefern, die Schilderung dieser Dinge ebenfalls als eine sittliche Aufgabe betrachten und ihre Leser nicht durch bunte, farbige Gläser blicken lassen, die mit absichtlichem Sinnentrug Täuschung und Unwahrheit verbreiten.

Wie aber erfüllt die moderne Literatur diese ernste Mission? Mit stärkster Untermischung derjenigen Frivolität, welche in allen Sphären ihr freches Speculantenwesen treibt.

Wenn müßige Autoren ihre Phantasie jenseit des Oceans umherschweifen lassen, um uns Ungereimtheiten zu erzählen, dabei aber weder selbst aus Europa hinweg kamen, noch gründliche Studien über jene Gebiete machten oder Originalvorlagen benutzten, so wird diese Albernheit bald an den Tag kommen, und sie verdient nur, mitleidig belacht zu werden. Wenn dagegen Andere, die

das Terrain in der That genau genug kennen, gerade diese Specialkenntniß mißbrauchen, um ihre barocken Lügen und Verdrehungen möglichst zu verdecken, indem sie die armen Leser durch kleine Zeugnisse werthloser Art überreden wollen, daß die größeren, wichtigeren Umstände, die sie berichten, gleichfalls der Wirklichkeit entnommen seien, so müssen solche Fälschungen neben den vielen tüchtigen Schriften von wissenschaftlichen Männern das öffentliche Urtheil unsicher machen. Diese unsaubern Romanschriftsteller entschuldigen Alles mit der Nothwendigkeit poetischer Abrundung. In solchen Alles umstürzenden Fällen heißt aber eigentlich licentia poëtica nichts weiter, als ein frecher Unterschleif am Eigenthum der Wahrheit! Und haben endlich ihre Darstellungen Abrundung und poetische Gestaltung? In der Regel nicht die mindeste!

Welche Unmasse von Büchern taucht in solcher Art gegenwärtig auf! Besonders geben die Franzosen den leichtsinnigsten Ton an, und viele Deutsche folgen gern nach, während die Engländer weit mehr zur genauen, ethologischen Objectivität incliniren. Die Nordamerikaner endlich standen dem Terrain zu nahe, um ihren Landsleuten das Abnormste aufbinden zu können. Jedoch an unnützen Uebertreibungen und falsch idealisirenden Verschönerungen haben sie es auch nicht fehlen lassen, und Washington Irving, Cooper und andere ihrer Klassiker sind ihnen hierin tapfer vorangestiegen. Zu ihrer Zeit war noch wenig Kenntniß ihrer Länder verbreitet und das poetische Aufschneiden gehörte mit zum Act der ersten Neulingsfreude, in der sich ja selbst der prachtvolle Sealsfield geweidet hat.

Die neueren Bücher dieser Art versöhnen aber fast niemals oder nur in kleinen Ausnahmen für ihre Auswüchse durch dichterische Kraft. Es herrscht vielmehr durch Unwahrheit darin ein so

verworrenes Dunkel, daß sich selbst der Teufel auf den Schweif treten könnte, wollte er sich in diesem Labyrinth zurecht finden.

Gegen die allgemeinen äußeren und inneren Gesetze der Wahrscheinlichkeit verstoßen die Verfasser in Bezug auf Motivirung, Folgerung, Verwickelung und Entwirrung ihrer von hundert Zwischenepisoden unterbrochenen Romane mit solcher Rapidität, daß man über eine Unmöglichkeit die andere lachend oder ärgerlich vergißt. Ein leichtfertiger Schriftsteller fährt aber vergebens nach Amerika oder Australien, wenn er glaubt ein Land zu erreichen, in dem zwei mal zwei nicht ebensowohl wie bei uns vier ist, oder in dem man um die Ecke schießen kann. In solchen Dingen bleibt die Mathematik zum Aerger vieler Sonderlinge ganz unerbittlich, und ebenso störend für diese und beruhigend für alle Wissenden verhält es sich mit den Grundwahrheiten der Psychologie. Ihnen sprechen die meisten ethnographischen Romane und Novellen aufs Frechste Hohn. Sie bringen in ihre Gesammtcomposition eine so lockere, abenteuerliche und dabei überladene Schürzung der Intrigue, als könnte sich jenseit des Meeres nichts natürlich, nichts nach und nach und echt episch entwickeln, als wüchsen dort die Ueberraschungen, die horrenden Zufälle, die seltsamen Ungeheuerlichkeiten wie Maulbeeren auf den Bäumen. In jeder Tasche hat der Schriftsteller eine giftige Schlange, die er uns beim Lesen heimlich in den Nacken setzt, oder einen wahren Kanonenschlag von Seelenschreck, den er plötzlich unter unserer arglosen Nase abfeuert. Dazu noch die jetzt immer mehr einreißende Infamie, die einzelnen Kapitel immer da abzubrechen, wo das Publikum mit Gänsehaut auf die Entwickelung einer Scene wartet, die gewöhnlich ein Messerkampf, eine beabsichtigte Erwürgung, oder die listige Ueberreichung eines Giftbechers ist. Ob das unglückliche Opfer, in der Regel ein armes Kind oder eine verfolgte

Jungfrau, trinkt, erfährt man erst dreißig Seiten später, weil der Autor „bedauert, uns wegen einiger wichtigen Nebenumstände wo anders hin führen zu müssen!“ Mit einem Wort, ein solches Buch ist nichts weiter, als ein geschriebenes Nervenfieber, und das Publikum ist zu beklagen, daß es sich eine solche Krankheit noch für Geld ins Haus kommen läßt.

Wer könnte sich unter der Muse dieser Dichter etwas anderes denken, als eine nackte, tättowirte „Rothhaut,“ einen mit Blut gefärbten Federschurz um die scheußlich bemalten Hülften? Die Haare sind in einen Büschel zusammengebunden, um den Hals trägt sie eine Schnur menschlicher Backenzähne, in den Ohren ein paar bunte, getrocknete Vögel, in der Nase einen Knochenring. Um ihren Nacken hängen ein bedenklicher Giftpfeilbogen und ein grausamer Tomahawk. In der Linken hält sie als Becher einen Menschenschädel, gießt sich mit der Rechten aus einer Kürbisflasche Meth von gegohrenem Feindesgehirn ein, wie er der Ida Pfeiffer kredenzt wurde, trinkt es aus und wischt sich mit einem Skalp statt eines Taschentuches den Mund. So schreitet sie daher mit einem „fleischfressenden Schlachtruf, als ob der Wolf im Sturm um die Felsen heult,“ jeder Zoll eine Muse, jungfräulich, reizend, niemals gewaschen und fürchterlich anzuschauen!

Ich gestehe, daß es etwas Peinliches haben muß, als unbewaffneter Europäer einer solchen Erscheinung zu begegnen, zumal auf der verdorrten Prairie, wo sie gigantisch groß erscheint und der Schatten, den sie in der Abendsonne auf der ungeheuren Fläche wirft, eine Meile lang ist. O Wanderer, du fühlst dich beängstigt und denkst darüber nach, heimlich zu entweichen „vor dieser Jungfrau tugendreich, mit ihrem stolzen Leibe.“ Sonst so vorwitzig und vor keinem Ameisenbär zitternd, schämst du dich einer kleinen Bangig-

keit nicht, und willst eben das Panier ergreifen, welches auch das von so manchem Ritter war und noch ist, das vortheilhafte Hasenpanier, da vernehmen deine schüchternen Löffel oder Ohren von fern ein dumpfes Getöse. Es dringt immer näher und deutlicher heran, erschütternd und dröhnend, und du siehst am Horizont einen schwarzen Streifen, der immer breiter und zu einer Fläche wird; es wogt wild durcheinander und Staub steigt auf. Ha! eine wandernde Büffelheerde! und dreihundertfünfundsiebzigtausend Stück stürmen, daß die Erde bebt, daher, „wie ein schwarzes Donnergewölk, das Beine und Hörner bekommen." Zu deinem Glück theilt sich die Heerschaar und auch das mächtige Indianerweib, die Muse der Herren transatlantischen Dichter, ist verschwunden, denn sie hat sich dem größten Büffel an den Schweif gehängt und erschlägt ihn mit ihrer Keule, sich an seinem Fleische zu atzen. Du scheinst gerettet, — aber o wehe! Die Abenddämmerung lichtet sich zum Tage, ein ungeheures Feuermeer wälzt sich hinter der Büffelheerde heran, — es ist ein Prairiebrand mit all' seinen Vernichtungsschrecken. Armer Verfolgter, du würdest verloren sein, wärst du nicht in der Sophaecke über einen modernen Indianerroman eingeschlafen und wachtest soeben aus wüsten Träumen auf....

Aber gerade diese Abenteuerlichkeit, diese Gefahren, diese wilden Gegensätze sind für den Leser so nervenanregend, so anziehend! Wenn er statt einer Perrücke etwa noch die eigenen Haare trägt, so müssen sich diese sträuben, und zwar nicht furchtsam, sondern muthig, aus purer Lebensfreude, nicht skalpirt zu sein. Und wahrlich, dies ist ein schönes Gefühl. In Paris ging lange Jahre ein vornehmer Mann herum, der seiner Zeit in streitlustiger Jugend am Red River skalpirt ward. Doch da noch Leben in ihm gewesen, und man ihm die Kopfadern zufällig nicht durchschnitten hatte, so stellten ihn die

besten von den schlechten Aerzten in New-York wieder her. Er war allerdings die Freude aller Friseure, aber ihn selbst plagte immer das Gefühl, als fehle ihm da oben etwas, denn es soll eine viel niedebrückendere Empfindung sein, keine Kopfhaut über dem Verstande, als keinen Verstand unter der Kopfhaut zu haben.

Die meisten Dichter transatlantischer Romane befinden sich im letzteren Falle und sind ihrer Schwachheit froh.

Und schließlich noch ein Wort über die französische Romanliteratur dieser Gattung.

Die Franzosen sind die größten Talente, um ein fremdes Land zu erobern. Sie machen dies Geschäft sehr rasch, mit Bravour und ohne vorwiegende Grausamkeit ab. Keine Nation versteht auch das Behaupten eines solchen eingenommenen Landes besser.

Wohl zu merken aber, das militärische Behaupten, keineswegs das civilisatorische. Sind die Franzosen die Ersten in Bezug auf Ueberrumpelung fremder Völker, so sind sie doch die Letzten, ein noch rohes, von ihnen geraubtes Land zu kultiviren. Diese mühevolle Beschäftigung der Colonisation gelingt ihnen nicht. Sie verlangt eine größere Consequenz, als im französischen Charakter liegt, und vor allen Dingen ein scheinbares Aufgeben der eigenen Nationalität an das eroberte Land. Die vielen kleinen heimathlichen Sitten und Gebräuche, Lebensbequemlichkeiten, Gewöhnung an Essen und Trinken, an Tracht und Kleidung, an die Art des gesellschaftlichen Verkehrs, — all diese Annehmlichkeiten muß Derjenige ablegen, welcher in einem fremden Lande festen Fuß fassen, sich dort wohl befinden und die Bewohner desselben zu sich hinüberziehen will.

Der Europäer gewinnt besonders unkultivirte Völker nur dadurch, daß er den Unterschied, der zwischen ihnen und ihm stattfindet, möglichst wegschafft und so beide Parteien einander ähnlich macht. Dies kann er aber in der Eile nicht dadurch bewerkstelligen, daß er den Wilden kultivirt, ihm einen Frack anzieht und französische Spießbraten machen lehrt, sondern dadurch, daß er sich selbst für den Moment dekultivirt, seinen Frack auszieht und die Gerichte des Eingebornen, die zwischen heißen Steinen geröstet sind, vortrefflich findet.

Zu dergleichen ist aber der Franzose niemals bereit. Er trägt sein Frankreich und von diesem wieder den Mittelpunkt, sein Paris, überall mit hin. Seine Pariser Mode wandert nach Algier und Ostindien, seine Küche wird in allen Weltgegenden etablirt, gleichviel ob die europäischen Speisen für die neue Provinz passen oder nicht, und alle Lebensmaximen werden in den fremden Boden verpflanzt, ohne daß Jemand darnach fragt, ob sie Wurzel schlagen und dauernd gedeihen können.

Außer diesem beschränkten Eigensinn, in allen Stücken den vaterländischen Usus fest zu halten, gebricht es dem Franzosen auch an der nöthigen Zähigkeit und Geduld in Durchführung seiner Ideen. Was nicht auf den ersten Anlauf erreicht wird, läßt er als impossible bei Seite. Jene unermüdliche Energie, die ihm fehlt, scheint ein nordischer Nationalzug, der besonders dem Engländer, Deutschen und Holländer im hohen Grade eigen ist. Doch auch die Spanier besitzen ihn; er ist ein gothischer Blutstropfen, den sie mit den germanischen Völkern gemein haben. Sie colonisiren daher viel besser, als die Franzosen, wenn auch wegen Mangel an Elasticität, fremden Charakter objektiv aufzufassen und zu toleriren, mit einer gewissen Tyrannei.

Dieselbe Eigenthümlichkeit, sich in nichts Fremdes finden zu

wollen und zu können, haben die Franzosen nicht bloß als materielle Colonisten und Civilisatoren, sondern auch als Civilisatoren des Geistes, als Schriftsteller.

— Wenn ein französischer Autor seinen Stoff aus einem fremden Lande entnimmt, so steigert sich sein Trieb zur launischen Willkür im Arbeiten. Er kennt selten das Terrain genau, welches er schildern muß, und hilft sich, je nach seinen Mitteln, mit geistreichen oder albernen Imaginationen, um das halbe Wissen zu ergänzen. Die unbekanntesten Gegenden versetzen dann seine Phantasie am meisten in eine Situation, die gar nichts Genirendes mehr hat; er ist frei, ungebunden und kann durch Abenteuerlichkeiten ersetzen, was seinen Ideen an Lebenswahrheit mangelt. Dazu kommt seine Schwäche in der Geographie und Ethnologie.

Weichen aber die Franzosen blos aus Unkenntniß von der Wirklichkeit ab? Gewiß nicht, sie sind eine kühne Nation und erzählen in Folge dessen auch mit Absicht die größten Unwahrheiten, wenn diese nur irgend einen romantischen Schimmer von Interesse haben. Dies halten sie für eine positive Kraft, für einen Muth der wahren poetischen Machtvollkommenheit von Gottes Gnaden. Die Lüge wird in ihnen souverain. —

In diesem Sinne sündigen die besten französischen Prosadichter, wenn sie sich im transatlantischen Roman bewegen. Männer wie Dumas, Aimard, Méry und Andere haben der leicht erregten deutschen Literatur schlimme Einflüsse genug zugebracht und es ist mehr als Zufall, wenn wir in den Producten von Möllhausen, Gerstäcker, Ruppius, Bibra, Breusing, Baudissin, Armand ähnlichen Verstößen begegnen.

Fortsetzung

der

speciellen kritischen Erörterungen.

Materialismus und Rothwelsch der überseeischen Romantik.

Balduin Möllhausen: Palmblätter und Schneeflocken.

Naghur-Sah, die Schippewä-Häuptlingstochter Ota-sina-ke's, am Kadikamey-See; La-hache, der Potowa-tome und Ta-tanga-sinte vom Stamm Oglala-Dakotah, dem Feind der Potowatomes und Muomonomes, — ich bitte daß man diese Zeilen zum zweiten und dritten Male liest, und sich diese Namen recht einübt, denn selbige gehören den respectablen Personen an, mit welchen wir es hier zu thun bekommen. Und wer etwa bei einem Taubstummeninstitut Einfluß haben sollte, der bringe es dahin, daß man so klug ist, die Zöglinge mit dem Nachsprechen jener Worte beginnen zu lassen, denn wer solche einfache Vorstudien überwunden hat, dem wird nachher gewiß alles Schwere leicht und alles Leichte schwer werden.

Jetzt aber erhebe sich der Leser aus seinem sichern Wigwam; er ziehe seine Mokassins an vom Fell einer jungen Doe und ergreife seinen Tomahawk für alle Eventualitäten, denn ich werde ihn führen in das Quellengebiet des Vaters der Gewässer, wo die blutdürstigen Sioux im Reis- und Allang-Allangschilf lauern und wo der Leser schreien höret den Schrei: „Hau, hau, hau!" so daß er erbebt und

ihm sein Skalp locker vorkommen wird auf dem Haupte. Beten wir zum großen Geist Manitou-trabel-Dabel, dem Zeus der Indianer, auf daß uns Bleichgesichtern kein Uebel geschehe und wir wieder rauchen können die Friedenspfeife voll Sumach-Blättern mit den weißen und blauen Federn vom Sonnenvogel Paff-paff-glou-glou!

Ob Naghur-Sah, die Schippewä-Häuptlingstochter Ota-sina-kes's, die junge Skaw von La-hache, dem Potowa-tome, oder die junge Skaw von dem Bleichgesicht Baptista werden soll, darauf kommt es jetzt an. Was eine Skaw ist, brauche ich gewiß nicht zu erklären, denn alle Leser sind heut' zu Tage so sehr mit Indianergeschichten regalirt, daß wohl Mancher schon in Gedanken „meine Skaw" statt „meine Frau" gesagt haben wird. Wenn dadurch nur die Europäerinnen so fügsam und ehrfurchtsvoll gegen ihre Männer würden, als es die Indianerinnen gegen die ihrigen sind!

Naghur-Sah also, das heißt „zwei Sonnen" hat einem Trapper Baptista ihre Neigung geschenkt, ihr schon genannter Vater aber sein indianisches Veto eingelegt und seine Tochter, diese „Waldblume", dem grimmigen Häuptling La-hache versprochen. La-hache heißt „das Kriegsbeil" er ist also ein persönlich gewordener Tomahawk.

Wir lernen das Mädchen auf dem Kadikameysee kennen, wo es eben Reis einsammelt, — eine zweite Sakuntala, gemalt von dem schmachtenden Pinsel Riedel's.

„Das Canoe war schön, aber schöner noch war die junge Indianerin .... ihre vollen runden Arme hielten das Ruder mit nachlässiger Sicherheit; ihre langen rabenschwarzen Haare verbargen theilweise den schlanken langen Hals und die sammtweichen Schultern und wer plötzlich aus dem Dickicht getreten wäre uud die seltsam anmuthige Erscheinung gewahrt hätte, der würde sie für die scheue Nymphe des Sees haben halten können, die an die Oberfläche

des Wassers gekommen, um träumend und sich im muschelähnlichen Kahn wiegend die Stunde des Zwielichts abzuwarten.

Allerdings fehlte ihrem Gesicht nicht der indianische Typus, indem die Backenknochen etwas vorstanden, doch wurde dadurch der Eindruck des ganzen Bildes keineswegs beeinträchtigt, im Gegentheil, diese Unregelmäßigkeit entsprach vollkommen der lichtbraunen Farbe ihrer Race und fiel weniger auf, weil die vollen Wangen das Gesicht wieder abrundeten und dessen ovales Ebenmaß herstellten. Die schönen dunklen Augen mit den schwarzen Pupillen hatten, merkwürdig genug, einen sanften milden Ausdruck und deuteten gewissermaßen auf die sclavische Unterwürfigkeit und Ergebenheit, zu welcher bei der indianischen Race das weibliche Geschlecht schon in frühester Jugend angehalten und gezwungen wird. Die Nase war klein und zierlich geformt, wie bei einem Kinde, die Lippen aufgeworfen und frischroth, und zwischen denselben lugten Zähne hervor, so weiß, so klein und regelmäßig, wie sie eben nur in der Wildniß gefunden werden können," (wo nämlich die größten hervorstehenden Zähne zu Hause sind!) „Große messingene Ringe beschwerten die mehrfach durchlöcherten Ohrläppchen; Ketten von Glas- und Porzellanperlen umgaben den schlanken Hals und sanken tief auf den halbverhüllten Busen nieder, während blank gescheuerte Spangen und Ringe, ebenfalls von Messing, die Oberarme und die auffallend feinen Handgelenke umgaben, und bei jeder Bewegung klingend zusammenrasselten.

Eine hellblaue, sehr weite, ärmellose Jacke bedeckte spärlich den untadelhaften Oberkörper und ließ die weichen Schultern und Arme ganz bloß, reichte dagegen über die Hüften, von welchen ein scharlachfarbiger von kleinen Schellen und Stickerei verzierter Rock bis über die Knie niederhing. Die kleinen sehr schmalen Füße waren

unbekleidet, ein paar wildlederne mit gefärbten Stacheln vom Stachelschwein gestickte Mokassins standen aber vor ihr auf dem Boden des Canoes, ein Zeichen daß sie dieselben nur abgelegt hatte, um sie beim Einsteigen gegen Feuchtigkeit zu schützen.

Mehrere Minuten verharrte die junge Indianerin, die das vierzehnte Jahr wohl kaum überschritten hatte, in ihrer anmuthigen natürlichen Stellung und begann mit leiser, aber allmählig schwellender Stimme zu singen. Es war eine monotone Melodie ohne Worte, die so melancholisch über das stille Wasser klang, wie das Lied des trauernden Spottvogels, wenn er über den Tod seiner Lebensgefährtin klagt."

Diese ausgewählte Personalschilderung, um deren gemüthangreifenden Zauber den Verfasser gewiß jeder Sclavenhändler beneiden würde, zeigt, das Naghur-Sah eine schöne begehrenswerthe Rothhaut war. Indem sie ihre neuen Schuhe schonte, empfahl sie sich sogar als sparsame Hausfrau. Zu ihrer Entführung würde sich gewiß Mancher reif fühlen, wenn nicht die Welt der Romane von der wirklichen ein wenig verschieden wäre. Mich wenigstens hat es in der Begeisterung für entzückende Indianerinnen, zu welcher uns die jetzigen kleinen Erben von Irving, Cooper, Sealsfield mit Armand'scher, Bibra'scher oder Breusing'scher Bravour wieder aufschwingen wollen, immer ein wenig gestört, daß Gerstäcker und manche andere Männer noch nackterer Wahrheit versichert haben, alle Indianer und auch die hübschesten jungen Mädchen hätten einen üblen Racengeruch (ähnlich dem der Neger) und wenn sie auch gelegentlich ihre eigene Wenigkeit zum Vergnügen badeten (denn an Waschen ist nicht zu denken) so würde doch fast niemals ihrer Bekleidung eine Reinigung zu Theil, und sie trügen dieselbe mit der gleichen wechsellosen Beharrlichkeit, wie die Kuh ihr Fell, nur beklagend, daß sie nicht wie

dieses sich selbst erneue. Es ist sicherlich ein Privatmalheur, daß ich an dergleichen stets denken muß und nicht minder an das ranzige Fett, mit welchem sich viele Stämme dieser Naturkinder den ganzen Körper einreiben. Solche weibliche Eigenschaften haben etwas Niederschlagendes, denn wenn Amor zuweilen auch blind ist, so hat er doch nicht immer den Schnupfen.

Doch lassen wir jetzt jene sentimentalen Vorurtheile des bleichen Mannes, dessen Liebe von Seife abhängig ist, denn während uns und bekanntlich selbst den Hunden die Rothhäute fatal riechen, wissen wir gar nicht, ob wir ihrer Nase angenehm sind.

Als nun Naghur=Sah Reis einsammelt, naht sich ihr verstohlen im Schilf, wie ein Frosch einher schwimmend, der Vertraute ihres Geliebten Baptista, der Dakotah Ta=tanga=sinte, und beide verständigen sich in der bekannten romantischen Indianersprache dahin, daß der in der Nähe versteckte Trapper seine Angebetete in diesen Tagen mit List entführen wird, ehe der erste Herbstreif fällt.

Wir werden gleich sehen, was es mit diesem Reif für eine Bewandtniß hat. Das Mädchen verabschiedet den Sendboten und fährt wieder zum heimischen Ufer zurück, wo ihr Vater mit ihrem Freier La=hache sitzt. Der Vater ist ein „runzeliger" Schippewä, der unbekleidet geht und als Zeichen der Häuptlingswürde nur eine lange Eulenfeder in der Skalplocke trägt, während der Andere im vollen phantastischen Schmuck eines wilden Kriegers prangt. Der Vater Ota=sina=ke sagt:

„La=hache ist gekommen, um Naghur=Sah in sein Wigwam abzuholen. La=hache ist ein Häuptling, er versteht es, die Tochter eines Häuptlings würdig zu gewinnen, er kam nicht mit leeren Händen, er brachte drei Pferde, eine Büchse und rothe Decken. Keine Tochter vom Stamme der Schippewäs, Potowatomes und

Mnomonomes kann sagen, daß mehr für sie gegeben wurde. Naghur-Sah wird daher mit La-hache ziehen, sie wird seine Mokassins sticken, seine Jagdbeute zurichten und die Mutter von großen Häuptlingen werden.“

Ferner nimmt La-hache das Wort: „Naghur-Sah weiß, daß La-hache einen starken Arm hat. Mehr als ein Sioux-Skalp hängen in seinem Wigwam. Er holt die Lachsforelle aus dem Michigan, wo er am tiefsten, tödtet den flinken Hirsch mit der Kugel und mit dem Pfeil, den schwarzen Bären dagegen nur mit dem Messer. Er hat aber ein weiches Herz für seine Skaw; denn als Naghur-Sah beim Zergehen des letzten Schnees wünschte, noch bis zum Fall des ersten Reifs im Wigwam ihres Vaters zu wohnen, da zog er heimwärts ohne sie. Der erste Reif kann in dieser Nacht fallen, und ich bin hier, um Naghur-Sah zu erinnern, daß sie die Tochter eines alten Häuptlings ist und eines jüngern Arms bedarf, der für sie jagt.“

Und es erwiederte darauf die gelbbraune Tochter Naghur-Sah:

„Ich bin bereit meinem Gebieter zu folgen, und mag der erste Reif mich schon in seinem Wigwam finden. Aber ich bin gequält von bösen Träumen; Manitou verlangt von mir ein Opfer. Im Traume zeigte er mir die Medizin, die mich gegen die Geister zu schützen vermag. Sie wächst im Walde am feuchten, schattigen Ort. Ich muß sie suchen ehe ich in das Wigwam des großen Potowatome-Häuptlings einziehe.“

Auf diese Worte findet sich La-hache gemüßigt, nichts weiter als „Hau!“ zu sagen, welches kein Hundegebell, sondern „ja“ bedeuten soll, und ein Schatten des Mißvergnügens gleitet über seine Züge, denn er wittert Morgenluft und beschließt, die hübsche Schlange sicher im Auge zu behalten.

„Träume sind gut," sagt der Papa begütigend, „in Träumen besucht Manitou seine rothen Kinder".

Das Mädchen zieht sich zurück, die Häuptlinge plaudern noch lange mit einander, und als sie sich auf ihr Lager begeben, erhebt sich dicht hinter ihnen, im schlammigen Bett eines Flüßchens, der Sendbote Ta-tanga-sinte, welcher ihr Gespräch belauscht hat! Man wird zugeben müssen, daß dies ein Schleicher kühnster Art ist, wie er den ärgsten Schleichern und Horchern unserer Pietisten ein Muster sein könnte; es ist nichts Kleines, sich dicht hinter den Falkenaugen und Maulwurfsohren von ein paar feindlichen Indianern zu verkriechen. Jedem europäischen Häuptling, der sich in seine Lage denkt, wird die lange Eulenfeder in seiner Skalplocke vor Schauder zittern.

Am folgenden Abend geht es zu Ehren des Bräutigams im Lager der Schippewäs lustig her. Alles ist festlich zu Tanz und Schmaus von fern und nah herbeigeeilt, ein Scheiterhaufen brennt und gräßlicher Gesang erklingt. „Der Tomahawk funkelte im rothen Schein des Feuers, als er sausend die Luft durchschnitt und, mit unnachahmlicher Sicherheit geführt, auf Augenblicke zwischen den Haufen der geschmeidigen Glieder verschwand; das scharfe Messer und die langen Lanzenspitzen fuhren in gefährlichster Nähe, aber harmlos an der nackten Schulter und bemalten Brust vorbei; kleine Schellen und Klappern von getrockneten Hirschklauen rasselten, und dazu erschallte das endlose indianische „Hau, hau, hau!" untermischt mit gellendem Jauchzen und durchdringendem Geheul. Der Schweiß rann von den Stirnen und verwischte die bunten Linien, die so bedachtsam den braunen Zügen aufgetragen waren. Mehrfach erblickte man einzelne Krieger, die zu den siedenden Kesseln hinsprangen, mittelst der Lanze oder eines Pfeiles einen Biberschweif

oder das Viertel eines Waschbären aufspießten und demnächst mit dem Ausdruck grimmiger Bestien zerrissen und verzehrten."

Indeß dieses Göttermahl gefeiert wird, benutzt Ta=tanga=sinte die Gelegenheit, alle Canoes der Schippewäs zu zerschneiden und das Naghur=Sah gehörige zu rauben, mit welchem er dann an eine Stelle fährt, wo er, nachdem von ihm durch einen Unkenruf ein Zeichen gegeben ist, den Trapper trifft und dessen Geliebte erwartet. Nach einiger Zeit ertönt der melancholisch singende Ruf des amerikanischen „Kuckuks" welchen die beiden Jäger mit dem „Geschnatter wachsamer Enten" beantworten, und die Schöne, denn sie ist der Kuckuk, zeigt sich am Ufer und steigt in das Canoe der Entführer.

Sie entkommen jedoch nicht ohne fabelhafte Abenteuer.

Eben herrscht Morgendämmerung. La=hache hat sich mit drei seiner Gefährten ans Ufer begeben, wo sie ein verstecktes Boot besteigen wollen, und Ta=tanga=sinte ordnet an, daß er und der Trapper sich auf dem Boden des Canoes verbergen, Naghur=Sah sie fortrudern muß und sie sich so dem Verfolger nähern. Sie thut es und fordert La=hache unbefangen spottend auf, sie zu fangen, allein ohne seine zwei Krieger. Er geht auf den Vorschlag ein, läßt seine Krieger zurück, und die Wettfahrt beginnt. Zugleich eilen Schaaren von Schippewäs an das Ufer und rufen dem La=hache zu, daß alle Canoes durchbohrt seien, worauf ein ungeheures Rachegeheul von beiden Seiten erfolgt. La=hache weist die Krieger an, den See zu umstellen, und setzt seine Verfolgung fort. Aber das Mädchen hat einen schwer beladenen, er einen leichten Kahn, und so kommt er näher. Wieder eine neue List: als sie um eine Schilfinsel herumfahren und sie den Augen des Wüthenden einige Sekunden entzogen sind, springen der Trapper und Ta=tanga=sinte aus dem Nachen ans Ufer und werfen ein Ruder ins Wasser, sich selbst im

Schilf niederkauernd. Naghur-Sah fährt weiter. Wie nun La-hache jene Stelle erreicht und das Ruder aufheben will, stürzt der äußerst practische Ta-tanga-sinte wie ein Panther aus dem Hinterhalt hervor und erschlägt den unglücklichen, im vollsten Recht befindlichen Bräutigam, sich seinen Skalp natürlich als Souvenir ausbittend. Der edle Trapper Baptist ist ein wenig unangenehm berührt, und Naghur-Sah stimmt einen melancholischen Klagegesang an, „wobei sie ihr braunes Gesicht mit ihrem dichten Haar verhüllt.“ So wird das Schreckliche durch das Poetische einer schönen Attitüde künstlerisch versöhnt!

Baptista, der alle seine Reden mit „Sapristi!“ beginnt, wird doch bedenklich und sagt: „Sapristi! La-hache war ein großer Häuptling, ich glaube nicht, daß er ungerächt bleibt.“

Ta-tanga-sinte beruhigt ihn aber: „die Schippewäs sind Maulwürfe, ihre Augen sind blind; Ta-tanga-sinte und sein bleicher Bruder haben die Augen des Luchses.“

Unter ähnlichen Gesprächen verbringen sie alle drei, — denn Naghur-Sah bleibt natürlich bei ihnen, — den Tag im bergenden Schilf dieser Insel und ergötzen sich an der Komik der sich schnäbelnden Tauchenten und Riedgänse.

Wie es aber dunkelt, sind auch die Schippewäs mit dem Ausbessern ihrer Gondeln fertig geworden, und steuern auf die Insel los. Da entwickelt der Freund des liebenden Paares eine Erfindungskraft, die eine wahre Diplomatenlist genannt werden kann, weil damit zugleich ein Schauspielerstückchen verbunden ist. Baptist muß sich nämlich auf den Boden von Naghur-Sah's Kahn verbergen, während diese rudert; Ta-tanga-sinte aber ordnet seine Haare nach dem Muster derer von La-hache, welche er ja als Modell in der Hand hat, steckt dessen Eulenfeder auf den eigenen Wirbel, legt die

Kleidungsstücke des Erschlagenen an, und so, Naghur-Sah um eine Kahnlänge in La-hache's Schiffchen vorausfahrend, zeigt er sich den Schippewäs.

Ja, der indianische Odysseus treibt die Verschlagenheit noch weiter: er ahmt die Sprache der Potowatomes nach und hält eine Rede über das Wasser hinweg; er sagt:

„La-hache kehrt heim mit gerötheten Händen! das Blut eines Dakotahhundes hat sein Kriegsbeil und seine Glieder gefärbt .... Ein Adler entriß dem Habicht die Taube, Naghur-Sah wird in das Wigwam La-hache's einziehen. Krieger der Nationen der süßen Seen, der Wind spielt mit der Skalplocke des Sioux (der edle Redner hat sich nämlich die Kopfhaut des Erschlagenen an seinen Ladestock gebunden und triumphirt damit in der Luft umher); Naghur-Sah's Kinder sollen mit der Skalplocke des Dakotahs spielen, sie ist nichts Besseres werth."

Der „grausigste Jubel" folgt dieser Rede, die in Natura etwa doppelte Länge hat und zu deren Schluß der La-hache-Darsteller die Schippewäs bittet, doch ans Land zurückzurudern und ein Feuer anzuzünden, damit er die richtige Stelle zum Anlegen finden könne, weil er auf ihrem See fremd sei. Die dummen Teufel, welche schon durch seine Stimme nicht irritirt waren, obgleich noch drei Waffengefährten des Todten unter Ihnen sind, gehen auch in diese Mausefalle, und während sie sich entfernen, und den unglaublichen Unsinn der ganzen Handlung durch ihr Feuer bengalisch beleuchten, machen sich die drei Flüchtlinge davon, glücklich in der Dunkelheit entkommend. — Ein kleines Birch-Pfeiffersches Nachspiel zeigt noch, wie sich nach anderthalb Jahren der Trapper mit dem Schwiegerpapa versöhnt und sein Wigwam in dessen Nähe stellt.

Ich habe den Verlauf dieser Geschichte ausführlich mitgetheilt,

weil selbige einen Typus bildet für die meisten modernen Erzählungen aus der Indianerwelt. Da nun diese auf Biegen und Brechen kläglich zusammengesponnenen transatlantischen Darstellungen nicht einmal das kleine Verdienst haben, ein belehrendes Spiegelbild der realistischen Wirklichkeit zu geben, — denn sie sind unwahr, manierirt und durch romantische Uebertreibungen so albern, wie durch die Unmöglichkeiten ihrer Action lächerlich, — so drängt sich die unwillige Frage auf: mit welchem Recht sie eigentlich geschrieben werden? Würde dadurch die Dichtkunst im Fache der Novelle bereichert, so könnte man ein Auge gegen ihre Unnatur zudrücken. Aber vom Gesichtspunkte des Kunstwerkes betrachtet, sind sie ein Spott auf die Gesetze desselben. Wo findet sich ein sittlicher Fonds? wo eine gesunde Menschenzeichnung, ein Aufkeimen, ein Wurzelpunkt der Action? Ist uns etwa das Menschenherz in seinen verschiedenen interessanten Phasen des Naturzustandes enthüllt? Herrschen darin die Rührungen der Simplicität? Regen sich hier die ewigen Urgefühle der Menschenseele in ahnungsvollen Dämmerungen? Sehen wir Leidenschaften toben, so groß und gewaltig in ihrer physischen Kraft, daß sie sich zu dem dämonischen Eindruck echter Poesie erheben? Und spielt daneben vielleicht auf den Fluthen idyllischer Ruhe das Mondlicht der Erinnerungen aus den ersten kindlichen Erdenzeiten, und beschwebt unsere Empfindung wie ein hellsehender Traum?

Nichts von alledem! Wir werden mit fremdländischen Indianerphrasen in einer gequälten rothhäutigen Bildersprache abgespeist, die erst von den Romanschreibern in der Studirstube entwickelt ist und die Jeder von ihnen auswendig weiß, zum beliebigen Abschnurren rückwärts und vorwärts. Dazu etwas überseeische Staffage von Steppe und Urwald, nebst einer Erfindung, zu der ein geistesbankerotter

Schriftsteller sogar von jedem Dilettanten das Universalrecept geschenkt bekommen kann. —

Möllhausen hat sich früher als kenntnißreicher Reisebeschreiber hervorgethan. Warum erfinden, wo die reale Welt Stoff genug zum Abschreiben darbietet? Man könnte dasselbe Gerstäcker und manchem Andern in Bezug auf ihre freien Phantasieproducte zurufen.

Untergang des geistigen Gehaltes im sinnlichen Stoff.

Otto Ruppius: „Die Buschlerche."

Es wirkt am Nachdrücklichsten, diesen Untergang, der sich täglich unter den verschiedenartigsten literarischen Umständen ereignet, bei dem Product eines talentvollen Autors zu beobachten.

Mit seltener Schnelligkeit drangen Otto Ruppius' erste kleine Romane aus dem amerikanischen Leben, „der Pedlar" und „das Vermächtniß des Pedlars," in die größeren Leserkreise ein, denen seine Feder bald angenehm wurde.

Der Verfasser hat eine gewandte, einschmeichelnde Vortragsmanier, eine leichte Beweglichkeit lebendiger Phantasie, die uns gern mitten in den Gegenstand hineinzuführen pflegt. Ein natürlicher, oft charakteristischer Dialog voll naiver Keckheit, besonders von Seite des jugendlichen, weiblichen Theiles, thut dabei gute Dienste, indem er gleich für die Lebensfrische der handelnden Personen gewinnt. Für Landessitten und Volkstypen hat Ruppius ein scharfes Auge. Trotzdem er bald ein Vielschreiber wurde, ist sein Stil durchweg etwas besser und grammatisch richtiger, als der sehr vieler moderner Novellisten. Die Landschaft und die lyrischen Stimmungen

der Natur werden nicht vernachlässigt, die Bäume im Walde athmen Leben und kein träumerischer Idealismus hebt den Gang des menschlichen Lebens aus den Schranken der wahrhaftigen Alltäglichkeit, der nothwendigen Consequenz von Ursache und Wirkung.

So ist seine kleine Geschichte, „Vermißt," voll abgerundeter Genrebildlichkeit.

Anspruchslose Lebensleichtigkeit, — und ein gesundes Vollgefühl für die Berechtigungen des Menschenherzens reichen sich oft in diesen Erzählungen die Hand. Das liebenswürdige und innige Gemüth des Autors ist sowohl im Stande, den ehrenhaften männlichen Sinn, den Stolz des Selbstbewußtseins, als das hold verschleierte weibliche Herz mit einfachen Farben auszumalen, die Handlung interessant darzustellen und den Hintergrund des Terrains mit echt amerikanischer Staffage vor die Seele des Lesers zu bringen.

Im Gegensatz dazu ist zu beklagen, daß jeder Vielschreiber durch den emsigen Selbstzwang, seine Fähigkeit des Erfindens, sowie seine Erfahrung und Erinnerung ruhelos auszubeuten, unwillkührlich die höhere Kunsttendenz gegen ein sehr niedriges Resultat eintauscht: Er verliert über das Streben, etwas spannend Unterhaltendes zusammenzubringen, den poetischen Werth, den rein menschlichen Gehalt, die Wahrheit, die keusche Ethik des Gegenstandes aus den Augen. Ueber das Mögliche, Merkwürdige, materiell Anregende das Schöne, das menschlich Würdige vergessend, läuft endlich das Ganze nur noch auf ein sinnliches Gemälde hinaus, dessen bunte Farben für das Auge der Menge lockend, aber für das Gefühl des Aesthetikers weder wohlthuend, noch geistig erhebend sein können. Es entstand dadurch bei Ruppius neben Mangel an künstlerischer Vollendung unter anderm auch eine einseitige Wiederkehr in den Charakteren und in dem Sinn und dem Verlauf der Compositionen.

Eine längere Novelle „die Buschlerche,“ welche viele trefflich gelungene Momente und eine sehr realistische Terrainschilderung giebt, läßt jene Verirrung recht lebhaft hervortreten.

Ein junger Deutscher, der sich in Amerika eine neue Heimath zu gründen beabsichtigt, wendet sich nach dem Lande Kentucky. Hier findet dieser Wanderer, Namens Heimburg, im Hause eines Landmanns und Friedensrichters Mason eine gastliche Aufnahme und an dessen Sohn einen Freund.

Ehe er an diesen häuslichen Heerd gelangt, trifft ihn im Walde als verirrten Jäger ein junges, mit unnatürlichem Uebermaß von Phantastik geschildertes Mädchen, „die Buschlerche,“ welche ihm für die Nacht Obdach im Blockhause ihres Pflegevaters, eines vereinsamten Sonderlings und ehemaligen Trappers, Ben, verschafft.

Zufällig erblicken seine Augen hier auf einige Minuten eine sehr schöne, schwermüthige Lady, die noch Abends zum Blockhause geritten ist, um ihre vertraute Freundin Nanette, „die Buschlerche,“ zu besuchen. Die Dame hinterläßt im Herzen des Fremden natürlich einen Amorpfeil, der, wie wir bald sehen werden, einen sehr festen Widerhaken hat. Sie ist nämlich die Gattin eines sowohl durch sein zu hohes Alter, als durch seine Härte und rohe Egoistik unliebenswürdigen Mannes, welchen sie nur aus Aufopferung für ihre Eltern geheirathet, um diese einem Bankerott zu entreißen. Sie lebt an der Seite dieses Farmers Hatton, der allerdings noch sehr rüstig ist, nicht glücklich und ohne Befriedigung ihres Herzens. Doch noch ist sie rein und ihre Sittlichkeit durch keine Untreue getrübt. Ihr Gatte hegt seinerseits eine alte Familienfeindschaft gegen seinen Nachbar Mason, dessen Sohn, der Freund unseres

jungen Deutschen, auch zu den zurückgewiesenen Anbetern der hinreißenden, durch ihr Leid doppelt interessanten Lady gehört.

Wir sehen nun, wie sich, vom Laufe des Zufalls begünstigt, der ja bekanntlich Verliebten niemals fehlt und nicht gerade immer redlich und ehrlich von ihnen benutzt wird, der entzündete Heimburg an die junge Frau herandrängt und ihr Herz „durch die himmlische Minne zu erwecken sucht," wie der große Schneider, Johann von Leyden, sagte. Sie kämpft einen schweren Kampf, der Zufall aber hilft immer mehr; es kommt ein Gewitter, ihr Pferd wird scheu, der Anbeter und Glücksritter, denn als solcher erscheint er, rettet ihr ein wenig das Leben und ihre Gemüthsbewegung entreißt ihr ein Geständniß.

Doch weiter kommt es vorläufig nicht; sie hat noch immer den braven Vorsatz, eine ehrenwerthe Frau zu bleiben und ihr Unglück mit tugendhafter Resignation zu tragen. Sie beschwört Heimburg in einem ihr Gemüth offenbarenden Briefe, daß er ihr fern bleiben und sie nicht weiter versuchen möge.

Hätte er diesem Angstschrei der Sittlichkeit Gehör gegeben, so mußte freilich die Geschichte wegen Mangel einer geeigneten Fortsetzung ungeschrieben bleiben. Er achtet aber nicht darauf, und wir vernehmen nun immer, wie er vom Muth des Herzens spricht, welches sich sein Glück nicht durch feige Resignation selbst abschneiden dürfe und wenigstens tapfer ringen und streben müsse, die liebesselige Zukunft, die doch von Gott ihnen bestimmt sei, zu erobern.

Nun bitte ich, nur ganz flüchtig die Frage zu erörtern: wonach sollen diese beiden Leute eigentlich ringen, und wodurch können sie hoffen, einander künftig ehrenvoll zu besitzen? Es gäbe doch nur zwei Möglichkeiten zu diesem Ziel: entweder den Tod des rechtmäßigen Gatten, oder Scheidung von demselben. Den Ehemann durch

ein Duell hinwegzuräumen, das heißt mit andern Worten, in conventioneller Form zu morden, daran denkt der anständige Heimburg nicht. Soll nun etwa die Lady den Himmel bitten, daß er den Stein des Anstoßes recht bald durch eine natürliche Krankheit sanft und ganz commod zu sich nimmt? Das wäre Gedankengiftmischerei und beabsichtigte Verleitung der Vorsehung zum Verbrechen. Nur wenn Herr Heimburg einen reichen Romanonkel hätte, und dieser kaufte für seinen Neffen vom alten Hatton die Frau zur Scheidung und Ehe für eine immense Summe los, außerdem den Eltern der Lady so viel gebend, wie ihnen wahrscheinlich schon der Schwiegersohn gezahlt hat, — wenn dies in's Werk gesetzt werden könnte und Hatton Ja sagte, so ließe sich der Zweck „erringen." Hatton wäre aber nicht der Mann, Ja zu sagen, und übrigens mangelt dem Heimburg ein solcher für alle Fälle brauchbarer Onkel, und er selbst ist arm. Baut er vielleicht darauf, schleunigst ein Vermögen zusammenzuschlagen? In Novellen geht dies zwar oft sehr rasch, doch ich glaube höchstens von Beutelschneidern oder reichen Erben — letztere verzeihen mir wohl die Zusammenstellung — mit der Behauptung ausgelacht zu werden, daß in der Wirklichkeit jeder Thaler ziemlich viel Mühe macht.

Wonach also ringt Heimburg? Offen gestanden folgt er nur dem dunklen, in diesem Falle respectablen Drange aller Liebhaber, sein Opfer zu umschwärmen, um sich ihm zu nähern, sobald es geht.

Wir werden gleich sehen, auf welche furchtbare Weise die schöne Frau sein Eigenthum wird.

Um sie noch einmal zu sprechen, das bekannte, womöglich tägliche „letzte Mal" aller Anbeter vis-à-vis von großen Hindernissen, eilt Heimburg, während der Mann ausgegangen, zu ihr, muß aber

schließlich nach gehabter Unterredung durch's Fenster flüchten, da der Ueberlistete unerwartet zurückkehrt und merkt, daß im Taubenschlage ein Iltis ist. Letzterer entkommt mit Hilfe einer Kupplerin, der „Buschlerche", durch stattliches Laufen glücklich. Nun aber bricht die Katastrophe los.

Hatton glaubt nicht, daß Heimburg der Hausfreund seiner Frau ist, sondern hält den schon erwähnten Sohn des alten Nachbars Mason für den Schuldigen.

Der Beleidigte macht sich also mit seinen beiden verheiratheten Söhnen, dem alten Ben und noch einem Vierten bald darauf in einer Nacht auf den Weg und Alle wollen, mit Flinten bewaffnet, die Auslieferung des jungen Mason erzwingen. Dieses gewaltsame, in das friedliche Eigenthum eines Andern einbrechende Attentat ist allerdings nichtswürdig und macht als ungesetzlicher Ueberfall alle Rechte einer ebenso rücksichtslosen Nothwehr geltend.

Der alte, schon von der „Buschlerche" gewarnte Mason trifft denn auch seine Vorsichtsmaßregeln gut, umgiebt sich mit seinen bewaffneten Kindern, versteckt sich auf seinem Grundstück, und die feindlichen Angreifer werden nach vergeblicher Warnung von Seiten der Vertheidiger sämmtlich mit wohlgezielten Schüssen erlegt. Heimburg hat diese nächtliche Campagne als „unparteiischer Beobachter" begleitet und ist Augenzeuge der Blutscene. Vier Männer sind zu Leichen geworden, die Frauen der Getödteten kommen und jammern, es ist ein herzzerreißendes Schauspiel, und wenn auch die zusammengetretene Jury den Schirmer seines Hausrechts natürlich freispricht, so wird doch die schauderhafte Begebenheit dadurch in nichts gemildert.

Heimburg aber und seine Geliebte jauchzen im Grunde ihres Herzens auf, denn Hatton ist ja mit unter den vier Leichen, und

nachdem die Erbschaftsangelegenheiten geordnet sind, vermählt sich das erlöste Paar und genießt ein sehr ungetrübtes Glück!

Wenn alle mit sittlichem Zartsinn begabten Leser finden werden, daß diese Schlußwendung denn doch aus allem Rand und Band des menschlichen Gefühls geht und die Seele tief verletzt, so will ich gleich noch erwähnen, worin der Verfasser vielleicht einen Milderungsgrund und ein Motiv für die poetische Gerechtigkeit zu sehen glaubte. Es wird nämlich im Verlauf der ganzen Handlung erzählt, daß Hatton aus ungerechten gehässigen Ursachen, deren Specialisirung hier nichts bedeutet, schon lange eine Gelegenheit sucht, über die Familie Mason mit racheburstigen Händen herzufallen. Unbedingt setzt dies seine Niederträchtigkeit außer Zweifel; doch ändert es die Sache wesentlich? Keineswegs. Immerhin bleibt doch Heimburg's heimlicher Besuch bei der umbuhlten Frau die nächste unredliche Veranlassung, auf welche hin die vier Männer ihre Knochen in die Erde legen müssen.

Es gehören für beide Liebende ungeheuer gesunde, vorwärtsstrebende Nerven der Lebenslust dazu, um die vier Pfähle ihres künftigen Eheglücks auf vier Gräbern zu errichten und sich im Innern dieser Häuslichkeit harmonisch befriedigt zu fühlen.

Haben sie aber diesen Ausgang beabsichtigt? Allerdings nein, sie haben gar nichts Vernünftiges beabsichtigen können, aber sie nahmen das Dargebotene mit Dank an. Sollen sie nun Angesichts einer Liebe ohne Hindernisse entsagen? Gewiß nicht, denn das hieße nur für einen unglücklichen Zufall sich selbst durch vollständige Entziehung eines Glücks bestrafen, das auf einer Grundlage so gräßlicher Vorgänge nur noch ein sehr bedingtes, getrübtes und wehmüthiges sein kann.

Gesetzt nun den Fall, ein Autor wollte wirklich eine solche Be-

gebenheit darstellen, so müßte er es mit poetischer Wahrheit und sittlicher Gerechtigkeit thun. Es würde dann für dieses ernste, tief in die Geheimnisse des Menschenherzens eingreifende Thema eine ganz andere Charakterentwickelung und psychologische Motivirung nothwendig sein, und die Farben des Gemäldes, anfangs heiter, üppig blühend und jugendlich übermüthig, müßten zum Schluß in ein sehr düsteres Colorit übergehen, und man würde zwischen dem dämpfenden Schlagschatten der Melancholie das Licht der sinnlichen Lebensfreude nur noch in kurzen Augenblicken wehmüthig aufblitzen und dahinflackern sehen, bis es in neuen Dämmerungen erstürbe. Erst die Zeit könnte durch ihren beruhigenden Schleier die einstige Gegenwart in ein Traumbild verwandeln, das nur noch dem scharfen, rückgewandten Auge der Erinnerung sein schreckversteinerndes Medusenhaupt enthüllte.

So wie die Erzählung jetzt ist, machen die beiden Hauptpersonen derselben einen sehr leichtfertigen, verletzenden, peinlichen, ja unheimlichen Eindruck. Man fühlt sich gemißbraucht, daß man anfangs für sie interessirt und erwärmt wurde. Es giebt wohl in der Wirklichkeit Länder und Zeitläufe der rohen Entwickelung, in denen ein Menschenleben und das höhere Moralgefühl als nichts geachtet werden; jedoch in der Poesie giebt es kein solches Eldorado der Willkür, der irdischen Glückslotterie und kecken, rücksichtslosen Freibeuterei. Hier herrscht das ethische Gleichgewicht, welches nicht, wie das europäische, eine verhüllende Phrase ist, die man sich beim diplomatischen Congresse wie ein dunkles Taschenspielertuch hinüber und herüber wirft, damit man darunter mit den Händen desto besser escamotiren und das Geeignete verschwinden lassen kann.

Ebensowenig wie „gut“ und „billig“ zusammen vereinigt zu sein pflegen, ebenso selten geschieht es auch, daß sich „individuell

vollendet" und „rasch im leichten Wurf geschaffen" mit einander verbinden. Ein großer Segen liegt dagegen in der Langsamkeit des Arbeitens. Mag auch die Production sich schnell ergießen, was sind zur Gestaltung und Abrundung ihres Materials Wochen und Monate!

Solche Ansichten, Reflexionen und Rathschläge sind aber jetzt nicht mehr zeitgemäß; man erblickt darin einen veralteten Zopf, von dem das endgültige ästhetische Urtheil der Literaturgeschichte in Wahrheit freilich nichts weiß. Ihm kommt es nicht darauf an, wie viele Erzählungen ein talentvoller Schriftsteller in verschiedenen illustrirten Zeitungen, Monatsheften, Journalen und Büchern jährlich zu Markte gebracht hat, sondern es fragt nur danach, wie diese Erzeugnisse sind. Allerdings hat die Aesthetik auch gut fragen und kritisiren, denn sie ist eine Idealistin, die nur vom guten Geschmack lebt und für menschliche Bedürfnisse, als da sind Honorare und Leihbibliothekengerichte, kein Gefühl besitzt.

Anziehungskraft der Natürlichkeit und Brutwärme des Fleißes.

Louis Ulbach: „Herr und Madame Fernel.“

Im Durchschnitt sind die Romane der Franzosen, die stets so viel Einfluß auf uns übten, gedrängt voll Handlung, ganz im Gegensatz zum Geiste unserer Zeit, der es mehr mit Gefühlen und Gedanken als mit Aktionen zu thun hat. Ferner ist jene Handlung gewöhnlich eine sehr materielle, abenteuerliche, und während sich die Liebenden im Arme halten, und der ruhigen Sicherheit hingeben, schleicht hinter ihnen die Intrigue her und führt den Nebenbuhler oder den eifersüchtigen Gatten mit Gift und Dolch in ihren Rücken. Die Nächte haben Augen, die Wände Ohren und als Nahrung für diese Spione hegen die meisten Personen eine unerlaubte Neigung. So geht ein unnatürlich bewegtes, forcirtes Leben durch den Roman, so überfüllt und springend, wie es die kurzgemessene Zeit eines Bühnenstücks verlangt, wie es aber die breite epische Entfaltung einer erzählenden Dichtung nicht ertragen kann.

Der deutsche Roman ist dagegen viel reicher an Worten und ärmer an Thaten, wenn sich auch in jüngsten Tagen eine Schule oder vielmehr ein Schülerthum gebildet hat, welches den Fehler zu häufiger

Reflexion gut zu machen sucht durch eine nebeneinandergeschachtelte und unmotivirt dargestellte Fülle stofflicher Begebenheiten.

Im Gegensatz zu jenen Eigenschaften des französischen Prosaepos, muß man sich wundern, bei unsern Nachbarn jenseit des Rheines einen neueren Roman zu finden, der selbst den einfachsten deutschen an Magerkeit der Handlung bei weitem übertrifft, im Vergleich zur Manier seiner Landsleute aber als reiner Rückschlag erscheint; und dabei darf man ihn wegen vieler Eigenschaften eine treffliche, ja ausgezeichnete Arbeit nennen, welche die Beachtung rechtfertigt, die sie in Frankreich gefunden hat.

Es ist Herr und Madame Fernel, von Louis Ulbach, einem Schriftsteller deutscher Abstammung, wie schon der Name zeigt. Die Geschichte umfaßt zwei Bände, und die ganze Handlung besteht darin, daß eine junge, reiche und sehr kokette Wittwe aus Paris in einer Provinzialstadt, wohin sie aus Zufall und Langeweile gereist ist, einen armen, jungen, aber gescheidten Journalisten kennen lernt, sich in ihn verliebt und endlich in seiner und eines Hausfreundes Gesellschaft nach Paris zurückreist, um ihn zu heirathen. Mit dem Bericht, daß die Heirath geschlossen werde, schließt das Werk.

Im Ganzen spielen nur fünf Personen mit, denn die andern vier, die etwa noch sichtbar werden, stehen vorzugsweise im Hintergrunde. Die Scene geht in der Provinzialstadt Troyes vor, bei einer Jugendfreundin der Pariserin, welche diese besucht und in ihr den Contrast zu sich selbst, eine fromme, sittsame, tugendhafte Weiblichkeit in vereinter Gestalt von Gattin, Mutter, Hausfrau und Wohlthäterin der Armen findet. Der Gemahl dieser Madame Fernel ist ein wohlhabender, gesunder, gutherziger Biedermann. Beide sind sehr ausführlich geschildert und repräsentiren die eheliche Idealität der Provinz mit dem ganzen Aparat ihrer häuslichen Beschränktheit.

In diesem Kreise ist der Journalist Hausfreund, und wir erblicken nichts weiter, als einige Soiréen in und außer dem Fernel'schen Salon, in welchen es sich nur um Wortgefechte und Hofmachereien, besonders zwischen dem jungen Literaten und der schönen Wittwe aus dem modernen Babylon handelt. Es wird dabei die Blasirtheit und frivole Lebensauffassung der sich selbst langweilenden, mißtrauenden und sittlich untergrabenden Pariser Welt von feinem Ton gezeigt; einige Stadtklatschereien der soliden Provinz treten mitagirend hervor; ein trefflicher Doktor, ein Vertrauensmann und edeler Kern in rauher Schale, wie solche Aerzte in Lustspielen längst verbraucht worden sind, schürt, versöhnt und vermittelt die Parteien, und durch unermüdliches Bohren, Intriguiren und endloses Hin- und Herreden gelingt es zuletzt den Wünschen der Meisten, jenen verliebten Journalisten mit Madame de Soligny zu vereinen. Es wird durch die Verbindung zugleich das Gewissen und die Seelenstimmung der Madame Fernel in doppelter Weise befreit, denn erstens hat ihr sonst so einfacher Gatte angefangen, der glänzenden Erscheinung der Residenz gegenüber sich schöner, in seiner Lage unpassender Empfindungen fähig zu zeigen, und zweitens ist die Gemahlin desselben durch ihren keuschen Pietismus doch nicht davor bewahrt geblieben, dem jungen Schriftsteller eine gewisse unausgesprochene, aber doch mehr als mütterliche Theilnahme und Herzenssympathie zuzuwenden. Die gottesfürchtige Scheu vor dieser Sünde und die Furcht vor ehelicher Vernachlässigung und vor Disharmonierung eines glücklichen Lebens beschleunigen ihre Bemühungen als wohlthätige Kupplerin für das junge Paar.

Madame Fernel ist so über alle Maßen bigott, daß sie es für eine Unsittlichkeit hält, andere als schwarze nonnenartige, ihre jugendliche Schönheit bis auf Hände und Gesicht verhüllende Gewänder zu

tragen und sich um etwas Anderes, als Kirchendienst, Kinderpflege und Hausordnung zu bekümmern. Sie hat es seit zehn Jahren so gehalten. Um aber ihren Gemahl wieder zu sich zurückzuführen, entschließt sie sich auf Anrathen des erwähnten Hausarztes, zu dem üblichen Mittel, ein wenig Koketterie und Rivalisation zu treiben. Sie erscheint ausgeschnitten, bloßarmig, singt Schubert'sche Lieder mit Seele und entwickelt in der Conversation zum ersten Male seit ihrer Ehe Geist, den sie wie einen alten Perlenschmuck in den Speicher der häuslichen Oekonomie eingeschlossen hatte und nun beliebig hervorholt. Dies pflegt sonst den Leuten nicht zu glücken, aus dem einfachen Grunde, weil Menschen von Geist diesen niemals auf die Dauer einzupacken vermögen, denn man kann ihn ebenso wenig verbergen, als seine Figur und sein Gesicht. Diese so geschickt gestellte Gimpelfalle wirkt auf Herrn Fernel.

Nachdem er sich wieder zu seiner Pflicht hat einfangen lassen, und ihre Freundin mit den brandstiftenden Augen unschädlich gemacht, nämlich unter die Haube gebracht und nach Paris spedirt ist, nimmt sich Madame Fernel nicht etwa die Frauenpflicht zur Lehre, die verliehenen Naturgaben und Reize auf eine erlaubte und lebenverschönernde Weise zur Wohlerscheinung zu bringen, sondern sie fällt mit jener plumpen Dickköpfigkeit der Tugendprüderie in ihre alte Gewohnheit zurück, macht aus dem seidenen Kleide eine Kirchenfahne und mummt sich wieder in die klösterliche Tracht, mit deren Anblick ihr gebesserter Mann, dem sie ein abermaliges Kind schenkt, zufrieden sein muß.

So lange keine neue Sirene aus Paris auf Besuch kommt, wird dies Herr Fernel auch, denn er ist ein capitaler Ehemann und, trotz aller Bravheit, ein ebenso interesseloser als uninteressanter Mensch.

Auch Jules Regnauld, der Heirathscandidat, ist keineswegs eine leidenschaftliche, hinreißende poetische Persönlichkeit, vielmehr ein berechnender, geistesscharfer Verstandesmensch, ein energischer Charakter, bis jetzt ohne Glück, aber übrigens durch seine tapfere Schmiedung des Eisens, so lange es warm ist, dazu geschaffen, Carrière zu machen.

Seine Mutter, nur wenig hervortretend, stößt die Theilnahme des Lesers durch die kalten, grauen speculirenden Augen ihrer unverwüstlichen lebenspraktischen Bürgerlichkeit zurück. Altgeworden im Frohndienst der Nothwendigkeit, ist sie die Prosa der Utilität, die personificirte Berechtigung des Egoismus, der Frohndienste am Schubkarren des Selbsterhaltungstriebes thun muß.

Was endlich die bewegende Kraft, die Pariser Salondame mit ihrer ewigen Balltoilette des Geistes, anlangt, so macht sie einen sehr entrüstenden und nicht einmal pikanten Eindruck. Der Verfasser hat zwar den feinen Zug angewandt, sie weder gemein noch bösartig darzustellen; aber ihr herzloses Komödiantenthum und ihre matte Oberflächlichkeit, die nicht einmal Kraft und Muth zum Lebensgenuß hat, empört das sittliche Gefühl immer, sowohl wenn sie weich gestimmt wird, als wenn sie Medisance, Bohrerei, Stichelei und Klatscherei treibt. Sie wird endlich im Kampfe mit der Reellität so unbedeutend, daß sie nur noch ein redender Kleiderstock ist.

Somit wäre denn die Composition des Romans vom künstlerischen und poetischen Standpunkte aus dürftig, ja jämmerlich genug, während die Personen sämmtlich nicht geeignet sind, die Theilnahme der Leser in Anspruch zu nehmen.

Gewiß sind das bedeutende Fehler, man sollte glauben genügend, um das Werk von vorn herein zum eclatanten Fiasko zu bringen.

Und dennoch — es gefällt.

Eine fast fortdauernde, nicht materielle, sondern geistige Spannung des Lesers ist es, welche dieses Wohlgefallen hervorruft.

Wie aber war es dem Schriftsteller möglich, bei solchen einfachen, an sich gewöhnlichen Stoffen, bei einem solchen Mangel an ausströmender Wärme in seinen Personen dennoch eine Spannung des Geistes hervorzurufen, die uns bei der Lektüre nicht nur an-, sondern sogar aufregt? Ist es die Neugier nach dem endlichen Resultat der Begebenheit? Oder die Parteinahme für den wünschenswerthen Sieg eines sittlichen Prinzips? Sind es endlich phantastische, blendende Beigaben, wie sie schon so mancher Autor zur Verzierung des kahlen Baues seiner Composition wirkungsvoll verwandt hat?

Keins von alledem!

Was hier Eindruck macht und das Interesse bindet sind vielmehr die tiefe, psychologische Motivirung, die treffliche Führung des Dialogs und zuletzt die gründliche, klare Charakterzeichnung.

Wir sind in den meisten Romanen gewohnt, die Menschen nicht sagen und thun zu sehen, was ihre individuelle Natur bestimmt, wohl aber was der Dichter für nothwendig erachtet, damit seine unlogisch angelegte Aktion eine Schürzung und Auslegung erhalte. Die Personen führen sonach einen Dialog der Willkür und haben in jeder Scene eine andere Natur und ein anderes Gesicht, so daß, um in einem lächerlichen Bilde zu reden, ein und derselbe Mensch geistig bald blond, bald braun, bald groß, bald klein, bald schlank, bald corpulent und, wenn es endlich rathsam wird, sogar bucklig ist.

In Ulbachs Roman ist dagegen Alles streng und gewissenhaft durchgeführt. Die handelnden Figuren bleiben ihrem Wesen und

ihrer Haltung getreu, und es sind mit seltener Psychologie die geheimsten Züge ihrer Seele, die unscheinbarsten aber oft thätigsten Hebel ihrer Handlungen ans Licht gezogen.

Eine solche Darstellung macht die unbedeutensten Gestalten so fesselnd, wie uns jede reale Erscheinung wird, wenn sie unserm geistigen Auge in ihrer Wirkung zu andern Individuen nahe gerückt ist. Der meisterhaft erzählte Kampf zwischen zwei Kellerasseln kann ebenso spannend sein, als der zwischen Hektor und Achilleus.

Dabei findet in der Debatte und Wechselrede sowohl, als in der erzählenden, vom Verfasser gesprochenen Darstellung eine frappante Gedankenpointirung statt, feine Bemerkungen und Beobachtungen blitzen wie facettirte Steine im Schmuck des Vortrags und eine ätzende Satire hält die Geschmacksnerven beim Genusse frisch.

Ein solcher ist in der That die Lektüre dieser Erzählung und zwar sehr geistiger Art, denn es fesselt uns nicht, was geschieht, sondern wie es geschieht.

Bei den Gemüthsbewegungen und Leidenschaften sind die zartesten Nüancen der Stimmung blosgelegt, vorzüglich im weiblichen Naturell.

Dieß Alles verleiht den Eindruck der Wahrheit und Natürlichkeit und daneben für die Leser das schmeichelhafte und beruhigende Gefühl: Der Autor habe ihn und die Kunst so hoch geachtet, daß er eine Arbeit darbrachte, die mit der Sauberkeit eines gewissenhaften Fleißes durchgeführt ist.

Sollte einst Louis Ulbach das Glück haben, einen reicheren, poetischern Stoff mit mehr Ausgiebigkeit für Leidenschaft und Phantasie und mit mehr Impuls der Herzenswärme zu wählen, so wird

er bei einigem Compositionstalent und Sinn für Erfindung die meisten Romanschreiber als flüchtige Fabrikarbeiter aus dem Felde schlagen.

Ein solches rein menschlicheres Sujet würde dann auch in größeren Kreisen Verständniß finden, während hier dem deutschen Gemüth viele Einzelnheiten aus der Lebensgewohnheit und Denkweise des französischen Naturells verschlossen bleiben.

Die Innigkeit der Conception und die Resignation der Oekonomie.

Rudolph Töpffer: „Rosa und Gertrud."

Leichtfertigkeit und gymnasiastenhafte Flüchtigkeit unserer modernen Erzähler gewöhnen uns leider daran, im Roman und in der Novelle nichts weiter als materielle Handlung zu erwarten und gewöhnlich dabei einen Personenreichthum zu finden, der die schönen, harmonischen Bewegungslinien in der Composition jedes wahren Kunstwerkes verzerren und mit seinem Ballast erdrücken muß. Selbst für wichtige, tief in die Handlung eingreifende Figuren finden die neuen Verfasser wegen des hastigen wüsten Gedränges in ihren Romanen keine Zeit mehr; wir sehen lauter Silhouetten, schemenartige Schattenrisse an der Wand, und diese unwürdigen, nicht fertig gemachten Fragmente werden mit der Benennung „leicht skizzirte Charaktere" beehrt, während man sie als unnütze Karrikaturen aus dem Tempel der Kunst hinausjagen sollte.

Wenn man eine ältere klassische oder eine der wenigen neueren guten Erzählungen liest, z. B. einige der ersten Dorfgeschichten Auerbach's, Melchior Meyr's, oder meinetwegen auch einige kleine

Darstellungen von Theodor Storm, Adalbert Stifter oder Paul Heyse, so gewahrt man durchschnittlich im Gegensatz zur modernen Manier oder vielmehr Manierirtheit eine sehr einfache, nicht beschleunigte, sondern vielfach retardirte Handlung, — eine Eigenschaft, die ja gerade im Contrast zum Drama dem Epos charakteristisch ist; daneben wenig Personen und unter ihnen nur diejenigen minder ausgeführt, die wie manche Gestalten eines historischen Bildes als vermittelnde, bei der Handlung schwach betheiligte Glieder im Halbdunkel des Hintergrundes stehen; außerdem zeigt sich immer ein sorgfältiger Dialog, denn wem es Ernst ist zu charakterisiren, der kann als Dichter zum Dialog Geist und natürliche Originalität nicht minder entbehren, als der Jäger das Blei zum Treffen: mit dem bloßen Pulver ist es für den Letzteren ebensowenig gethan, wie mit plappernden Worten für den Ersteren.

Der Poet von Kunstbewußtsein wird sich auch hüten, seinen Gestalten zu viel Fülle weichen Fleisches und zu wenig feste Knochen zu geben. Es hat seine guten Gründe, wenn echte Künstlernaturen wie Benvenuto Cellini und Lionardo da Vinci so sehr die Knochen priesen und sich immer nicht an der Schönheit derselben und an den Reizen eines nackten Gebeines oder gar eines ganzen Skeletts satt sehen konnten. Sie meinten nämlich ganz richtig, man sehe nur im Knochen den architektonischen Zusammenhang und den eigentlichen geistigen Sinn der Zeichnung. Dasselbe läßt sich auch auf die Poesie anwenden: haben nämlich die einzelnen Figuren genug Knochen, das heißt Zeichnung des Charakters, so wirkt das auch auf die Motivirung der Handlungen und auf die gesammte Natürlichkeit der Composition günstig zurück.

Sobald nun ein Dichter das will, was die Klassiker stets wollten, — eine einfache Handlung mit wenigen Figuren sinnreich zu Ende führen und dabei einen poetischen Grundgedanken, eine reine menschliche Wahrheit verwirklichen: so ist der Autor bei diesem Streben ganz von den Hülfsmitteln eines vielfarbigen, geräuschvollen Blendwerks entblößt und einzig und allein auf die Macht seines guten Genius angewiesen. Die ruhige Natur und die durchsichtige Art seiner Arbeit läßt das Auge der Leser so dauernd auf deren wenigen Einzeltheilen haften, daß sich sogleich die Mängel und die Lebensunfähigkeit dieser oder jener Personen, eines oder des andern Ausspruchs verrathen würden. Der moderne Roman, in dem die zahlreichen Personen gewöhnlich, wie ich oft wahrgenommen habe, gleich einer Hammelheerde an dem Leser vorübergetrieben werden, macht es diesem schwer und es lohnt auch kaum der Mühe, unter jenem poetischen Schlachtvieh die dreibeinigen Lämmlein und räudigen Böcklein von den gesunden zu unterscheiden.

Im Gegensatze zu dieser wüsten Bravourschreiberei ist eine Dichtung Rudolf Töpffer's „Rosa und Gertrud" (von Eitner sehr löblich übersetzt) eine so liebevolle, warme, mit so viel Innigkeit und festgebundener Kraft geschaffene, daß sie in unserer Zeit zu einem labenden Genusse für Seele und Verstand wird. Vier Personen und nur noch einige niemals näher herangezogene Nebengestalten; eine Handlung, in der wenig geschieht und die sich nur von dem Häuschen einer Straße bis in das einer andern bewegt; die Wirkungen einer Schicksalswendung, welche einfach ist, aber zu den mächtigsten Conflicten führt und den Strahl der Empfindung in den reichsten Farben auf dem dunklen Grunde des Gemüthes bricht; eine Magie des Interesses, die sich auf nichts, als

auf die psychologische Wahrheit der Darstellung stützt und den Leser bei jedem Worte, bei jeder kleinsten, an sich unbedeutenden Wendung der Zustände bis zum letzten Augenblick in Spannung erhält; ein gänzliches Verschmähen aller zum äußerlichen Schmuck dienenden geistreichen Reflexionen und glänzenden Feuerwerke dichterischer Phantasie; ja im Gegensatze dazu der simple Ton, wie ihn das treuherzige Referat eines alten Mannes schlicht und anspruchslos über seine Lebenserinnerungen anschlägt: das sind einige von den beschränkenden Eigenschaften, die den Verfasser gerade befähigt haben, innerhalb ihrer Grenzen sich einen holden, blühenden Hausgarten der Poesie zur Herzensfreude des Lesers entfalten zu lassen. Denkt man ferner daran, wie widerwärtig heutigen Tages in der Literatur die moralische, religiös-kirchliche Richtung in eine tendenziöse Koketterie, in eine phrasenreiche Salbung des Pietismus auszuarten pflegt, alle wahrhaft Fromme, ja alle reine Denker durch Heuchelei, durch Fanatismus oder Engbrüstigkeit der gesunden Vernunft verletzend; — faßt man diese traurigen Beispiele in's Auge, die der modernen Epoche eigentlich die Fähigkeiten absprechen möchten, im Geiste der Wahrheit und im Bunde mit der Poesie fromm und gläubig zu sein: so muß man über die sittliche Liebenswürdigkeit erstaunen, mit welcher der Dichter das Ziel der Andacht, der Glaubenstreue, der wahren Religiösität in seiner Darstellung festgehalten und glücklich erreicht hat. Der erzählende Held seines Buches ist ein Prediger, dessen Sohn ein Pfarramtscandidat; der alte Mann hält Predigten, die der Philosoph mit Rührung lesen wird; er schlägt die Bibel auf und selbst die Spötter werden ihm folgen; er spricht seine dogmatischen Ueberzeugungen aus, und selbst dem Zweifler eröffnet sich ein wehmüthiger Blick in einen Tempel der Liebe und Reinheit. Und das Alles sind nicht

die Früchte der Beredsamkeit, sondern die natürlichen Folgen einer Gesinnung, die aus der Grundlage der menschlichen Redlichkeit, aus der Uebereinstimmung zwischen Wort und Gedanke, aus dem kindlichen Bedürfnisse nach Erhebung und Läuterung der Seele durch ein überirdisches Ideal unbefangen hervorgehen.

Wenn bei einer Erzählung die Erreichung eines solchen Ziels nur durch die Begeisterung hervorgerufen werden kann, welche ein Schriftsteller zu seinem Stoff empfindet, so muß doch daneben noch die künstlerische Technik des Vortrags die Abrundung des Ganzen unterstützen. In dieser Kunstausübung ist Töpffer sehr glücklich gewesen, denn es offenbart sich ihm nicht nur ein weibliches Seelengemälde in den feinsten, zartesten Zügen, sondern er hat, um es so wiederzugeben, wie es vor seiner Einbildungskraft stand, im Dialog seinen Personen nie eine Idee in den Mund gelegt, die wohl zu ihrer Lage, nicht aber zu ihrem Charakter psychologisch paßt. Dieses Gesetz, welches ich in der Kunstgestaltung die Resignation der Oekonomie nennen möchte, ist unsern Schriftstellern heutigen Tages fast gänzlich abhanden gekommen, und mit ihm schwindet nicht nur der decente Geschmack sondern auch die Möglichkeit überzeugender Menschenmalerei.

Von deutscher Abstammung, ist Rudolf Töpffer auch im innersten Kern mehr ein germanischer als französischer Geist. Kommt doch bei „Rosa und Gertrud" der seltene Fall zur Erscheinung, daß diese deutsch empfundene Dichtung in unserer Sprache einen viel schöneren Eindruck macht, als in der französischen. Und jene Erzählung ist das beste Product Töpffer's, unvergleichbar mit seinen

Genfer Novellen, in denen er zugleich noch in seiner früheren Eigenschaft als Maler auftrat, hin und hergetrieben zwischen träumerischer Gemüthsinnigkeit und moderner Charivarikarikatur. Sollte es unsere Sympathie für ein gelungenes Werk abkühlen dürfen, wenn es für den Kenner das Zeichen fremden Einflusses an sich trägt? „Rosa und Gertrud" hat der englischen Literatur nicht mehr zu danken, als einem selbstständigen Talent jederzeit von großen Vorgängern zu entnehmen erlaubt ist.

Der sociale Monsterroman.

Victor Hugo: „Die Armen und Elenden."

Die Bildhauer des Alterthums hatten es weit darin gebracht, Statuen von übernatürlicher Größe so zu arbeiten, daß sie nicht nur, in angemessener Entfernung betrachtet, ungemein proportionirt aussahen, sondern in Wahrheit durch die schönste Harmonie der Verhältnisse entzückten. Ebenso haben es verschiedene Maler erreicht, in gewaltigen, figurenreichen Gemälden den strengsten Anforderungen der Kunst gerecht zu werden. Diese Fertigkeiten erhielten sich in beiden Künsten bis auf die neueste Zeit, wenn auch in der ersteren die antike viel häufiger Merkwürdiges geleistet hat und an Umfang ihrer Erzdenkmale nie wieder erreicht worden ist. Die viel angestaunte gigantische Bavaria mit ihrem Löwen würde gegen den Koloß zu Rhodos nur ein Kind mit einem Bologneser Hündchen gewesen sein. Und doch war, allen Nachrichten zufolge, jene rhodische Erzstatue ein Muster des Ebenmaßes. In der Malerei übertraf in dieser Beziehung die Glanzperiode der Italiener, Niederländer und Spanier die Griechen und Römer bei weitem, da das Wesen der alten Malerei auf die Simplicität der Plastik erbaut war und so zu

sagen ein Hautrelief in Farben gab, welches kaum mehr Perspective zu haben pflegte, als eine solche in der Sculptur zur Geltung kommt. Die moderne monumentale Malerei steht in jener Fähigkeit der Zeit des fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nicht nach.

In der Architektur hatte bekanntlich die antike Zeit die größte Fähigkeit, das Grandiose nach den Regeln der Schönheit zu bilden und die Proportionen richtig zu übersehen.

In keiner Kunst haben sich aber Schöpfungen von mächtiger räumlicher Ausdehnung so gesteigert, als in der Poesie, besonders in der Gattung des Romans. Der alte Roman in gebundener Form war in antiker Zeit das Epos, zwar sehr figurenreich, aber fast nie über die Länge eines Bandes hinausgehend.

Später hat man besonders in der Prosaform die Länge bis zu drei, vier, ja zehn Bänden ausgedehnt, wie wir ein solches Beispiel hier vor uns haben.

Ob diese Abnormität der wahren Kunst zum Vortheil oder Nachtheil gereicht hat, ist eine Frage, die sich für den gebildeten Leser beinahe ganz von selbst beantwortet.

Eine fast endlose Summe von Verwickelungen und Entwickelungen muß naturgemäß den Eindruck der Verwirrung machen, und es ist unmöglich, bei so vielen Personen jene ausführliche Richtigkeit in der Zeichnung aufrecht zu erhalten, welche in der Charakterschilderung einen nothwendigen Hauptbestandtheil eines guten Romans ausmacht. Ebenso unthunlich würde es für den Leser sein, jene Masse von Personen wirklich aufzufassen und im Gedächtniß zu erhalten, wenn es auch dem Dichter gelungen sein könnte, sie in Linien und Farben trefflich darzustellen. Der Ueberblick und die Conception des Menschengeistes

sind beschränkt. Es ist hierfür ein gut erläuterndes Beispiel, daß ein nicht besonders geübtes Auge, ohne speciell zu zählen, momentan nicht mehr als fünf Gegenstände ihrer Zahl nach begreifen kann. Eine ähnliche Begrenzung findet im Geistigen statt.

Die Natur der Dichter fühlt die Schwierigkeit, mit welcher sie zu kämpfen hat; sie strebt unbewußt nach Vereinfachung, und da ihr eine solche bei einer vorsätzlich überreichen und übergroßen Composition nicht erlaubt ist, so sucht sie durch Gliederung sich den gewaltigen Stoff einzutheilen.

So zerfallen denn ganz von selbst die meisten der breiten Monsterromane in einzelne Episoden, man könnte ebensogut sagen, die Gruppen ihrer Composition lösen sich in Novellen auf, die nach einer bestimmten Richtung hin gegenseitig ineinander greifen und, ohne ein plastisches Ganzes zu bilden, wenigstens eine Gesammtidee verfolgen.

Das Gewöhnlichste, aber wahrlich nicht das Geringste, welches dabei den Schriftstellern begegnet, ist in der Regel die kleine Fatalität, daß ihnen über die vielen Nebenepisoden und Nebenfiguren, in die sie sich bei der technischen Ausführung hineinarbeiten, die anfängliche Bedeutung ihres eigentlichen Hauptthelden abhanden kommt, — ganz entgegenstehend ihrer eigentlichen Exposition. Entweder werden sie dann genöthigt, ihn im Sande der Alltäglichkeit sich verbluten zu lassen, gleich dem stolzen Rheinstrom, oder sie müssen durch unerwartete Gewaltsamkeit ein halbes Dutzend solcher unliebsam herangewachsener Nebenpersonen umbringen, die dem Hauptthelden am Leben des allgemeinen Interesses zehren. Dieses Schauspiel genießt man nicht selten, und der Leser fühlt sich dadurch mit dem Poeten von einem Theile seiner Last angenehm befreit, denn eine

Last ist es in der That, seine Herzenssympathie auf so verschiedene Punkte vertheilen zu müssen.

Ich habe noch nie gehört, daß das Labyrinth zugleich ein schönes Gebäude gewesen wäre. So kann denn auch bei einem literarischen Labyrinthe, bei einem Riesenromane selbstverständlich von schöner Steigerung, von Peripetie, von Harmonie im Colorit nicht viel die Rede sein, und man muß sich befriedigt fühlen, wenn der Verfasser durch Einzelwirkungen für die fehlende Macht einheitlicher Totalität entschädigt. Der Leser wird vorzüglich auf die geistige Tendenz eines solchen Werkes Gewicht legen müssen, ohne sich darüber zu alteriren, daß ihm die verschiedenen Haupttheile desselben nicht lieber als verschiedene Ganzheiten vorgelegt sind, für deren individuelle Vollendung doch eine Möglichkeit existirte.

Mit solchen gemäßigten Anforderungen hat man jeden Monsterroman zu betrachten, wenn man dem Autor nicht Unrecht thun oder sich selbst um jeden Genuß bringen will. „Die Geheimnisse von Paris,“ „die Ritter vom Geiste,“ „der Zauberer von Rom,“ „der deutsche Krieg“ („Junker Hans“ und „Waldstein“) gewinnen nur durch jene Auffassung eine gewisse Berechtigung.

Auch „die Armen und Elenden“ Victor Hugo's gehören zu diesem Genre des gigantischen Monsterromans, und theilen die Schwächen, welche ihm eigen sind. Von den Vorzügen dieser umfangreichen Romangattung kann ich nicht sprechen, da mir jene Vorzüge bis jetzt unbekannt blieben: das Gute, was man in einem Werke von vierhundert Motiven leisten kann, vermag man besser in mehreren einzelnen Compositionen durchzuführen. Eins aber vermag man in ihnen nicht so gut: durch überreiches stoffliches Interesse die Phantasie des Lesers gefangen zu halten und sein Endurtheil so lange zu verzögern, bis er selbst keine Lust mehr hat, es zu fällen.

Die Aufmerksamkeit des Publikums wird bis zur Ermattung in Beschlag genommen.

Das klingt Alles sehr einschränkend, fast abweisend. Und dennoch wird Victor Hugo's Roman in der Literaturgeschichte ein Resultat erringen, welches eine große Ausnahme von der für diese vielbändigen Werke geltenden Regel macht, es werden ihn nämlich viele Leser von gründlicher Bildung in ihrem Leben zweimal lesen, wenigstens einzelne Abtheilungen davon, und das ist gewiß eine ungewöhnliche Errungenschaft.

Und hat dieses Werk nicht außerdem die üblichen, uns Deutschen so unangenehmen Fehler des modernen französischen Romans? Gewiß, es wird zum Theil ganz beschattet davon. Es ist nicht mehr nöthig, noch eine Lanze gegen jene bekannten Fehler und Mängel zu brechen; ohne Verwunderung wird man daher auch bei diesem Opus Victor Hugo's ein oft übertriebenes grelles Colorit, forcirte Spannungen, abenteuerliche Wendungen, nicht sittenstrenge Gewissenhaftigkeit in der Motivirung und ein bekanntes Haschen nach Effecten finden. Das Herz des Zuschauers wird gelegentlich da gefoltert, wo sich bei ihm eine schwache Seite vermuthen läßt. Der Verfasser schweift nach Belieben ab und übertreibt durch das Aufsuchen schauerlicher Situationen.

Eine vorzüglich consequent verfolgte Tendenz aber ist es, welche bei diesem Roman jene Schwächen zuweilen bewunderungswürdig überträgt.

Es war die Absicht des Verfassers, durch eine fesselnde, gemütherschütternde Erzählung, die in alle Verhältnisse des Lebens tief eingreift, zu beweisen, wie nöthig es sei, dem Volke zu einer sittlichen und intelligenten Bildung mit allen Kräften des Staates Gelegenheit zu verschaffen und da als öffentlicher Pädagog und Vormund

einzutreten, wo der Jugend, überhaupt allen mit Hindernissen Ringenden ein natürlicher Schutz fehlt. Das Werk entrollt die traurigen Resultate der modernen Kultur- und Socialgeschichte, welche vorzugsweise nur für die höheren Stände Lichtpunkte zu verzeichnen, hat und die große Masse in einer unerfreulichen Dämmerung findet.

Die Erzählung brandmarkt die Unterdrückung des vierten, in seiner stofflichen Kraft die Welt zusammenhaltenden Standes, eine Unterdrückung, die nicht immer im Buchstaben des Gesetzes, sondern oft nur in der herkömmlichen Art liegt, wie dieser Buchstabe gelesen und ausgesprochen wird. Es sind die Beeinträchtigungen gezeichnet, welche den sogenannten gemeinen Mann in desperate Lagen versetzen und sein Wohl vergiften. Die gefährlichen Katastrophen, denen die gesellschaftlichen Zustände in ganz Europa entgegengehen, schauen wie drohende Gespenster hinter den Coulissen dieses Werkes hervor.

Es fragt sich, was eigentlich die Hauptprobleme unseres gesellschaftlichen Lebens sind? Wenn wir diese wissen, so haben wir auch die wesentlichsten Aufgaben für die Dichtung der Gegenwart, deren dominirende Gattung der Roman ist und noch lange bleiben wird.

Die wichtigste Frage unserer Zeit, aller gebildeten Länder, Staaten, Regierungen und Philosophen ist sicher nicht eine politisch diplomatische, sondern eine sociale. Es ist die Frage, wohin der Pauperismus, die Geldnoth der mühsam Arbeitenden, die ungünstige, schattenreiche Stellung des Niedrigsten im Gegensatz zur Speculationswuth des wuchernden Reichthums die menschliche Gesellschaft führen wird.

Wie ein Gesicht der Zukunft wurde es tausend Hellsehenden klar, daß wir zu einem verworrenen, unglückverrannten Wendepunkt

kommen müssen, zu einer Verwickelung, die in der Eile nicht mehr gelöst, sondern von wilden Händen wie ein gordischer Knoten zerhauen werden wird; ja daß wir zu einem socialen Mißgeschick um so rascher hinabgelenkt werden, da das bureaukratische Bevormundungssystem des europäischen Staats charakterlose Hohlköpfe zu einflußreichen Stellen befördert, während das Talent, während der Genius vorzugsweise darauf angewiesen sind, zu privatisiren, desto sicherer zu privatisiren, wenn man Selbstgefühl und moralische Ueberzeugungen bei ihnen vermuthet.

Noch ist die Weisheit Keinem gekommen, die Mittel zu entdecken, die geeignet wären, als sittliche Medicin der verzweifelten Krankheit vorzubeugen. Aber auf sie hinzuweisen, sich mit dem rechtzeitigen Erkennen derselben zu beschäftigen und sich nicht einschläfern zu lassen von dem momentanen Zusammenhalt der Ordnung, das ist eine Pflicht, der sich denkende Geister nicht entziehen dürfen.

Es genügt nicht, daß ein Haus wahrscheinlich für den jetzigen Besitzer noch halte; ein treuer Hausvater möchte auch für die Erben eine Aussicht der Dauer haben. Wo aber bleibt die Hoffnung, wenn die Grundmauern geborsten und die Balken des Daches verfault sind? Flicken und Zukitten hält nur für den Tag. Ob es möglich sein wird, ein anderes Grundgewölbe aufzuführen, ohne das Ganze abzutragen, das muß die Zukunft lehren, und die Baumeister suchen nach einer Methode für solche Reparatur.

Um die gesellschaftlichen Uebelstände zu verbessern, muß man sie erkennen.

Wer aber wird am meisten dazu beitragen, dies Erkennen möglich zu machen?

Etwa die Behörde, welche das Register über die Armen und

Unglücklichen führt, die lasterhaft, aber dadurch satt geworden; oder redlich geblieben, aber in Hunger und Bedrückung verkommen sind? Etwa die Kriminal-Gerichte, welche wesentlich über die Processe der Begüterten gegen die leeren, verzweifelten Hände entscheiden?

Durchaus nicht!

Jene begnügen sich mit einer statistischen Aufzählung, die in den Büchern todt bleibt; diese mit einer Beurtheilung nach dem Buchstaben des Gesetzes, die sich nicht darum zu bekümmern hat, ob das moralische Recht diese Beurtheilung zuweilen verdammt.

Es bleibt immer nur eine einzige Kraft, welche den Jammer des vierten Standes liebevoll mitempfinden und durch wahrheitsgetreue Beleuchtung dem menschlichen Herzen nahe rücken wird.

Diese Kraft ist die Poesie, keine andere.

Selbst das Verdienst; welches Parlamentsredner sich zuweilen um jene Sache erwarben, war ein literarisches, denn die Siege ihrer Beredtsamkeit gründeten sich auf den erschütternden Vortrag eines literarischen Gemäldes, das nur zufällig, des Ortes wegen, nicht in Form eines Buches gegeben ward. Uebrigens sind die Lanzen, welche die Kammern bis jetzt für den vierten Stand gebrochen haben, mehr vom Schilf als von der altdeutschen Esche genommen. Ihr schwacher Stoß prallte noch immer ab von dem großen goldenen Schild, den sich die Aristokratie und Geldbourgoisie mit vereinten Kräften vorhalten, obgleich sie sich dahinter gegenseitig eine Fratze der Verachtung schneiden.

Wir sind also wesentlich auf die Literatur angewiesen, wenn wir einen Anwalt für den bedrückten Theil der Bevölkerung suchen.

Jede europäische Literatur hat Werke genug aufzuweisen, die in dieses Kapitel einschlagen, auch die deutsche. Doch ist diese so

arm an bedeutungsvollen Arbeiten der Art, wie sie arm an echten Romandichtern, nicht Schreibern, ist. Unsere größeren neuen Erscheinungen sind politischen und religiösen Fragen, idealen Herzenconflicten, oder einer historischen Vergangenheit, sowie dem realen Werktagsleben gewidmet, z. B. die Romane von Alexis, König, Gutzkow, Auerbach, Freitag. So auch das pseudonyme Werk dissolving views.

Englische Literaten haben sich mehr den Interessen des vierten Standes gewidmet. Indessen suchen sie dabei vorzugsweise den poetischen Stoff, das Drastische, weniger das Humanistische als Selbstzweck.

Am meisten erwarben sich in dieser Sphäre der Literatur die Franzosen ein Verdienst. Es kann nicht davon die Rede sein, die hauptsächlichen Werke durchzugehen, welche hier einschlagen.

Ich will die Leser nur auf einen Roman hinweisen, der alle europäischen Landesgrenzen überschritten und seiner Zeit eine ungeheure Popularität erreicht hat. Dennoch ist mit einer gewissen Vornehmheit herabsetzend darüber geurtheilt, und man hat sich damit begnügt, ihn von einem ideal-ästhetischen Standpunkte aus eine rein abenteuerlich-stoffliche Unterhaltungslectüre zu nennen. Das war ungerecht, denn wenn es auch wahr ist, daß in ihm die sittliche Absicht nicht rein, sondern mit romantisch-materialistischen Tendenzen gemischt erscheint, so darf man doch nicht schlechtweg Kupfer nennen, was zwölfkarätiges Gold zu heißen verdient. Welcher Juwelier des Geistes bearbeitet überhaupt lauteres Gold? und wo findet man es ohne Zusatz?

Jener große, noch immer begierig gelesene Roman, oder vielmehr jenes Conglomerat gemischter, im Hochofen der Phantasie zusammengeschmolzener Romanerze sind Eugen Sue's „Ge-

heimnisse von Paris." Zugegeben, daß die Schilderungen der Volksbedrückung oft ebenso sehr novellestischer Nebenzweck, als Mittel zu einem großen liberalen Hauptzwecke war: der theils scharfsinnige, theils hochmüthige Tadel, den dieses Werk fand, paßte doch nur vollkommen auf die hundert durch ihn hervorgerufenen Nachahmungen, lauter Musterkarten seiner Fehler und pikanten Schattenseiten.

Im Grunde aber hatte diese Dichtung, reich an Erfindung und so kühn und fesselnd in der Schürzung der Compositionen, als trivial in den Lösungen derselben, einen großen ethischen Gehalt. Sie suchte die Wurzeln des gemeinen Volksunglücks, die zwingende Gewalt der materiellen Nothwendigkeit auf, diesen tragischen Sündenbann des Elends, dessen unbarmherzigen Schranken die arme Seele auf Lebenszeit verfallen ist; sie enthüllte den Fluch des Kainzeichens, welches der strenge, vor dem formellen Gesetze makellose Theil der Menschheit auf die Stirn der einmal nur gefallenen Unglücklichen drückt; sie entschleierte die antichristliche Moral dieser richtenden Gewalt, bei der die wahren himmlischen Menschenrechte im Hundestall frieren, während sich an ihrer fetten Tafel das Laster mästet, durch Stand, Amt, Reichthum und Privilegien geschützt.

In diesem Sinne war es für die neuen Zeitverhältnisse ein bahnbrechendes Werk, voll leidenschaftlicher, laut redender Details aus der Wirklichkeit. Die Unwahrscheinlichkeiten im Gang der Fabel wurden von der Natürlichkeit der Einzelnheiten hin und wieder aufgewogen. Diese zeigten der Weisheit der Gesetzgeber und der Verwaltungsbehörden, daß ihr gutes Gewissen oft ein Ruhekissen voll Kälberhaare sei, welches blos ein sehr gesunder Geistesschlaf vortrefflich erscheinen lasse; sie rissen den wohlhabenden

Tugendbündlern, die sich selbstgefällig die Hände reiben, weil Alles „so gut steht," die scheinheilige Maske vom Antlitz, ja sie gruben die Gräber der Verdorbenen auf, und siehe da, die chemische Analyse der Psychologie erwies, daß es Gift und immer Gift war, aber moralisches, woran sie keines natürlichen Todes gestorben....

Kann man dies von der socialen Tendenz der „Geheimnisse von Paris" sagen, so gilt es in noch viel bestimmterem Sinn von dem Roman Victor Hugo's, und zwar läßt sich daneben nicht so viel excentrisch Beiläufiges, von der Grundtendenz Abschweifendes herausstellen. Und wo sich in Form und Inhalt ein Auseinanderfallen ergiebt, da wird es wieder gebunden durch die zusammenhaltende Consequenz einer sittlichen Grundidee.

Der Poet führt uns zwar in keine einfache, geschlossene Composition; doch ist sie fern von der burlesquen und oft unkeuschen Episodenmosaik Eugen Sue's. Mit großer Schöpfungskraft weiß er uns für Personen zu fesseln, die nach dem gewöhnlichen Urtheil wenig poetische Reize, vor Allem gar keine sinnlichen haben. Und doch bilden diese den eigentlichen Vogelleim der literarischen Gimpelfalle für die oberflächliche Menge der modernen Leser.

Dieses Werk enthält nicht nur eine stofflich interessante, mit vielem Fonds von Poesie und im Einzelnen mit schärfster Plastik dargestellte Reihe von eigenthümlichen Begebenheiten, sondern es bietet geradezu ein Stück Zeitgeschichte von tiefeingreifender Wahrheit dar. Die Periode des französischen Krieges, der Restauration und der kleinen französischen Revolutionen; das Wesen des französischen Salons, der Krebsschaden der Moral in den höheren Ständen, das Treiben der öffentlichen Justiz, die Polizeiverwaltung, der Gegensatz des französischen Landmanns

zum französischen Industriellen, ja zum Pariser speciell, — alle diese wichtigen Momente sind so in ihren innersten Lebensnerven bloßgelegt, daß die Schöpfung Hugo's oft eine psychologische und pathologische Größe beanspruchen kann, die man in keinem andern Zeitromane findet.

Die Charakteristik, häufig in schroffen Zügen und Sprüngen gegeben, hat eine ungeheure Figürlichkeit und Reife der Form, und der geistvolle, aber in den Grenzen der Objectivität stehende Dialog bewegt sich an vielen der schönsten Stellen in der Sprache der Mansarde und der Gasse.

Neben der ungenirtesten Breite der technischen Ausführung überrascht eine schlagende historische Kürze, ein fast kritischer, sarkastischer Memoirenton, der das Factum oft der Erinnerung entreißt, als wäre es eine diabolische Randglosse im Buche der Weltgeschichte. Es tritt dann die energische Redeweise der That ein, und der Verfasser skizzirt auf das Geistreichste, freilich mehr in Linien als Farben. Doch gerade dies regt die Phantasie an und schützt vor Ermüdung.

Ich zweifle nicht: wer sich im Leben umgethan hat, wem das Schicksal Empfindung anlernte für die Leiden der Unglücklichen, die da seufzen unter dem mechanischen Druck der Glücklichen; wer übersatt ist des sentimentalen Gewinsels und der üppigen Lüge, die im modernen Roman um die Wahrheit des Lebens betrügt, — mit einem Worte, wer das sociale Elend nicht bloß in seiner verschönernden Abbildung, sondern in seiner ungeschmeichelten Photographie sehen will: der wird in diesem Werke manche Befriedigung seines moralischen Verlangens und daneben zugleich eine Erregung seiner geistigen Genußnerven finden. Das Höchste aber wird er vermissen: das Aufgehen des Gehaltes in der Form, die

Treue und Wahrheit des Autors gegen sich selbst und die gesunde Natürlichkeit der Composition.

Nicht minder stört das unschöne grausame Zerreißen des Menschengemüths, indem das Secirmesser gegen die Lebendigen geschwungen wird, um die Fasern ihres zuckenden Herzens effectvoll bloßzulegen. Dieses blutig materielle Verfahren ist freilich leichter, als das des echten Dichters, der die Brust seines duldenden Helden dem Auge des Lesers durchsichtig zu machen versteht. Auch muß es den Denker mit Bedauern erfüllen, großartige, wahrhaft productive Ideen mit den hohlsten Phrasen zu einer Kette verschlungen zu sehen und zwar mitten in der schwungvollsten Reflexion, die dann wegen solcher haltlosen Zwischenglieder auseinanderfällt. Die Romantik bleibt in diesem Punkte immer minorenn und es gehört zu ihren liebsten Kavalierstreichen, daß sie ihren Hippogryphen selbst auf einem Knüttelדamm spanischen Tritt gehen läßt und in stolzer Unvernunft an der unscheinbaren Fußgängerin Logik ohne Gruß vorüberreitet.

Leichter als mit jenen Schwächen kann man sich mit der antinapoleonischen Tendenz selbst an solchen Stellen abfinden, wo jene Tendenz persönlich fanatisch wird und mit Haaren herbeigezogen ist. Wer wie Hugo über den pekuniären Rückhalt von Millionen und über den geistigen eines großen Rufes verfügen kann, hätte es freilich nicht nöthig, seine Emigrantenkoketterie so abenteuerlich herauszuputzen.

Zur Lyrik unserer Zeit.

Zur Lyrik unserer Zeit.

Das Versinken unserer Lyrik in dilettantische Spielerei.

Von jener Lyrik zu reden, deren Schöpfungen nur im Erguß subjectiver Lieder und Stimmungsaussprachen bestehen, dürfte kaum der Mühe werth sein. Der Begriff der Lyrik ist im weitesten Sinne zu nehmen und hat in gebundener Rede alle Schöpfungen zu umfassen, in denen sich das ganze Gefühls- und Ideenleben der Zeit zum kurzen poetischen Ausdruck gipfelt. Mit Ausschluß von Epos und Drama gehören Hymne, Ode, Elegie, Idylle, Romanze, Ballade, Legende, Epistel, didactisches Gedicht, Spruchgedicht, Xenie, Epigramm, Allegorie, Fabel, Parabel, Pyramythie, Singspiel und Operette alle zu diesem vielseitigen und mächtigen Gebiet. Nur die beiden letzteren stehen schon der Form nach mit einem Fuße im Felde des Dramas, während die Ballade und Legende bei größerer Ausdehnung und reicher Composition zum Epos hinüberleiten können. Die Dichtungen von Göthe und Schiller enthalten so ziemlich alle Genre der Lyrik, denn je größer der Genius, je mannichfaltigere Töne wird seine Muse entfalten, — baut doch der erste und zweite Theil des Faust das ganze tausendstimmige Seelenorchester der Lyrik in einem großen

phantastischen Zwischenreich poetischer Kunstformen auf. Wo bleibt für den Schulmann die Klassification und wo für den Schaffenden ihre Beschränkung!

Sobald man die neueste Lyrik der Franzosen und Engländer unbefangen betrachtet und endlich gegen Das nicht verblendet ist, welches der heutige Tag in Deutschland auf dem lyrischen Aehren- und Distelfelde emporwachsen läßt, — so kann man sich die Wahrnehmung nicht verhehlen: daß die Lyrik zwar der Quantität nach durch die Unzahl von unberufenen Dichterlingen und albernen Dilettanten in der Zunahme begriffen ist, der Qualität nach aber seit zwanzig Jahren in einem immer fortschreitenden Verhältniß abwärts sinkt. Ihre Leistungen werden stets kleinlicher, ideenärmer, leidenschaftsloser und reproductiver.

Das erste Viertel oder Drittel des neunzehnten Jahrhunderts war noch reich an hervorragenden Lyrikern. An Rückert, Uhland, Chamisso, Hölderlin, Platen, Eichendorf, Wilhelm Müller, die zum Theil noch sehr direct zur eigentlich klassischen Periode gehören, reihen sich dann Namen, wie die folgenden an, von denen manche ebenfalls eine zweite klassische Epoche für die deutsche Lyrik bezeichnen: Lenau, Heine, Mosen, Herwegh, Möricke, Hebbel. Ja wenn wir selbst diese Reihe noch durch Talente wie Fallersleben, Prutz, Geibel, Beck, Freiligrath, Bodenstedt, Grün, Pfarrius, Storm, Kinkel, Meißner, Schwab, Peters, Reinick, Fontane, Scheuerlin, Lingg vermehren, — wie tief ist hierauf der Abfall zu den Lyrikern der jüngsten Generation!

Woher kommt dies? Werden weniger begabte Talente geboren als sonst? Ich glaube nicht.

Der Grund liegt tiefer, liegt im Charakter der Zeit und des Publikums selbst.

Es fehlt den neuesten Lyrikern mit einem Wort die volle, frohe Begeisterung des Schaffens und das erhebende Gefühl, daß auf die Art dieses Schaffens der Welt etwas ankomme und die Menschheit ihre lyrische Schöpfung als einen Factor betrachte, der in ihrer Lebensentwickelung mitzählt und in ihr Herz eingreift. Statt dessen müssen sie mit Betrübniß wahrnehmen, daß beim Publikum die Lyrik ganz außerhalb der wahren, warmblütigen Daseinsinteressen steht und zur Charge eines müßigen Privatvergnügens degradirt ist. Es könnte jetzt ein Poet Gedichte schreiben, so schön wie die vollendetsten unserer klassischen Periode, und sie würden bei weitem nicht so viel Effect machen, wie das gute Buch irgend eines mittelmäßigen, aber wohl unterrichteten Kopfes über Kulturgeschichte oder Politik, ja nicht, einmal so viel wie eine instructive Brochüre über die beste Düngungsmittellehre. „Was kümmern uns die Götter Griechenlands!" rief ein Negeranführer aus, als ihn ein Abolitionist durch mythologische Beispiele zur Geduld beruhigen wollte. Ohne eine Negerbildung zu haben, ruft mehr oder weniger unser ganzes Zeitalter: „Was kümmern uns die Götter Griechenlands!" d. h. „Wo nehmen wir bei unserer harten Tagesarbeit und bei unserer mit nervöser Hast auf praktische Erfolge gestellten Lebensansicht die Muße her, uns mit Ernst für Dinge zu interessiren, die deswegen nur poetische Spielereien sein können, weil sie keine einträgliche Geschäftssache sind!" Unsere im Realen angestrengte Zeit, die es allerdings mit der Lösung von wichtigen materiellen, socialen und politischen Lebensfragen zu thun hat, will ihre müßigen Stunden nur noch stofflich literarischen Unterhaltungen widmen, um so mehr, da sie sich der idealistischen Sphäre fast ganz enthoben fühlt. Daher feiern die

abenteuerliche Novelle und der spannende Roman jetzt ihre Herrschaft, und viel leichter wird es noch dem modernen Drama als der Lyrik gelingen, das Publikum zu fesseln. Es ist natürlich, denn während diese ganz auf die bereitwillige, weihevolle Stimmung und die nachhelfende Einbildungskraft des Lesers angewiesen ist, macht sich die dramatische Leistung selbst eine Stimmung und greift der Phantasie des Genießenden kraftvoll unter die Arme: ist doch dieser kein Leser sondern ein Zuschauer, d. h. eine Person, die den bestechlichen Ueberredungen von sinnlich wahrnehmbaren Dingen, als da sind: Coulissen, Costüme, lebendige Personen, fortwährend ausgesetzt bleibt. Der Romanschreiber gebietet zwar nicht über diese, den figürlichen Effect stützenden Requisiten, aber er legt eben heut zu Tage die geistigen Effecte so grob an und reicht der Phantasie des Publikums so aufregende Mittel, daß es weniger eine Arbeit als ein sinnliches Vergnügen wird, sich das in sehr lebendigen realistischen Vorstellungen nachzuconstruiren, was die Willkür des Dichters vorschreibt. Und noch eins: diese Arbeit wird für die Einbildungskraft des Lesers dadurch erleichtert, daß es dabei in der Regel auf ästhetische Schönheit, auf Grazie, auf geschmackvolle Ausführung, auf zarte Farbe und feine Contour nicht ankommt; wohl aber werden diese Eigenschaften bei der phantastischen Auffassung und Nachempfindung einer wirklich idealen, edlen Lyrik verlangt. Der Romanleser kommt gewöhnlich damit aus, sich von dem Geschilderten ein Bild in grellen Farben und gewöhnlichster Zeichnung zu entwerfen, gerade so, wie es die gemeine Wirklichkeit täglich darbietet und wie es jeder Gehirnthätigkeit leicht wird, zu erschaffen.

Weil es für die ungebildete oder vielbeschäftigte Menge eine harte Aufgabe ist, sich zu den Werken erhabener Dichter die richtigen Vorstellungen zu entwerfen, so erklärt sich zugleich, daß dramatische

Producte wohl Zuschauer, aber sehr wenig Leser haben. Ja von Shakespeare's Dramen kann man im Verhältniß zu der Popularität, die sie genießen, annehmen, daß sie beinahe gar nicht gelesen werden und dem großen Kreise nur von der Bühne her in einzelnen Stücken bekannt sind. Auch die Dichtungen von Lessing, Göthe und Schiller lesen mit Ausnahme von Fachmännern fast nur noch Jünglinge und Jungfrauen, so lange diesen die Fähigkeit idealistischer Seelenhingabe, wahrer Sentimentalität und reproducirender Phantasie noch nicht durch das praktische Leben abhanden gekommen ist.

Auch für die Lyrik bildet vorzugsweise die Jugend und die Frauenwelt das Auditorium; doch kann auch diese Dichtungsgattung dadurch nicht vor dem Verfall gerettet werden, denn nicht nur eine einzelne Leserklasse oder ein bestimmtes Lebensalter, sondern die gesammte Generation muß sich für Kunstleistungen erwärmen, wenn diese durch den allgemeinen Sammelstrahl des Zeitinteresses zu kraftvollem Wachsthum, zu nationaler Größe emporgetrieben werden sollen.

Bei dem Mangel an solcher Theilnahme besteht unsere jetzige Lyrik aus Mimosen, Sinnblümchen, Schlingpflanzen von mehr oder weniger niedlichem oder abgeschmacktem Gerank, und das gilt nicht blos für Deutschland, sondern, wie ich schon bemerkt habe, auch für England und Frankreich. Die schwedische, dänische und holländische Literatur theilt mit den genannten stets dieselben Zeitkrankheiten, und von einer spanischen und italienischen kann man nicht viel reden. Spanien stirbt vielleicht leiblich noch rascher aus, als der Parnaß der modernen europäischen Lyriker, und Italien blüht zwar materiell und pflanzt sich fort ohne Nachlaß sinnlicher Zeugungskraft, aber es hat nicht mehr wie ehemals eine ideale literarische Stimme, durch welche es in dem Hörsaal allgemeiner Weltkultur mitreden könnte. Sobald es politisch gereift und erstarkt ist, wird sich ihm die

Zunge vielleicht noch einmal lösen. Die Literatur Amerika's und wesentlich seine poetische ist durchaus das Echo der englischen, deren Ton nur an den transatlantischen Felsen und auf den weiten Prairien zu anderen Klangwirkungen gebrochen ward.

Und wenden wir uns in einigen Gesichtspunkten speciell der deutschen modernen Lyrik zu, so gesellen sich zu den schon erwähnten Hindernissen noch andere Uebel, um dem siegreichen Durchbrechen des tüchtigen Schaffens das Leben abzuschneiden oder wenigstens schwer und unerfreulich zu machen.

Vor Allem gehört dahin die bereits beim Roman erwähnte Verschlechterung des modernen Geschmacks, sowohl bei den Poeten als beim Publikum, eine Schule, die auf das hier so nachtheilig wirkende Princip des gegenseitigen Unterrichts begründet ist. Die Leser haben sich gewöhnt, entweder süßromantische Sentimentalitäten oder pointirte Pikanterien voll künstlich aufgestachelter Leidenschaft zu genießen, oder sie sind vielmehr von dem Gang unserer Literatur und von einzelnen Persönlichkeiten derselben zu dieser Lectüre gewöhnt worden. Statt nur zu bringen, was Jeder seiner Natur nach im Innern birgt, ist es auch in der Lyrik von Seite der Schaffenden, wenn man unselbstständige Individuen so nennen kann, zur schwachsinnigen Mode geworden, zu fragen: was dem Publikum wohlgefallen und ihm seinen allerhöchsten Beifall abnöthigen möchte? In der Musik und Malerei, von der Plastik gar nicht zu sprechen, findet derselbe sclavische Unfug statt, und so dichtet, componirt, modellirt und malt gar Mancher etwas ganz Anderes, als sein innerer Trieb eigentlich verlangt. Das Publikum würde sich aber viel besser dabei stehen, und sich auch vielmehr dabei erbauen, wenn man ihm nicht sowohl brächte, was man für begehrt, als was man für begehrungswürdig hält. Nicht der Essende, sondern der geschmackskundige Koch

ist befähigt, Gerichte zu erfinden, und die Freuden der Tafel zu arrangiren. Die feinsten und edelsten Genüsse sind nicht der Zunge der Welt anempfunden, sie sind ihr octroyirt. So auch im geistigen Gebiet.

Es fühlt sich heute in der Dichtkunst Jeder ungemein berufen, den nicht die Befähigung, den nur der Drang der Eitelkeit beruft. Ohne es sich selbst klar zu machen — denn er hütet sich wohl, sich etwas Demüthigendes zu gestehen — sagt es ihm unbewußt zu, daß die Lyrik in Süßlichkeit versunken ist, daß sie das Gedankenmark und die Gefühlskraft verloren hat, und man sogar in der halbgebildeten Gesellschaft oft so thut, als gehöre das Höchste aller Kunst eigentlich gar nicht in ihren Kreis. Mit Sympathie und innerer Sättigung fährt nun der junge Dichter fort, auf diesem seichten Wege durch den Nürnberger Spielzeugpark moderner Lyrik weiter zu schreiten und wie ein krankes träumerisches Heimchen zirpt er auf jedes grüne oder welke Blatt im Mond- und Sonnenschein ein schmachtendes Liedchen. Zwischen dem abgethanen, nicht mehr in der Mode florirenden, großmäuligen Weltschmerz, und der kleinen persönlichen, allerneuesten Wehmuth mitten inne stehend, fühlt er sich schon in seinem dreißigsten Jahre ein Greis, beklagt seine verlorene Jugend und Lebenslust, „Kann nie beglücken mehr ein holdes Mädchen," aus dem Leser unbekannten Gründen; beklagt einige Male Deutschland in patriotischen Seufzerphrasen, dichtet bei friedlichem Thee und Zwieback noch einige pikante Berliner „Hurrahlieder," daß alle Franzmänner vor Schreck auf die Rückseite fallen; thut ein paar langbeinige Schritte in die deutsche Vergangenheit, stattet dem alten Barbarossa im Kyffhäuser einen aufdringlichen Besuch ab, und geht dann plötzlich, nachdem er dem Jugendleid, dem Liebesschmerz und der Vaterlandsliebe genug gethan, in ein gemüthliches Thema über.

Er läßt nun entweder einige stumpfe Epigramme hören, singt ein paar naive Kinderlieder und contemplative Frühjahrsempfindungen, worin das Veilchen und das Maiglöckchen Zwiesprach halten, oder er wird gar humoristisch, sei es in der spießbürgerlichen Ballade oder im abgedroschenen Trinklied. Natürlich kommt ihm das Alles nicht schwer an, denn die Mühle der Rhythmen und Reime klappert ihm Tag und Nacht im Kopfe und ist wie eine andere Mühle, die man nach allen Richtungen wenden kann. Er braucht ihren lyrischen Schnepper blos auf irgend einen Gegenstand zu stellen und das Dichten beginnt: lauter äußerlich glatte Verse, wie sie jetzt bei fortgeschrittener Formbildung zwischen Tertianern und Institutbackfischen nicht anders gewechselt werden. So wird ein lyrischer Band nach dem andern fertig, aber der Dichter selbst wird immer unfertiger und werthloser und doch wäre er vielleicht in anderer Branche ein ganz nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, etwa ein sehr begabter Frauenschneider, Kaufmann, Militär oder Beamter geworden.

Ich weiß nicht, welcher moderne Lyriker es ist, der uns immer mit Resignation von der Schwere seines Kopfes erzählt, weil ungemein viel Gehirn in seinem Schädel sitze; ein Anderer spricht über sein großes abnormes Herz, und spielt dabei nicht etwa auf die Krankheit der Herzenserweiterung, sondern auf die übermenschliche Macht seines Gefühls an; ein Dritter versichert, ihm sei alles Irdische gleichgültig, er habe nur den einen heiligen Drang, fortwährend seine Leyer ertönen zu lassen, denn so viel Schmerzen und Freuden, so viel Lieder gebe ihm Gott der Herr, und ein Vierter entwirft uns endlich eine ideale Selbstbiographie, indem er sich den Vertheidiger alles Hohen und Schönen, den begeisterten Anwalt des Lichtes nennt.

Wenn aber der gemißbrauchte Leser so naiv ist, ein wenig von diesen Versicherungen zu glauben und die Bücher mit hoffnungsvoller Erwartung auf das Verheißene durchliest, so gleicht er dem Zuschauer in der Berliner „Aalbude". In Bezug auf die unwissenschaftliche Volksmeinung, daß der Aal ein lebendige Junge werfendes Säugethier sei, hatte nämlich ein Speculant gegen mäßiges Entrée eine Aalmutter angekündigt. Die zahlreichen Wißbegierigen sahen aber nichts weiter als einen gewöhnlichen Aal in einem Wassernapfe und auf die ungeduldige Frage nach den jungen Aalen, erfolgte die Antwort: daß es diese ja eben seien, worauf der Aussteller warte.

Dieser glatten Aalmutter gleichen auf ein Haar jene Gedichtbücher, deren Verfasser nur lächerliche Täuschungen erregen, da sie keine ihrer phrasenreichen Versprechungen erfüllen. Die Lieder eines solchen, von der modernen Reimseuche befallenen Gecken, der mit dem alten von Eitelkeit aufgeblähten Ziegenschlauch seiner Seele als persönlicher Dudelsack einhergeht, erschallen jetzt auf allen Straßen, und die „geliebten Leser" und „schönen Leserinnen" sind nachsichtig genug, zu glauben, da es Lieder ohne Worte giebt, so müßten Lieder ohne Gefühl und Verstand für eine noch bessere Errungenschaft gelten können.

Wäre unser gegenwärtiges Publikum ein wenig gesünder und den tieferen Interessen der Kunst von Herzen zugethaner, so könnten solche flache Stümpereien nicht so viel Theilnahme oder Schonung finden, ja sie würden überhaupt gar nicht in so großer Anzahl existiren. Ihre Verfasser mischen sich als vorlaute Laien in Dinge, die über ihren Horizont gehen, der so eng ist, daß sie ihn mit der Nasenspitze beschreiben, wenn sie auf dem Absatz ihrer Beschränktheit herumdrehen und glauben, die ganze Welt drehe sich mit.

Wer die tausend Phrasen beobachtet hat, die in unserer mechanisch ausgearbeiteten Kultur bereits in ganzen rhythmisch fertigen Stoßseufzern wie gebratene Tauben in der Luft herumfliegen und mit Messer und Gabel darin Jedem auf den lyrischen Betteltеller fallen, der so gut sein will, ihn hinzuhalten, — wer diese abgeleckten Redensarten kennt und damit unsere neueste Lyrik, mit und ohne Goldschnitt, zusammenhält, wird finden, daß sich die Verfasser wesentlich in zwei Gattungen eintheilen lassen. Die eine spricht das Längstbekannte noch einmal einfältig und mit unerschütterlicher Naivetät aus. Was machen aber die andern, ebenso simplen, doch eitleren und dabei gewandteren Poeten? Sie sagen ganz dasselbe, aber sie sagen es mit geschminkten Reden, mit verdrehten Satzbildungen, mit erheuchelten Blasirtheiten und lispeln mit ihren Worten einen andächtigen Seufzer, während sie mit ihren Versfüßen einen verlockenden, von allen Gouvernanten verpönten Tanzpas schlagen. So erzielen sie eine Wirkung, befriedigen die Frommen dieses „dunklen Jammerthals" und zugleich die üppigen Weltkinder dieser „sonnigen Maienflur." Im Grunde aber haben beide Theile ihre neuen Gedankenpuppen doch nur mit dem Mottenwerg des alten Inhalts ausgestopft.

Wer ist nun der ehrenvollere Theil? Ich stimme für die frugalen Wiederkäuer, bei denen die immerhin ehrwürdige Andacht der Blödsinnigen vermuthet werden darf, während die andere Partei in der Regel einen affreusen Mummenschanz mit sich und der Welt treibt. Und wenn ich das kleine und große lyrische Einmaleins doch immer wieder abgedruckt erblicken soll, so kann es mir Niemand verdenken, wenn ich mich freue, es nicht auch noch in Musik gesetzt zu sehn, oder mit Illustrationen verziert.

Für Alle, welche den unwiderstehlichen Drang fühlen, unsere

lyrische Makulatur durch Weihnachtsgeschenke für sinnige Leser und Leserinnen zu vermehren, theile ich hier, da sich die jungen Dichterlinge doch zunächst an den Frühling und dessen Kräuter halten werden, ein Frühlingslied als Recept mit:

Wie ist der Maienduft so duftig,
Wie ist der blaue Himmel blau!
Wie weht die Morgenluft so luftig,
Wie lacht so grün die grüne Au!
Zuerst kommt nun das liebe Veilchen,
Es blüht so still und riecht so schön,
Und wieder in ein kleines Weilchen,
Da werdet ihr die Rosen sehn.
Die Lerchen singen, und die Staare
Ergeben sich der Heiterkeit, —
Der Lenz ist doch im ganzen Jahre
Die allerangenehmste Zeit!
Und stets im Frühling kommt er wieder
Mit seinem leichten Zephyrtritt,
Es bringt der Lenz uns schöne Lieder
Und wie gesagt auch Rosen mit.
Die Ros' ist doch die schönste Blume
In Form und Farbe und Geruch,
Wie hat der Mensch zu ihrem Ruhme
Gedichtet schon so manchen Spruch!
Und da ich, Rosa, dich gepriesen,
Mein Mund nun auch die Bitte spricht:
Spazierst du hin auf keuschen Wiesen,
O Leserin — vergiß mein nicht!
Wer hätte nicht in seinem Leben
Ein blaues Auge gern gesehn! u. s. w.

Ein solches Gedicht kann man bogenlang fortsetzen, es bleibt immer harmonisch, denn es trägt die Wahrzeichen der neuesten Dutzendlyrik an sich: Ohne Nachtheil für die Gesundheit des Lesers bietet es die Vortheile einer Wurst, man darf sie anschneiden, wo

man will, Inhalt und Geschmack sind überall gleich gut; endlich kann man es auch rückwärts vorlesen, oder wenigstens einzelne Strophen nach Belieben umstellen, ja sogar statt ihrer unbeschadet des schönen Ganzen andere approbirte Zeilen, von Hölty bis auf Geibel, aus Albums und Stammbüchern hineinsetzen.

Wer indeß zu einem wirklichen Lyriker Beruf zu haben glaubt, der mag zunächst bedenken, daß aller Inhalt des in der Kunst Geschaffenen vom Dichter in der Wirklichkeit durchempfunden sein muß. Reine Illusionen in der Poesie gleichen den phantastischen Schilderungen vom häuslichen Treiben der Mondbewohner. Diese zahlreichen Faseleien haben keine Lebensberechtigung, weil sie keine Lebensfähigkeit, keine reale Wahrheit in sich tragen. Es kann damit nicht gemeint sein, der Dichter solle die dargestellten Facta speciell erlebt haben: es ist nur nöthig, daß er durch ähnliche Vorfälle und Zustände, durch Parallelstellen, welche das Menschenherz berühren, von gleichartigen Empfindungen bewegt wurde. Was er uns giebt sei ein Stück seines Lebens, indem es ein durch die Kunst objectiv gemachtes Spiegelbild seiner inneren Schmerzen, seiner Geisteskämpfe und Seelenfreuden ist, von denen er sich durch die Poesie erlöst.

In der Lyrik ist die Erfüllung dieses Gesetzes am nothwendigsten, weil die Lyrik die einfachste, ursprünglichste Gattung der Dichtkunst bildet. Sie erlaubt am wenigsten eine fremde, außerhalb des Subjectes liegende Zuthat, indem sie die Elemente zu allen anderen Dichtungsformen in ihren Keimpunkten rein und ursprünglich in sich trägt. Wer das Talent zu einem großen Lyriker hat und es zur Geltung bringen will, muß sich der directesten, naturwahrsten Empfin-

dung und dem ganz selbstständigen, persönlichen Denken hingeben können, muß ein Originaldenker sein. Denn diejenige Gefühlswelt, welche allen empfänglichen Gemüthern durch ihre oft betretenen Bahnen gemeinsam zugänglich ist, und dasjenige Gedankenleben, welches als ein philosophisches Präparat außerhalb einer bestimmten Persönlichkeit liegt und sich als eine geistige Vereinsmünze bereits in den Händen der Intelligenz befindet, wird in der Lyrik nie eine Wirkung hervorbringen. Die Lyrik verlangt, mehr als jede andere Art der Poesie, Darstellung des Individuums, weil man über ihre kurze, auf Stimmungen basirte Rede den Sprecher noch weniger als in einem großen, vielseitigen Werke vergessen kann. Ist das Individuum von geistiger Bedeutung, so wird es ganz von selbst die Macht der allgemeinen Wahrheit und Schönheit offenbaren, befestigen helfen und somit verherrlichen. Stellt aber ein Lyriker das Allgemeine als einen ihm von der Welt überlieferten Bildungsstoff dar, erhebt er es nicht mit seiner eigenen Geisteskraft aus dem Besonderen, so wird es Niemand gelingen, sich aus diesem generellen Eindruck den des lyrischen Individuums zurückzuconstruiren.

Alle Lyriker, welche ein so verschwommenes Resultat herbeiführen, verdienen eigentlich nur den Namen höherer Reimschmiede, denen es in ihrer sich selbst täuschenden Anempfindung ein wohlthuendes Vergnügen ist, nicht im Reiche ihrer eigenen Production, sondern in dem der Production Anderer spazieren zu gehen und poetische Wilddieberei zu treiben.

Allerdings ist die Lyrik auch das zeitraubendste Gebiet der Production in Bezug auf künstlerische Formvollendung. Die Zeit, welche die besten Lyriker der Welt auf die Ausarbeitung ihrer Gedichte verwandt haben, würde sich im Verhältniß zu ihren anderen Schöpfungen als das größte Opfer ihrer Lebenskraft herausstellen

Es ist eine Gigantenarbeit, bei welcher nur der innig Begeisterte, der in seinen Gegenstand selig Versunkene bis an's Ende ausharren kann, ohne erwachend zu zählen die Verluste des großen Zeitkapitals, für die, auch pecuniär betrachtet, niemals ein Ersatz eintreten kann. Diese Resignation fordert die Hingabe eines Jünglings, sowie die ganze Macht eines männlichen Geistes.

Es ist natürlich.

Ein Buch, in dem ein paar hundert kleine Kunstwerke vorhanden sein sollen, muß ein paar hundert Mal die ganze Kraft des Vollendungstriebes und den Aufwand aller Künstlertechnik in Anspruch nehmen. Die völlig harmonische Abrundung und Herausbildung eines Gedichtes zieht sich gewöhnlich durch eine Reihe von Jahren hindurch. Lediglich unwissende Dilettanten, zu denen die meisten Lyriker zählen, sind der Ansicht, daß graziöse Leichtigkeit nur auf den ersten Wurf zu erreichen sei. Die holdesten Zauber, die süßesten Reize, welche in jenem Elemente spielender Anmuth jemals gewoben sind, wurden oft vom Dichter am langsamsten und mühevollsten herausgearbeitet. Es ist aber der Grund der schönen Täuschung der, daß beim wahren Genius alle Arbeit zum Schaffen wird und man keine Mühen bemerkt. Beim gewöhnlichen Talente bleiben diese wie Schweißtropfen am Producte haften. Kleine Kräfte gewinnen durch weitgetriebenen Fleiß eine winkelrechte, solide Schulmäßigkeit, verlieren aber oft, was dem flüchtigen Leser für poetisch gilt: üppige Bilderüberladung; jugendliche, aber vollblütige Unreife; bengelhaften, aber frisch erscheinenden Anlauf gegen die gute Ordnung der Gedankenwelt.

Ist dieser Verlust ein Vortheil? Ja. Für den Einzelnen, für das niedere Talent nicht, aber für die Majorität, für das Publikum, welches nun sogleich weiß, wen es vor sich hat.

Mehr noch ist bei höheren Talenten jener Kunstfleiß zu wünschen. Hier gewinnen beide Theile, auch der dichtende, denn dessen Productionskraft liefert einen Stoff, der nicht unter der Hand der Technik zur leeren Hülle wird. Die strenge Selbstkritik schafft hier durch Kürzung, Correctheit und geläuterten Kunstgeschmack unberechenbare Segnungen.

Noch möchte ich der politischen Lyrik eine Hindeutung widmen. Nur Mißverständniß und die dem Leben abgewandte Schulästhetik konnte zu dem Irrthum kommen, jener Lyrik die Existenzberechtigung abzusprechen. Die stolzen Freuden des Patrioten, die Kämpfe um die gesellschaftliche Aufklärung, die Leiden des bedrückten Braven zu besingen und die heiligen Rechte des Volkes laut zu fordern, das werden so ewig jugendliche als rein menschliche Themen bleiben.

Und mehr als das.

Wenn man fragt, wer der Jugend dankenswürdiger sei, Derjenige, welcher sie in Wissenschaften, Moral und schönen Künsten unterrichtet, oder ihr Fechtlehrer? So ist zwar diese Fassung einseitig, doch läßt sie sich nicht immer zu Gunsten der ersteren Frage beantworten. Wohl darf man zuweilen sagen: der Fechtmeister, sofern er ein Lehrer und Erzieher der männlichen Ehre und muthigen Energie ist. Es gab Zeiten der behaglichen Stagnation und der Vaterlandsgefahr, wo jene Energie der vorläufig wichtigere Theil war, denn die Stütze des politischen Selbstgefühls ist im äußersten Fall nicht die gefesselte Kraft, sondern die entbundene That.

Die Lyrik ist vorwaltend die Sprache der Empfindung, nicht nur der individuellen, auch der Völkerempfindung, und als solche

wird sie sich in Zeiten innerer Bewegungen und wichtiger Veränderungen immer geltend machen.

Es ist eine oft wiederholte Ansicht, daß die echte, einzig lebenswahre politische Lyrik erst mit der That erblühe. Grundfalsch. Ein bedeutender Dichtergenius ist zugleich der Vorahner, der Prophet der Zukunft. Dem bloßen Talent fällt die einseitige Mission zu, die Thaten zu begleiten mit ihrem Lied, wie der Trommelschläger den Sturm der Colonne. Dieses poetische Geräusch kann zu einem sehr begeisternden Schlachtruf werden. Theodor Körner's Gesänge beweisen dies in schönster Art. Die wahre politische Ode im großen, beispielerweckenden, reformatorischen Heldenton des sittlichen Geistes war jedoch schon vorher von Schiller gesungen, und die Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts, welches sein Seherblick nur kurze Zeit begrüßte, hat seinen Werken erst noch gerecht zu werden.

Zuweilen ist aber auch die geistige Strömung brütender Ideenfülle so mächtig und reif im Zeitgeist, daß sie keines so allseitigen Genius bedarf, um durch ihn in Worten frei zu werden. Georg Herwegh unter Anderen, und zwar wesentlich er, wurde von seiner Zeitepoche zu einer solchen Mission auserwählt. Wohl war er reich begabt, denn das in Tausenden wach gewordene gemeinsame Völkergefühl spricht sich in der Poesie nicht durch Kinder und Unmündige aus. Doch Herwegh war kein Poet von umfassender Seherkraft; er fühlte sich verpflichtet, doch nicht tief angeregt, noch mehr zu reden, und glich so einem durch allgemeinen Regen gebildeten Bergquell: er floß noch fort, nachdem sich das Wetter geändert hatte, doch schwächlich, seicht und bald verendend. Aber was ihm Anfangs die Zeitfluth zugeströmt hatte, was er auserwählt war, zu sagen, wird groß, wird bedeutend bleiben, eine vorklingende Chorstimme des Ganzen.

Einen solchen lyrischen Aufschwung in der sogenannten politischen Poesie werden wir wieder erhalten, nur anders gefärbt, vertiefter in den Begriffen und frei von dem hohlen Pathos, welcher die in das Asyl der Phrase geflüchtete Opposition kennzeichnet. Viel der Vorhänge sind vom Welttheater hinweggezogen, und dunkle Visionen lichten sich zu klaren, realen Gemälden.

Doch warten wir diese Zeit politischer Liederfluthen ruhig ab. Einstweilen findet nicht jede voreilig geblasene Trompete die Mauern von Jericho; die Kappe der Partei wird aber auf jedem Dichterhaupt nur zu leicht eine Narrenkappe werden, sehr weit von der Märtyrerkrone verschieden, die der Opferdienst für die geistige Befreiung und Verklärung des Vaterlandes verleiht.

Der wahre Patriotismus, der über alle vorgängliche politische Tendenzen weit hinausragt, liegt für den Dichter in der Veredelung seiner Nation durch Läuterung des Geschmackes und der Sitte, durch den Kampf gegen Lüge, Trug und Verfinsterung, durch den Fortbau an jenem großen gemeinsamen Völkertempel, in welchem Wahrheit, Schönheit und Gerechtigkeit, diese drei Grazien des ewigen Menschenthums, verehrt werden.

Auf diesem Urboden stehend wirke Jeder nach seiner Art und man wird bald den Feigen von dem Muthigen, den Heuchler von dem Ehrlichen, den Verwirrten von dem Klaren unterscheiden, je nachdem er unter Politik Staatskünstelei und Klügelei oder die aufrichtige, nach Menschenwohl und Bildung strebende wahre Staatskunst versteht.

Apollo im Frack, oder: Modernisirung antiker und Umdichtung altdeutscher Lieder.

Es ist für Viele sehr schwierig, die antiken Schriftsteller kennen zu lernen, besonders für Frauen und Laien überhaupt, denen es doch so sehr zu gönnen wäre. Durch was kann uns der Geist und der innere Lebenshauch jener großen vergangenen Welt besser entgegengeführt werden, als durch den Genuß ihrer Dichter, welche nicht blos innerhalb der höchsten Culturblüthe ihres Volkes standen, sondern demselben durch ihre Schöpfungen diese Culturblüthe selbst erst gaben!

Wie aber soll das Publikum sich die antiken Dichter zu eigen machen? Griechisch, ja auch lateinisch zu lernen, ist für Viele zu zeitraubend und somit zu kostspielig, denn Zeit ist Geld, besonders für die Gegenwart. Der Unkundige muß also zu einer Uebersetzung greifen.

In Anbetracht dieses Dilemma hat Friedrich Dörr sehr recht, wenn er sagt, die meisten Uebersetzungen der alten Poeten seien ungelesen liegen geblieben, so auch Webers umfassende Bemühungen. Nur mit Betrübniß kann man diese Exclusivität des modernen Ge-

schmacks gegen den antiken wahrnehmen. Dörr findet diese Erscheinung auffällig und sucht nach einem triftigen Grunde, den er darin sieht, daß man fast immer dieselbe metrische Form der Originalverse beibehielt, während doch diese antiken Odenmaße, diese Hexameter und Distichen durchaus undeutsch seien. Der Sprachgenius bestimme die prosodische Form; darum müsse man bei der Uebersetzung diejenige Form wählen, welche wahrscheinlich der antike Dichter selbst gewählt haben würde, hätte er sein Lied deutsch gedichtet.

Dies ist allerdings ein Satz von ganz besonderer Tragweite, der kaum Schranken gesetzt sind; er heißt ungefähr: man muß ein Genie sein, um gut übersetzen zu können, denn die Wahl des Versmaßes, das durch den Charakter des Inhaltes mit diesem in eins geboren werden soll, ist ganz besonders ein Act der Genialität.

Es wird ohne eminente Begabung in den Uebertragungen stets nur eine knechtische oder despotische Arbeit zu Tage kommen. Und dennoch übt, beiläufig bemerkt, wieder der Genius beim Uebersetzen einen nachtheiligen Druck auf die Eigenartigkeit des Originals aus, indem er unwillkührlich seine mächtige Individualität diesem beimischt und aufprägt. Dies sehen wir bei Bürger, Schiller und Göthe, obgleich der Letztere vermöge seiner universellen Natur und seiner gewandten persönlichen Hingebung an alles Bestehende noch die meiste Objectivität in seinen Uebertragungen zu erreichen verstand.

Dörr geht aber noch weiter. Er empfiehlt für das Laienpublikum eine geschmackvolle Kürzung oft sehr gedehnter Elegien, eine Vereinfachung der mythologischen Anspielungen und die Einführung des Reims, da derselbe in unserer Muttersprache kein äußerlicher, sondern ein sehr innerlicher Schmuck und eine unentbehrliche Befriedigung des Ohres und des harmonischen Taktes geworden ist.

Und endlich will er den Lebensanschauungen, Gebräuchen und

sittlichen Begriffen unserer Zeit Rechnung tragen, läßt daher manche starke Bilder und Vergleiche weg, mäßigt die sinnlich leidenschaftlichen Ergüsse mit einiger christlich germanischen Decenz, und eine gewisse antike Erotik, die wir ethisch verdammen, verbannt er entweder oder — verwandelt sie in diejenige, welche stets ohne Anstoß wohlgefällig bleiben wird. Dieser Freiheiten wegen, die er sich nimmt, und dieser Freiheiten wegen, die er beschränkt, nennt er seine Arbeiten „Nachdichtungen."

Diese Ideen lassen sich alle bei maßvoller Anwendung toleriren; nur die letzteren Verfahrungsweisen muß man entschieden abwehren. Es wäre etwas zu anmaßend, einen Pindar oder Anakreon abkürzen zu wollen, ohne doch für unsere Zeit dieselbe Potenz von Kunstgeschmack zu haben, welche jene für die ihrige hatten. Was für unsere Begriffe unlauter ist, soll man dem großen Publikum, der Jugend und der weiblichen Welt nicht bringen. Aber für das verworfene Object ein anderes erlaubtes in jene Poesien einzusetzen, ist ein höchst unpsychologisches Manöver, ebenso als ob man für einen besungenen männlichen Ahornbaum eine blonde, weiche, weibliche Birke substituiren wollte. Jedes Pathos, jede Neigung, hat ihren specifisch eigenthümlichen Hauch, ihren poetischen Dunstkreis, der den besingenden Worten ihren Localton giebt. Wie können diese pathologischen Färbungen für andere Gegenstände, für andere Leidenschaften passen? Ich dächte die Alten hätten Dichtungen genug geschaffen, die für alle Jahrhunderte maßgebend sind und an deren Gesundheit nicht blos, nein, auch an deren Sittlichkeit unsere blasirten Geschlechter mit Staunen emporblicken müssen. Swift sagt einmal sehr pointirt: Wie wenig geben wir der Welt und wie viel verdanken wir ihr! Haben wir nicht fast Alles geerbt! Es gehört kaum noch irgend etwas durch uns selbst ursprünglich unser: Wenn die Alten

ihre Knochen von uns zurückforderten, es bliebe uns kaum noch einer übrig, um uns still darauf niederzulassen und zerknirscht zu gestehen, daß wir schon banquerott geboren wurden!

Gern will ich anerkennen, daß der Verfasser Einiges mit Glück bearbeitet hat, z. B. ein Idyll von Theokrit: „Die beiden Frauen beim Adonisfeste zu Syrakus." Trotz der großen Freiheit darf man gestehen, daß ohne diese leichte graziöse Sprachform jene sittenschildernde, erheiternde Schöpfung den Laien kaum zugänglich geworden wäre. Hier dürfte ein Anpassen an unsere Zeit erlaubt sein, da die Appretur der modernen Welt die Tendenz verständlicher macht, ohne den geistigen Grundton zu verwischen.

Ganz anders bei ernsten idealen Poesien. Die häufige Verwendung des Reims und der modernen Versformen wird hier leicht zu einer Spielerei, die Alles auf ein wiederkehrendes Maß zu bringen sucht. Dabei wird die lyrische Individualität übertüncht und mit der äußeren plastischen Gestalt auch die innere plastische Seelengestalt umgeschmolzen, die Macht verwandelt sich in Schwäche, und der breite, tiefangelegte Schwung in einen kleinen lyrischen Drucker.

Nach dieser Seite hin hat Friedrich Dörr die bedauerlichsten Resultate erzielt. Statt vieler Beispiele nur zwei. Zunächst ein Frühlingslied von Ibykos von Rhegion, einem alten Meister der heroisch-erotischen Lyrik der Dorier aus dem 6. Jahrhundert v. Chr.

Die Natur aus Winterträumen
Weckt der Lenz; mit jungen Sprossen,
Die der Waldstrom mild begossen,
Hat im Nu sich ohne Säumen
Rings an Hecken und an Bäumen
Neuer Blüthenschmuck erschlossen,
Und von süßem Duft umflossen
Keimt der Wein an schatt'gen Räumen.

Aber ich, — der Gott der Minne
Läßt mich nie, wie Sturmesblasen,
Wenn es blitzet und gewittert,
Springt er auf, betäubt die Sinne,
Und zu neuem Liebesrasen
Hat er rasch mein Herz erschüttert.

Die zweite Probe sei ein Liebeslied der gefeierten Sappho:

Wahrlich, einem Gott vergleichen
Möcht' ich, herrlichste der Frauen,
Den, der Dir gegenübersitzen
Darf und Dir ins Antlitz schauen,

Horchen darf dem Klang des Wortes,
Das von Deiner Lippe quillt,
Dem das zauberische Lächeln
Deines süßen Mundes gilt,

Jenes Lächeln, welches immer
Mir die Brust zusammenpreßt,
Daß wenn ich Dich sehe plötzlich,
Mich der Stimme Ton verläßt.

Durch die Glieder rinnt ein leises
Feuer mit geheimer Macht,
Klingen wird mir's vor dem Ohre,
Vor dem Auge wird es Nacht.

Zittern erfaßt mich, bläßer als welken
Blumen mir die Farb' erbleicht;
Nahe fühl' ich's, daß der Athem
Und das Leben mir entweicht!

In solchen Versen wird sich das große Publikum freilich ganz zu Hause fühlen, denn sie machen den Eindruck, als ob man sie leider schon hundertmal in diesem oder jenem Buche gelesen hätte.

Wenn aber ein wirklicher Kenner der antiken Poesie nach dieser Lectüre voll Entrüstung ausriefe: „dieses Buch ist, wenn es viele

solcher Uebertragungen enthält, ein verwerfliches, ein verderbliches, ja es ist ein gemeinschädliches Buch. Es sollte an die Pforten aller Universitäten zur Warnung angenagelt werden wie eine erschossene Eule am Hühnerstall!" Könnte man dieses strenge Urtheil verdammen? Als Antwort auf diese Frage hier eine andere einfache Uebersetzung vom Frühlingsliede des Ibikos ohne Reim und ohne abgezählte Strophenbildung:

Wohl blühn im erwachenden Frühling
Die Quittenbäume, befeuchtet
Vom Wasser der Ströme, im Garten
Der Jungfrau, im sicher umhegten Gefild.
Dann keimt auch und knospet im schattigen Laub
Des Weinstocks prangende Rebe:
Mir aber hat keine Stunde
Der Ruhe noch Eros gelassen;
Ein blitzentzündeter thrakischer Nord,
Von Kypris versengenden Gluthen durchströmt,
So herrscht er im Herzen gewaltig
Mir schon seit den Tagen der Jugend!

Das ist nicht kunstschön, nicht einmal wörtlich übersetzt; aber es giebt in Summa wieder, was uns die Alten an ihrem Ibikos loben: Gluth, Kraft, Gewalt der Stimmung, Beredsamkeit der Leidenschaft! Wie kann man das mit jener glatten, seichten Verwässerung vergleichen? Dies Lied konnte nur ein Genius dichten und es erweckt in uns Schmerz, so wenige Ueberreste von ihm zu besitzen. Jene andere Uebersetzung zeigt dagegen ein Lied, das jeder moderne, schwachbegabte Lyriker in seiner poetischen Langeweile zusammengebracht haben könnte; man würde sich über die Nachricht freuen, daß von einem solchen Verfasser das Meiste verloren gegangen sei. Ein klimpernder Reim in matter, indirekter Satzverschränkung überleiert und überduselt den andern; alle gesunde Lebens-

adern werden unterbunden, alle Sehnen der Spannkraft durchschnitten, der Leser fühlt sich geistig umflort, und er weiß nicht mehr was er gelesen hat in dieser beängstigenden Verschwommenheit.

Und nun das berühmte Lied der Sappho, welches nach Rammler's nicht einmal streng correcten Uebersetzung so lautet:

Selig, gleich den ewigen Göttern, wer Dir
Gegenübersitzend die süßen Töne
Deiner Lippen sauget und ach! dies holde
Lächeln der Liebe.

Seh ich dies, so pocht mir das Herz im Busen,
Mir erstickt im Munde das Wort, die Zunge
Ist mir wie gelähmt, die Haut durchläuft ein
Plötzliches Feuer.

Nichts mehr sehn die Augen, die Ohren brausen,
Kalter Schweiß bricht aus, mich ergreift ein Zittern,
Gleich dem Grase welk' ich dahin, der Athem
Fehlt mir, ich sterbe!

Müßte man nicht über dieses Gedicht im Vergleich mit der Dörrschen Uebertragung ungefähr dasselbe sagen, wie über das vorige? Hat der neuere Uebersetzer vielleicht diese Allgewalt der sinnlichen Leidenschaft, die uns in ihrer poetischen Wahrheit so rührend ergreift und durch ihre Urkraft und naive Natureinfachheit wieder heilig wird, unanständig gefunden und hielt er es für gut, sie erst durch Abschwächung so zu präpariren, daß der Salon keinen Anstoß mehr daran nimmt? Kann denn der prüde Modeton überhaupt über Poesie ein maßgebendes Urtheil haben, da er keine maßgebende Vernunft hat? Sollen denn die stürmischen griechischen Götterjünglinge, mit ihren ganz anderen Ansichten von der gesunden Lebenslust, so zahm gemacht werden, daß jede verliebte Pensionärin ohne

Gefahr mit ihnen beim Mondschein in ihrer jungfräulichen Myrthenlaube spielen kann, ohne daß ein Zweiglein geknickt wird?

Ganz abgesehen davon, daß Dörr's Verse an und für sich oft geschmacklos sind, verrathen sie doch viel Sprachgewandtheit; aber gerade diese saubere zierliche Glätte rächt sich so erhabenem Inhalt gegenüber am schwersten, sie wird dilettantenhaft, wir sehen Laokoon in Papiermaché, die pompejanischen Wandgemälde im Albumstahlstich.

Einer der Schlüssel, welche die Erkenntniß der Antike eröffnen helfen, wird für jeden modernen Poeten und Uebersetzer der Alten der Anblick und das Studium des Südens sein.

Die südliche Natur mit ihrer großen plastischen Einfachheit, mit ihren erhabenen Formen, giebt der Künstlerseele einen Schwung, einen Trieb nach einem Engros, welches alles Kleinliche, Tändelnde, Miniaturkosende verneint und in edle, freie Lieblichkeit und stolz prangende Anmuth auflöst. Ich will uns die antiken Versformen nicht als absolut nothwendig anempfehlen, der Dichter mag als Uebersetzer versuchen, wie er sich durchwinde, wenn er ein geläutertes Geschmacksgefühl in sich entwickelt hat. Aber der Wogenschlag des blauen Meeres rauscht nur immer in Hexametern zum Ufer hinan und hinab und die schönen, kühnen Wellenlinien der Gebirge steigen wie Oden und Hymnen in freier und doch gefesselter Harmonie in die klare Farbenpracht des südlichen Aethers empor. Dem nordischen Geiste ist die Wahl nicht leicht, durch welches Medium er das Gesehene wiedergeben oder übertragen soll — doch, Künstler oder Dichter, da siehe Du zu!

Dieselben oder ähnliche Mängel werden sich immer geltend machen, so oft man es versucht, griechische oder römische Dichter in modernen Versmaßen und Reimstrophen zu übertragen. Die neueren Experimente mit Sophokles, Anakreon, Horaz („Echoklänge aus Venusia") zeigen alle trotz rühmlicher Bestrebungen das gleiche Resultat süßlicher Verseichtung oder es tritt darin eine gewaltsame Entfremdung von ihrem Originalcharakter auf. Selbst Bürgers Proben aus Homer, Schillers herrliche Stanzen nach Euripides, das alles sind weder griechische Dichtungen geblieben, noch deutsche geworden. Die Wirkung des Inhaltes verwandelt sich mit der Wirkung der Form; höchstens wird es in dem kleinen Liebeslied dann und wann einem wahren Poeten glücken, das Gewand der neuen Zeit um eine antike Gestalt zu schlagen, ohne deren charakteristische Conturen und Bewegungen entstellend zu verhüllen.

Am gefährlichsten und verwerflichsten wird aber die Umdichtung und Nachdichtung da wo es sich um unsere eigenen deutschen Poesien aus früherer Zeit handelt. In solchem Fall artet nur zu leicht das Vervollkommnen in sein schlimmstes Gegentheil aus.

Unsere Literatur giebt wiederholt zu der Bemerkung Gelegenheit, daß das Geschlecht der Ballhorn, die immer verbessern wollen, nicht ausstirbt. Hier ein wehmüthiges Beispiel davon, Anderen zur Warnung und dem deutschen Volksliede zu Schirm und Schutz.

Unser fraglicher oder vielmehr über jede Frage erhabener Ballhorn heißt Reinhard Wager (und jeder Ballhorn ist ein Wager, aber leider kein Gewinner). So unglücklich ausgerüstet ging Herr Wager von der Annahme aus, daß sehr viele unserer herrlichsten deutschen Volkslieder der jetzigen Zeitbildung immer ferner rücken und derselben immer mehr entfremdet werden, da in ihnen Veraltungen der Sprache, mangelhafte Vers- und Sprachbehandlung und ein oft in

den reizendsten Producten dieser Art anzutreffendes Gemisch von geschmacklos trivialen, ja sogar anstandswidrigen und wiederum sehr edlen und würdevollen Stellen hervortritt und, abgesehen von manchen Unklarheiten im Zusammenhange der Action, den gebildeten Leser stört.

Diese Ansicht ist so richtig als alt.

Das fernere Raisonnement des Autors: wie wünschenswerth es sei, viele solcher wahrhaft poetischer, jetzt nur noch vom Volke wenig beachteter Lieder durch Umdichtung im Geiste der Einfachheit und Ursprünglichkeit von ihren Mängeln gereinigt und in künstlerischer Einheit wiedergeboren zu sehn, damit sie vielleicht aufs Neue zur lyrischen Seele der Nation zurückkehren möchten, — dieser Ideengang ist an und für sich gleichfalls berechtigt.

Mehre unserer ersten Dichter haben ihn bereits verfolgt und theilweise verwirklicht. Nur ist dies sehr vereinzelt geschehen, weil ein großer Poet mit seiner Welt im eigenen Innern genug zu thun hat, und weil es ferner einer unendlich starken Begeisterung und Stimmungsähnlichkeit der individuellen Gefühle bedarf, um sich in vorhandene fremde Producte so hineinzudenken und sie so mit dem eigenen Selbst zu amalgamiren, daß jene Umschmelzung stattfinden kann, die mit einer sinnig mechanischen Flickarbeit und zeitgemäßen Ausbesserung nichts gemein hat. Und noch ein anderes Hinderniß tritt einer solchen Ueberdichtung entgegen: die meisten unserer bezaubernden Volkslieder zeigen Schönheiten, die gerade mit ihren Fehlern und Verstößen gegen die Gesetze der Kunstpoesie untrennbar zusammenhangen. Curirt man diese Mängel, so curirt man die originelle Anmuth des Schönen, Charakteristischen mit hinweg und bringt einen regelrechten prosodischen Salm zur Welt, der nur noch dem Hebammengesicht eines approbirten Aesthetikers ein befriedigtes Lächeln entlocken kann.

Herr Reinhard Wazer hat in einer achtundsiebenzig Seiten langen Abbhandlung über das Wesen unserer deutschen Volkslieder und über die Grundsätze, wie sie bearbeitet (!) werden müßten, sich sehr breitschweifig ausgesprochen. Wenn auch seine Kritik von einer einschläfernden Mattigkeit ist, so sollte man doch wenigstens voraussetzen, daß ein Mann, der sich so ausführlich mit der Volkslyrik beschäftigt hat, die eigenthümlichsten und doch allen Kennern zu Tage liegenden Reize und naiven Liebenswürdigkeiten jener Poesien erkannt und geschont haben müßte.

Als Antwort auf diese Voraussetzung hat sich der Verfasser über circa fünfzig unserer schönsten deutschen Volkslieder hergemacht, und sie so zugerichtet, beschnitten, entkräftet und mit moderner Glätte versificirt, daß man nicht weiß, ob man bei solcher verblendeten Keckheit seine mittelmäßige Natur oder seine natürliche Mittelmäßigkeit mehr bewundern soll.

Außerdem erzählt unser Umdichter und Nachdichter, der zugleich ein Nachrichter für die Musen ist, wie er sein druckfertiges Manuscript erst anonym an Levin Schücking mit der Bitte um unparteiische Prüfung geschickt und von diesem einen zustimmenden Brief empfangen habe, den er sogar abdruckt und als moralische Rechtfertigung benutzt. Dergleichen gewährt einen Begriff von der christlichen Milde eines sanften Beifalls.

Ein unmotivirtes Lob ist freilich immer viel bequemer und leutseliger, als ein motivirter Tadel, und es liegt sehr auf der Hand, daß dies unbedeutende Buch eine solche Mühe gar nicht verdient. Jedoch die Verehrung und die Theilnahme, welche jeder aufrichtige Freund unserer vaterländischen Volkspoesie derselben schuldig ist, verpflichtet zu dieser Arbeit. Die Ziege verdient es ja auch nicht,

daß man ihr in den Garten nachläuft, aber das Rosenbeet verdient es, welches sie ruinirt.

Allerdings werden die alten Lesarten der Volkslieder durch eine mißlungene Umarbeitung nicht vertilgt; doch ist dies ein sehr ungenügender Trost. Viele junge Leute, welche die ursprüngliche Form noch nicht kennen, empfangen durch solche Versuche ein prosaisches, alle poetische Begeisterung im Keim erstickendes erstes Bild von der ihnen so viel gepriesenen Volkslyrik, und bei dem älteren Theile des großen Publicums, bei dem man doch immer nur eine oberflächliche Kenntniß der Originale voraussetzen kann, wird die Auffassung verwirrt, und die schon vorhandene Wärme abgekühlt. Nicht Jeder, der sich früher an dem frischen Waldesodem und vollen, lebenskräftigen Brustton dieser Lieder gelabt hat, besitzt Urtheil genug, selbst zu ermessen, warum ihm jetzt aus denselben ein so schwindsüchtiger Redeton gleich der Krankenluft einer literarischen Wochenstube entgegendringt. Liest er doch heute sogar verbesserte Volkslieder! Er muß also glauben, daß früher sein jugendlicher Enthusiasmus für unverbesserte befangen gewesen ist.

Es wird daher eine sehr ernste Principienfrage, ob es sich die Literatur gefallen lassen soll, die seelenerweiternde unmittelbare Wirkung der Poesie in obiger Art nach Kräften und in bester menschenfreundlichster Absicht von einem so gemüthlichen Carbonaro wie Herr Wager ermeucheln zu lassen. Und Herr Wager findet Nachahmer wie sich bereits zeigt und wie er nicht der erste seiner Art war, wird leider das Geschlecht der Umdichter mit ihm nicht aussterben.

Um ein Exempel zu statuiren, theile ich ganz einfach hier die „Umdichtung" des berühmten und wohl Allen bekannten Liedes: „Zu Straßburg auf der Schanz'", Vers um Vers neben dem Original mit. Man möge entschuldigen, daß ich bei der Umdichtung die

Strophen (oder „Verse" wie man sich in der vulgären Dilettanten-sprache zu sagen gewöhnt hat) wie Prosazeilen hinter einander fort-drucken lasse, denn es ist nöthig ein wenig dazwischen zu sprechen.

Original: Zu Straßburg auf der Schanz',
Da ging mein Trauern an!
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen,
Ins Vaterland mußt' ich hinüber schwimmen.
Das ging nicht an.

Ballhorniade: „Zu Straßburg auf der Schanz' Stand ich mit Schwert und Lanz'," (der Autor mußte um jeden Preis einen Reim haben, so hat er denn die poetische Zeile des Originals, welche gleich die ganze Stimmungssituation einführt: „Da ging mein Trauern an!" glücklich ermordet.) „Es klang das Alphorn aus der Ferne her, Da zog's mich nach dem Vaterlande sehr," (Wie ist dieser hinkende Hinterfuß „sehr" der Zeile so schön mit nüchternem Mund-leim angeklebt!) „Mein Herz ward schwer." (Der naive, trocken kurze Satz der erschreckenden Dissonanz im Original. „Das ging nicht an" wurde weggeworfen und dagegen der allgemeine sentimen-tale Schwafel „Mein Herz ward schwer" hineingewässert.)

Original: Eine Stunde in der Nacht,
Sie haben mich gebracht:
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus,
Ach — Gott, sie fischten mich im Strome auf,
Mit mir wars aus.

Ballhorniade: „Um bald daheim zu sein, Entsprang ich in den Rhein, Und schwamm davon." (Man sieht der Verfasser versteht sich aufs behagliche Erzählen, darum hat ihm diese niedliche prak-tische Schilderung besser gefallen, als jenes springend dramatische: „Eine Stunde in der Nacht, Sie haben mich gebracht", welches uns mitten in die Scene und Handlung hineinführt, weil es sich hier

nur um den Fortgang und um die Folgen handelt, jedes Schildern von Nebendingen der Phantasie überlassen werden muß und von Seiten des Dichters eine Hemmung wäre.) Weiter singt der Verfasser „Doch zog man mich heraus. Und schleppte stracks (!) mich vor des Hauptmanns Haus; Mit mir war's aus."

Original: Früh Morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment;
Ich sollt da bitten um Pardon,
Und ich bekomm' doch meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal.
Heut seht ihr mich zum letzten Mal;
Der Hirtenbub ist doch nur Schuld daran,
Das Alphorn hat mir solches angethan,
Das klag ich an.

Ballhorniade: „Ja, Sonne, Deinen Strahl Fühl ich zum letzten Mal! Weil ich die Wacht verließ, so soll ich auch die Welt verlassen, — das ist Kriegsgebrauch! Ade, mein Hauch!" (Diese philosophische Reflexion nimmt sich im Munde eines Schweizer Lanzenknechtes sehr „verhältnißmäßig" aus, wie der Maurergesell im „Fest der Handwerker" zum Berliner Tischler sagt. Eben so passend und rührend macht sich das Abschiednehmen von seinem „Hauch," diese umschreibende Bildersprache ist man in dem Monolog eines gebildeten Theaterhelden gewohnt. Der Soldat des alten Liedes sagt dagegen bloß: „Heut seht ihr mich zum letzten Mal!" denn als Mann des Volkes strebt seine gesunde Natürlichkeit nur nach dem kürzesten Prozeß des directen Ausdrucks, und in dieser Simplicität gewinnt er die höchste Macht der Poesie, die persönliche Incarnation der Wahrheit. Doch weiter, denn der „Umdichter hat jene zwei Verse des Originals zu Dreien ausgepinselt:)

„Ich ward, wie sich's gebührt," (dieser Beisatz, dieser Stiefelknecht, mit welchem sich der Verfasser den ihn drückenden Reim ausgezogen hat, ist höchst stüpend angebracht) „Vor's Regiment geführt; Da soll ich Aermster bitten um Pardon, Und ich bekomme dennoch meinen Lohn, Das weiß ich schon."

„Nun, Brüder, so verzeiht, Wenn ihr beleidigt seid! Der Hirtenbub ist doch nur Schuld daran, Sein mächtig (!) Alphorn hat mir's angethan; Ihn klag ich an." (Während die junge Kriegerseele des Volksliedes nur Heimweh, verzweifelten Entschluß, Kraft, Trotz und wehmüthige, aber energische Resignation des Schmerzes zeigt, finden wir hier einen echten reumüthigen Sündenbock, einen Pudel, der seine Peitsche leckt. Nur mit einem brennenden Licht und einer Citrone in der Hand könnte man diese Stelle würdig lesen. Ein gemaßregelter Candidat der Theologie, dessen eingeschüchtertes Gemüth am Hühnerpips krank ist kann vor dem versammelten Consistorium nicht submisser und timider Abbitte thun. — Nun der Schluß:)

Original: Ihr Brüder alle drei.
Was ich euch bitt', erschießt mich gleich
Verschont mein junges Leben nicht,
Schießt zu, daß das Blut 'raus spritzt,
Das bitt ich euch.

O Himmelskönig Herr!
Nimm Du meine arme Seele dahin!
Nimm sie zu Dir in den Himmel ein,
Laß sie ewig bei Dir sein,
Und vergiß nicht mein.

Ballhorniade: „Ihr die ihr schießen sollt, So schießt denn, wenn ihr wollt. Schießt unverzagt und trefft mich gleich und gut, Daß aus dem Herzen spritzt mein junges Blut! Gott geb mir Muth."

Der Verfasser endigt sein Gedicht mit diesem Capitalvers, indem das zweifelnde, hoffende, fragende, dämliche „wenn ihr wollt" als prächtige Redefigur dasteht, Mund und Nase offen. Den letzten Vers des Originals, in welchem der Verurtheilte in so rührender soldatischer Weise die Gnade Gottes, des Himmelskönigs, anruft, nachdem er mit der des irdischen Herrschers nichts mehr zu thun hat, diesen versöhnenden Vers im gläubigen Geist der alten Zeit und der unverdorbenen auf die Seligkeit sich stützenden Menschenseele zog der Verfasser vor — ganz wegzulassen.

Wie diese Romanze hat er nach Kräften alle von ihm gewählte Volkslieder behandelt. Levin Schücking findet, er sei bei den erzählenden Gedichten oft nicht energisch genug verfahren, und mir scheint er so energisch im Umhauen und Ausroden des poetischen Naturwuchses wie ein Bauer, der seinen Hochwald in einen Kartoffelacker verwandelt. Aber dennoch würde sein Buch Nutzen statt Schaden stiften, wenn sich das gebildete Publicum durch einen Vergleich seiner „Umdichtungen" mit den ursprünglichen Texten den Genuß bereitete, die Schönheiten der letzteren hiebei erst recht kennen zu lernen.

Ich schließe mit der Bemerkung, daß ich gern überzeugt bin, Herr Wager hat es mit der Sache in seiner Weise gerade so gut gemeint, als ich in der meinigen.

Eine Studie über slavische Volkspoesie.

Die gesammte slavische Volkspoesie trägt einen großen gemeinsamen Familienzug: es ist die leidende, Theilnahme und Sympathie erweckende Stimmung des Duldens, der Resignation, der Melancholie, auf welcher sich ihre Lyrik wie auf einem trüben grauen Hintergrunde fortbewegt. Wer je in einem böhmischen oder mährischen Walddorfe jenen ländlichen Tanz mit angesehen hat, der in den spärlich erleuchteten Herbergen zu den lang gedehnten, halb fröhlichen, halb melancholischen Nationalmelodieen der Geige und der Clarinette ausgeführt wird, während draußen der feuchte Nebel fällt und in die geöffneten Fenster dringt; wer beobachtet hat, wie das Mädchen verstohlen mit dem Burschen in den bleichen Mondschein hinausschleicht, um vielleicht einsam hinter dem Hause, auf der Moosbank des stillen Fichtenhaines, noch einmal Abschied zu nehmen von ihrem Liebsten, der nun bald den „kaiserlichen Rock" anziehen und nach Graz marschieren muß; ja wer es verfolgt, wie dies Paar bald darauf wieder zur Stube hineintritt, um sich nach dem geheimen Herzensbündniß der Nacht, nach Weinen und Schluchzen, nach Versprechungen und Liebesschwüren aufs Neue an dem Vergnügen des

Festes zu betheiligen, zuerst aber einen Augenblick auf der leeren Ecke der Ofenbank niedersitzt, auf welcher bei allem Lärmen ein rußiger müder Slovakenbub schläft, von der grünen Steppe seiner Heimath träumend; — wer diese im Grunde immer gleichen Scenen an seiner Seele vorüberwandeln sah, der wird mit wehmüthigem Gefühl in diesem Bilde einen Beitrag, eine charakteristische Illustration zur allgemeinen Seelenstimmung slavischer Lyrik gefunden haben.

Es könnte aus diesem Vergleich scheinen, als würde jene Stimmung großentheils von der landschaftlichen Natur bedingt. Diese Einwirkung findet jedoch nur nebenbei und nicht mehr als bei andern Völkern und in andern Ländern statt. Außerdem ist ja der Naturcharakter in den slavischen Gebieten ein sehr mannigfacher, ebensowohl ein fröhlicher als schwermüthiger und seine Ausströmungen auf die Menschenseele konnten daher auch nur sehr mannigfache sein. Die Ursachen jener Erscheinung liegen wo anders. Es haben im Gemüthe der slavischen Poesie sowohl eine blutige als nergelnde, drückende beängstigende Gewaltherrschaft; ein Mißverhältniß der Stände im gesellschaftlichen Verkehr, und ein Zwang der Devotion, verstärkt von einem durch Mangel an Bildung gesteigerten Trieb zur Willkür und Ungebundenheit, jenen melancholisch trüben Zug hervorgerufen; jenes sinnlich heitere, naive Lachen durch Thränen, welches Brust an Brust, unter einer blühenden Linde das alte rostige, aber immer noch scharfe Damoklesschwert der Tyrannei über sich aus den Zweigen hervorragen sieht und deßhalb wie zwischen Thür und Angel mit verzweifelter Trunkenheit den unsichern Augenblick der irdischen Beseligung genießt:

„Droben vom weißen Herrenhaus,
„Dem stolzen, geht alles Unheil aus,
„Und schwebt zu uns hernieder.

„Darum heut' den Kuß mir gieb
„Goldnes Lieb,
„Kannst Du's morgen wieder?"
„„Brauner Bursch', das weiß ich nicht,""
„Auch ich nicht süße Dirne"
Sie lächelt' und weinte und küßte und strich
Ihm das schwarze Haar aus der Stirne.
Die Nachtigall saß auf des Baumes Höh'
Und sang: Ade, willkommen, ade!

... Eine fernere Ursach zu dieser eigenthümlichen Melancholie slavischer Nationaldichtungen dürfte aber noch ganz besonders in etwas Anderm zu suchen sein, auf das noch niemals hingewiesen wurde:

Wenn man die psychologische Geschichte vieler Völker betrachtet, so stellt sich heraus, daß nordische Stämme, weiter nach Süden hingedrängt, in ihrer geistigen und physischen Lebensfröhlichkeit gesteigert werden: bei südlichen Racen hingegen, die in nordische Länder einzogen, wird jener Lebensfrohsinn durch die klimatischen Verhältnisse bedrückt, verdüstert, eingeengt; harmlose Sinnlichkeit in grausame Wollust verwandelt oder, wenn das Joch der Sklaverei hinzutritt, das gesammte poetische Gemüthsleben in eine schwermüthig elegische, passive, träumerische Duldung und Resignation umgestimmt, die instinktmäßig mit den Naturlauten von Lust und Scherz, mit dem innern Aufschrei des gepreßten Herzens gemischt ist. Altersgraue historische Erinnerungen klingen als Völkerstolz und Völkerklage in zerrissenen, frohen oder trüben Accorden wie die Begleitung einer gigantischen Aeolsharfe dazwischen.

Jahrtausende vielleicht verwischen durch eine selbstständige Nationalentfaltung diese Folgen. Bei den Slaven aber bestehen sie noch und werden um so länger bleiben, da die poetische Entwickelung

dieser Völker wie die Gährung jungen feurigen Mostes unzeitig unterbrochen und ihnen gleich ihrer freien geschichtlichen Entwickelung vom Schicksale gehemmt ward.

Und wer möchte bezweifeln, daß sich alle slavischen Geschlechter zur Zeit der Völkerwanderung und noch später allmählig aus dem Süden Asiens vorgeschoben haben! Ihr äußerer Habitus, ihr Charakter, ihre Privatneigungen, ja einzelne Sitten und Gebräuche beweisen dies, abgesehen von aller Historie, bis zur Evidenz.

Die Slaven brachten aus ihren südlichen Stammländern Barbarei, Naturkraft, passiven aber standhaften Muth und einen heißen Sinnentrieb, gewiß aber auch die leichte äußere Lebensfröhlichkeit der Völkerjugend mit. Es läßt sich begreifen, wie diese Eigenschaften in den verschiedenen neuen Provinzen je nach den Naturverhältnissen und politischen Zuständen mehr oder weniger beengt und dadurch melancholisch gefärbt, oder in ihrer ursprünglichen Expansivität belassen, nie aber zur höheren Kulturblüthe entwickelt worden sind.

Wie reich ist die Scala dieser Stimmungen, wenn wir den Blick in der Volksliteratur der moldauischen, wallachischen, slovakischen, krainischen, wendischen, finnischen, esthnischen, lettischen, (lituslavischen) littauischen Lyrik umschweifen lassen! Je weiter nach Westen und Norden, je geschlossener die Landesgrenzen, je gebundener die Institutionen, je größer das historische Mißgeschick, je mehr tritt auch im Allgemeinen die Verdüsterung der Lebensheiterkeit hervor. Dies steigert sich noch, sobald eine größere Bildung oder Kulturfähigkeit der betreffenden Stämme hinzutritt. Je weiter nach Osten und Süden, je freier, ungebundener und nomadischer wird die Existenz und ebenso die poetische Aussprache wieder und deswegen mehr analog dem Urcharakter des Slaventhums, dem es nicht so wie dem=

jenigen anderer Völker gegeben ist, die Fesseln des irdischen Daseins durch poetische Reflexion zu mildern.

Wie belehrend und gewaltig ist der Gegensatz zum elegisch duldenden, resignirenden Typus der nordrussischen, polnischen und czechischen Lyrik, wenn das kecke Kosakenmädchen im unaufhaltsamen Sinnenrausche der jungen Liebe ausruft:

„Frühling ist worden, juchhe!
„Das Gras erneuet sich,
„Mein Kosak erfreuet mich
„Morgens und Abends und Nachts mit Küssen —
„Was weiter, wer kann's wissen!
„Ruf's in die Welt hinein,
„Kosak, ohn' Unterlaß:
„Mädel will lustig sein,
„Und sollte sie's zahlen
„Mit brennenden Qualen.
„Aia, was schadet das?
„Noch thut mein Jungherz nicht weh,
„Frühling ist drinnen, juchhe!"

Hier ist die frische blutheiße Lebenskraft geblieben, die nicht mit müßigen, genußverkümmernden Fragen vor dem Schreckgespenste der Folgen zurückbebt. Will man diese Lebenskraft zum kriegerischen Vandalismus, zum rohen Heldenthum gesteigert sehen, so muß man zur Poesie Bosniens, zu den Morlacken und Croaten wandern:

Wo der greise Held Krudejar
Ueber Wald und Haide stürmet
Und mit jedem Schlag der Keule
Seiner Feinde Leichen thürmet.
Hängt die Köpfe an den Sattel,
Trinkt voll Durst das Blut der Recken,
Flucht und lacht aus vollem Halse,
Daß sich Berg und Fels erschrecken.

.... Die meisten slavischen Volkslieder haben kein gar hohes Alter und ihre Erinnerung reicht nur ausnahmsweise bis über Dschingis-Chan zurück. Sie bewegen sich gewöhnlich innerhalb der drei, ja man kann sagen der zwei letzten Jahrhunderte. Bei Völkerfamilien, in denen noch täglich fortgedichtet wird, wie zwar überall bei den Slaven, aber ganz vorzüglich bei den Russen, Krainern, Kosaken u. s. w., ist schon dies Alter selten, da die neuern Productionen die ältern immer wieder verdrängen oder in sich aufnehmen. Das Gedächtniß ist für das Volkslied überall dort am treuesten und fleißigsten, wo das Volk im Dichten anfängt aufzuhören. Es wäre aber nöthig, hierauf gleich mit dem schriftlichen Sammeln zu beginnen, weil mit dem Dichtungstriebe auch nach und nach der Trieb zum Singen einschlummert und die Lieder verschwinden. Wir Deutsche haben zu lange mit jener Arbeit gewartet, sie mußte in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts abgethan sein, um eine reichere Ernte zu geben. Viel des Schönsten ist uns auf immer verloren.

Desto mehr holen wir jetzt nach. Nicht etwa im eigenen Lande nur, auch bei den Nachbarvölkern von fremden und verwandten Zungen. Die slavische Race übertrifft die unsere bei weitem an Naturkraft physischer Zähigkeit; ihr Nervensystem wurde auch nicht wie das unsere von Generation zu Generation durch ein Uebermaß von Intelligenz, Kultur und Luxus mit der Verfeinerung zugleich herabgestimmt. Angesichts der Unsicherheit und Gewalt bargen die Slaven das Schwert der Nothwehr unter dem Mantel und den Entschluß der Verzweiflung in der Brust. Ein Firniß der Bildung, mehr oder minder solid, mehr oder minder glänzend, hat ihre mehr vegetative als animale Lebenskraft nicht zerfressen und gelähmt. Die slavische Race gleicht nicht wie die germanische der stolzen Buche, die

in ihrem Saft erstickt und verfault, wenn man ihr Krone und Stamm abschlägt, sondern der Weide oder Linde; der Grundherr kann sie kappen und sie schlägt zu barbarischer Nutznießung in immer neuen Schößlingen aus. Das geschah und geschieht denn auch von Zeit zu Zeit. Ob aber je ein erfreulicher Baum daraus werden kann, ist eine Frage, die freilich den Grundherren und Korbmachern über den Horizont geht. Doch Weide und Linde wachsen zu stattlichen Bäumen, wenn ihnen keine Gewalt geschieht.

Schon von diesen Gesichtspunkten aus müssen uns die slavischen Volkslieder im höchsten Grade interessiren. Sie sind großentheils roher, uranfänglicher und deßhalb jugendlicher und ursprünglicher als viele der unsern. Und unmittelbar neben den rauhesten Klängen finden wir wieder die zartesten Gebilde im slavischen Liede, die mit wahrhaft weiblicher, poetisch verschämter Anmuth wie halb erwachsene Mädchen zum Tanze herantreten, um bald darauf vorüberzuschweben, emporgeblüht im lockenden, entfesselten Rhythmustact der schönen Nationalmelodien.

Leichterschlossen ist der Liedermund der Slaven. Sie dichten indem sie denken und singen indem sie reden und der erregten Jungfrau wird die eigene sinnliche Seele zum musikalischen Instrument, zur tönenden Balalaika, auf welcher Sehnsucht und Verlangen, Leidenschaft und Liebe unbewußt spielen im Traume der Einsamkeit. Daher kommt es, daß uns so viele Tausende von Liedern entgegenklingen, hunderte von Varianten desselben Themas, alle unter sich ähnlich wie ein Frühlingshauch dem andern und doch verschieden, je nach dem Duft der Blüthenbüsche, aus denen er weht.

Man braucht sich nur zur edlen Familie der Serben zu wenden, um in dieser Volkspoesie reale Gestalten voll Mark, Feuer und sittlicher Würde zu finden. Ueberall ist im Slavischen eine gewisse

untergeordnete Objectivität weit mehr herrschend, als im germanischen, skandinavischen, holländischen, englischen, französischen, italienischen und spanischen Volks-Gedichte, wo wir immer schon durch die höhere Civilisation und Ideenausbildung eine in Objectivität verkleidete Subjectivität, eine Abstraction des Denkens antreffen. Dies gewährt allerdings ein tieferes Erfassen des Psychischen, des sittlichen Menschenthums in all seinen heitern und ernsten, offenen und geheimen räthselvollen Lebensfragen. Aber es geht dabei freilich der unbefangene Jägerblick für die äußere vegetative Erscheinung des Menschendaseins in Wald und Heide, in Zelt und Dorf verloren, gerade so wie sich dem Malerauge inmitten der Kultur die Reize des Nackten entziehen oder sich ihm nur ungesund darstellen.

Jenem Jägerblick ist das unsichtbare Band offenbar, welches die Kindheit der normadischen und ackerbautreibenden Völker innig verknüpft mit der landschaftlichen Naturseele, so daß sie Zwiesprach halten mit Wolken und Wellen und mit instinktivem Tastsinn mitten im Verkehr der Elemente stehen. Wo sie auch sind, wohin sie auch ziehen, sie bleiben immer in den Banden engster Nothwendigkeit und können sich nicht freier machen, nicht weiter entfernen von der Scholle, als die Lerche, die singend schwebt über ihrem Neste in der Ackerfurche.

Die Bildersprache in der slavischen Poesie trägt im Ganzen genommen eine orientalisirende Färbung, die sich erst im Norden abkühlt und einer directeren mehr plastischen Schilderung weicht.

Besonders nahe liegt uns eine slavische Nation, deren Lyrik gründlich erforscht und möglichst treu und sprachlich vollendet übersetzt zu werden verdiente. Es ist die czechische. Die Versuche in dieser Sphäre sind zerstreut oder mißlungen. Und dennoch enthält unter andern Editionen die „Pisne Narodni“ (1842 in Prag von

Karl Jaromir Erben edirt) eine so treffliche umfassende Vorlage für eine böhmische Volksliedersammlung.

Es ist wunderbar, daß die böhmischen Volkslieder zur Zeit der Hussitenkriege nicht mehr Grausamkeit, nicht mehr Blut aufgefangen haben; ja man muß es sogar bezeichnend finden, daß darin von jener Katastrophe wohl hin und wieder mit Begeisterung, gewöhnlich aber mit einer verhüllten Klage gesprochen wird. In ähnlicher Weise treten die nachhaltigen Spuren eines gewaltsamen Religionswechsels hervor. Durchschnittlich zeigt sich in diesen Liedern, abgesehen von jener verzichtenden schwermüthigen Grundstimmung, die czechische Nation gefühlvoll, mit Humor und Witz begabt, und bei aller Keckheit und naiven Naturfrische doch so sehr sich zu einer Reflexion der elegischen Sentiments hinneigend, als dies die Naivetät gesunder, animaler Volksempfindung gestattet.

Es herrscht darin ein weicharmiger graziöser Leichtsinn, der so kokett lockend und liebenswürdig ist, als die ovalen, braunäugigen böhmischen Mädchenköpfe. Eine ergreifende Tiefe des Gemüths, eine dramatische Gewalt, eine seelenverzehrende Leidenschaft und allinnige Hingebung des Herzens, oder gar eine fruchtbare Fülle des Gedankenlebens, die sich zugleich in überraschenden Formen ausspricht, — diese Eigenschaften des deutschen Volksliedes muß man allerdings in dem der Slaven überhaupt nicht suchen. Ist es aber auch nöthig, sie zu finden? Der Kenner der Weltlyrik wird auch die einfacheren Ergüsse der slavischen Muse entzückt willkommen heißen und sie würdig achten, in deutscher Zunge wiedergegeben zu werden.

Es sind Gebilde, die mehr Farbe als Zeichnung, mehr Dämmerung und Halbtinte als Klarheit von Licht und Schatten, mehr

Relief als freistehende Plastik, mehr Ton, Melodie und Stimmung als Harmonie und Compositionsidee, mit einem Wort, mehr tastende Andeutung als selbstbewußte Ausführung haben. Es sind nicht die articulirten Strophen der Künstlerin Nachtigall, nicht die des kecken Finken, oder der fröhlichen Lerche, die ihr heiteres Lachen in den blauen Himmel hineinschmettert; es sind die Lieder des scheuen Hänflings, der klagenden Drossel, welche von der hohen Wettertanne hinab durch den abendlichen Wald tönen, draußen in Steppe und Haide von dem monotonen Ruf der Rohrdommel und des Brachvogels beantwortet. Doch alle gehören zu dem großen Orchester der lebendigen Natur und wer möchte kaltsinnig abwägen den Werth der einzelnen Stimmen und seine Seele verschließen gegen ihren poetischen Reiz!

Vereinsamung der lyrischen Originaldenker und Freiheitsdichter.

Robert Burns; Béranger; Thomas Hood.

Wenden wir uns auf einen Augenblick ab von so vielem Neuen, das veraltet ist; wie lockt dagegen Altes, das immer neu bleibt!

Treten wir heran an den Grabhügel von Robert Burns.

Unbedingt verhungert ist er gerade nicht, dieser große Genius. Aber Noth und Nahrungssorgen haben doch so emsig an seinem Lebensfaden genagt, daß der Dichter hoffnungslos wurde gegen irdisches Wohlergehen, daß seine Seele ein Vergessen suchte im Arm der Leidenschaft und daß er, ein vom Glück Verlassener, schon in seinem achtunddreißigsten Jahre vom irdischen Schauplatz abtreten mußte. Außerdem hat ein begabter Mensch das Ende nicht so leicht, als ein wohlhabender unbedeutender Gimpel, der blos ganz bequem physisch zu sterben braucht: jener muß auch noch seinen Geist aufgeben. Vor Allem aber geht ein Genie selten so rasch und so leicht zu Grunde, denn es besitzt Kräfte, sich gegen das Schicksal zu wehren, und es finden sich in der Regel Freunde und Gönner, die wenigstens so viel thun, ihm das Zugrundegehen — zu verlängern.

Das Leben von Burns ist inhaltvoll, um so mehr inhaltvoll,

da es ganz ein empfindungsreiches, nach innen gekehrtes Menschen-Dasein; keine nach Außen gewandte, thatenvolle Laufbahn war. Diese Wahrheit wird Jeder nachempfinden, wenn er bedenkt, wie der Dichter ursprünglich nichts weiter als ein armer schottischer Landmann war; wie er, da sein Herz die Liebe zu einem minorennen Mädchen gegen den Willen des Vaters nicht aufgeben wollte, sich entschloß, in die neue Welt zu reisen, um einer Verhaftung zu entgehen; wie gerade in diesem Moment seine eben edirten Gedichte berühmt wurden; wie er nach Edinburg ging, hier als Curiosum gefeiert ward, sich später für eingenommenes Honorar einen kleinen Landsitz kaufte, dort zu verarmen drohte und endlich sich glücklich schätzte, einen Accisepoften zu erhalten. Auf diesem Posten behandelte ihn seine Behörde, die einen tüchtigen Lohnarbeiter, aber keinen kränklichen, Freiheitsideen huldigenden Dichter haben wollte, natürlich angemessen niederträchtig, machte ihm hartherzige, aber regierungszweckmäßige Geldabzüge, ließ ihn nie zu einem höheren Amte gelangen; und an Körperkraft gänzlich gebrochen, entweder den Bettelstab oder den Hungertod vor sich sehend, starb Burns als verzweifelnder Gatte und zwar milderweise im Fieberwahnsinn, welcher ihm den Jammer des letzten klaren Ueberblicks über seine elende Familienlage gnädig verbarg.

Mancher Wohlwollende wird vielleicht gerührt ausrufen: Hätte doch der edle Burns lieber heut zu Tage unter uns Deutschen gelebt, um ein weniger klägliches Loos zu haben! Möglich, daß es ihm etwas sanfter ergangen wäre. Aber das deutsche Publikum würde auch andere Anforderungen an ihn gemacht haben, denen er schwerlich entsprochen hätte, zum Theil aus Stolz, zum Theil weil seiner einfachen Jugendbildung die dafür nöthige Intelligenz nicht zu Gebote stand. Seine deutschen Freunde würden zu ihm sagen: „Lieber

Robert! Du hast zwar einen Band Gedichte herausgegeben, der vielfache Anerkennung gefunden hat und vielleicht zum Besten gehört, was in der Lyrik auf dieser Welt existirt. Jetzt aber mußt Du Dich an etwas Ordentliches, Größeres machen; Du mußt der Nation von einer andern Seite kommen. Schreib z. B. einen Band Novellen, das nächste Jahr ein Drama, dann einen Roman, und so wird Dich das dankbare Publikum von einer Ostermesse zur andern in Erinnerung behalten, und Dich höchstens dann so ziemlich aus dem Gedächtniß verlieren, wenn Dir einmal ein Wurf mißglückt. Deine Erholungsstunden mußt Du zu längeren Zeitungsartikeln und Correspondenzen benutzen, damit Du leben kannst und noch den Vortheil hast, nebenbei andern Schriftstellern als Kritiker Respect einzuflößen. Wenn Du aber freie oder starke Gedanken in der Brust trägst, so mache sie erst zahm und wohlgefällig und lasse sie nicht wie sonnentrunkene Adler, sondern wie süß flötende Gimpel und scheue Turteltauben ausfliegen, die liebegirrend Schutz suchen unter den Tändelschürzen der literaturverständigen Damenwelt."

Burns' Antwort auf diesen sehr praktischen Rath, der freilich nicht in die Ewigkeit, wohl aber in die Speisekammer führt, würde zu grob gewesen sein, um sie weiter zu erzählen. Er war Lyriker durch und durch und er wollte nichts Weiteres und nichts Größeres sein, als die großen antiken Volksdichter Pindar und Theokrit, denn auch diese waren Volksdichter wie er, im bedeutungsvollen, einzig richtigen Sinne des Wortes. Burns hätte es verschmäht, sich dem Publikum als ein in allen Farben schillerndes Chamäleon, als Allerweltschreiber darzustellen, da er doch nur jenes eine starke Talent in sich empfand. Für jenes Talent wollte er Anerkennung, für nichts Anderes, und er würde diese im heutigen Deutschland erst lange nach seinem Tode, das ist für ihn so gut als gar nicht, gefunden haben, denn der

Autor ist nicht sein Buch. Dies hat freilich Zeit zum Warten, dem Verfasser reißt die Geduld, er stirbt.

In Schottland aber empfing der unglückliche Poet seinen Ruhm noch bei Lebzeiten. Wir wollen daher sein Geschick nicht durchaus beklagen, noch weniger aber glauben, das schottische Publikum sei sittlich oder ästhetisch besser gewesen, als das unsre. Im Gegentheil stand es gewiß auf einer viel tieferen Bildungsstufe; aber es hatte leichtere Mühe, sich über literarische Erscheinungen zu orientiren. Es gab damals so wenig literarische Kräfte, es wurde so wenig edirt, es war eine so sterile, in seiner Art steife, blasirte Zeit, daß jedes nur einigermaßen frische Product ungemein auffiel und wie eine grüne Oase in der Wüste weithin sichtbar wurde. Die Salons in Edinburg wußten vor Langeweile nicht, was sie beginnen sollten. Die Poesie war wie ausgestorben, die Seelen der Gebildeten und Halbgebildeten schwammen gleich matten Fischen im lauwarmen Pfuhl der Nüchternheit umher und ließen sein seichtes Wasser mißmuthig durch die Kiemen strömen. Da trat Burns auf mit seiner Naturkraft voll ursprünglicher Begeisterung, Einfachheit und Energie; voll gesundem Humor neben lyrischer Innigkeit und phantastischer Tiefe des Gemüths. Dabei hatte seine Sprache in ihrer reizenden Originalität wohl mit derjenigen die meiste Aehnlichkeit, die wir im deutschen Volksliede und zum Theil in Bürgers und Göthes Gedichten finden: sie verband die malerische mechanische Kraft des Erstern mit der primitiven, rein menschlichen und doch so musikalischen Ausdrucksweise des Letztern. Hatte doch auch Burns, der selbst im Volke lebte und an der Brust der Natur athmete, das Volkslied als tiefste äußere Anregung in seinen Geist aufgenmmen, ganz wie jene beiden größten deutschen Sprachbildner der Lyrik.

Was mußte es auf das Volk jener Tage, das sanglustig war

und doch nicht immer seine alten bekannten Lieder wiederholen mochte; auf den nach wirklicher Poesie strebenden gebildeten Mittelstand, — was mußte es auf die zahlreiche, mit Zopfliteratur geplagte Studentenjugend, ja vor Allem auf jene nach Belustigung und Erregung verlangenden Lords und Ladies für einen dämonischen Eindruck machen, als mitten in dieser Pygmäenwelt plötzlich ein wahrer Dichter auftrat, und sich an ihn noch der barocke, „magnifique" Reiz knüpfte, daß er ein Bauer war! Gerade diejenigen Lieder, welche wir jetzt viel zu kräftig finden würden:

Bunter Wechsel ist das Leben,
Wir beachten nicht, wie's geht;
Laßt die Sitte den erheben,
Der in gutem Ruf noch steht!

Hoch leb' Schnappsack, Beutel, Tasche!
Alles was das Land durchstreicht!
Schatz und Kinder, Glas und Flasche!
Hoch, daß es zu Lüften steigt!

Zum Gucuck, die's Gesetz beschützen!
Freiheit ist ein Göttergericht!
Höfe nur dem Feigling nützen,
Kirchen nur dem Pfaffengezücht!

gerade diese Lieder in ihrem kecken Balladencharakter waren ein Hautgout für die damalige vornehme Gesellschaft, die sich in ihrer hohlen Ueberfeinerung nach Schwarzbrod und Grobheit sehnte. Burns schonte Niemand, und selbst die geschlagenen Leutchen des Salons fanden die moralischen Rippenstöße pikant, welche er austheilte. In der That erquickt dies blasirte Menschen mehr, als es sie verletzt und Heine sagt einmal sehr treffend: In Aachen ist es so langweilig, daß selbst am hellen Tage die Hunde auf der Straße liegen und schlafen. Gieb ihnen doch einen Fußtritt, o Fremdling, vielleicht verschafft ihnen das Unterhaltung!

Außerdem fanden die warmen treuinnigen, hinschmelzenden Liebeslieder von Burns, welche zugleich so viel Lebensmuth, so viel heitere Lust, kecke Sinnlichkeit und costümirte Volkscharakteristik bekundeten, in allen wahrhaft empfindungsvollen Herzen einen tiefen Wiederhall. Die aristokratischen Kreise der Leserwelt verfielen darüber in dasjenige congestive Schmachten und Schwärmen des unbeständigen Herzens, welches sich in verschiedenen Zeiten mit verschiedenen Formen repetirt, aber immer denselben werthlosen Werth hat, gleichviel ob es durch Goethe oder Oskar von Redwitz hervorgerufen wird. Und auch für Diejenigen, die sich für kirchliche Zustände, für politische Fragen und für oppositionelle Ideen im Gebiete der gesunden Realphilosophie interessirten, — und welche Schichten der Gesellschaft hätten dies bei den Briten je unterlassen? — auch für diese rollte Burns sein fliegendes Gedankenbanner siegreich auf! Indem er die Freuden und Leiden des Landmanns, des Bettlers, Landstreichers, Schmugglers, Matrosen, des verworfenen Sünders und des wackeren Mannes besang, besang er die Lust und das Wehe, das Erringen und Irren der Menschheit überhaupt. Er wurde von den Zeitgenossen gehört, man las und pries seine Gedichte noch während er lebte, und wenn man darüber auch den Poeten vergaß und verkommen ließ, so darf man deshalb den Leuten keinen Vorwurf machen: Diese haben es noch immer dem Himmel überlassen, seine Nachtigallen und Lerchen selbst zu füttern und zu beschützen. Gewähren doch dagegen dieselben Leutchen dem Geiste stets eine Stätte auf Erden, auf welcher er sich zu ihrem Besten — ungenirt opfern kann.

Die belebende, das Gefühl vertiefende Lectüre von Robert Burns sollte in Deutschland für die gegenwärtige Zeit hauptsächlich deswegen passen, weil unser Publikum durch seichtes, prüdes, süß-

sentimentales Reimgeklingel, vermischt mit idyllisch orthodoxem Ochsengeläut, in seiner Geschmacksrichtung verwirrt worden ist und nicht genug flammende Seelenworte und gesunde rückhaltlose Aussprüche hören kann, um sein Wohlgefallen an der geschminkten Muse des Tages zu verlieren. Burns ist ein Urquell, aus dem die ästhetische Empfänglichkeit mit Vortheil trinken wird.

In allen Uebertragungen nach Burns wird der deutsche Leser mit einer gewissen Aversion Verse finden, wie:

Leg Deine Hand in meine, Maid,
In meine, Maid, in meine, Maid,
Und bei dem weißen Händchen, Maid,
Gelob mein Lieb zu sein!

Solche Spielereien des Wortklanges, die im Schottischen oder Englischen sich auf Vorgänge des Volksliedes stützen und für dortige Ohren oft gar heimisch reizend klingen mögen, sind ganz gegen unsern deutschen Sprachgenius. Ja sie sind überhaupt gegen die Forderungen der Gedankenökonomie und der für alle Welt geltenden Schönheitsgesetze, sobald sie nämlich zur äußerlichen Methode werden und hieran sei noch eine specielle Bemerkung geknüpft.

Es ist auffällig und ganz dem Sündenregister der deutschen Lyrik analog, daß auch die englische neue und allerneueste von einer ungemein weichlichen Sentimentalität und weltschmerzlichen Verschrobenheit voll ist. Gehaltreiche Stoffe werden beinahe gar nicht bearbeitet, die Naturschilderung bewegt sich in traditionellen Kreisen und während die Ballade und Romanze bei ihrem spärlichen Anbau mit großen Anstrengungen in die Fußstapfen der altenglischen und schottischen Gedichte dieser Gattung tritt, wie ein kleines Hündlein in die Spuren eines großen starken Wolfes, so heftet sich das Liebeslied, überhaupt das subjective kleinere Stimmungsgedicht mit sehr

unheimlicher Manierirtheit an die Vorbilder des lyrischen Volksliedes und an die von diesen wieder beeinflußten Gesänge des Burns und Thomas Moore ängstlich und oft mit einem gewissen Anflug von hingebender Blödsinnigkeit an.

Nur zwei Beispiele seien erlaubt. Der talentvolle Charles Kingsley dichtet folgendes Lied:

O Mary, geh' und ruf das Vieh nach Haus,
Und ruf' das Vieh nach Haus
Ueber den Sand von Dee.
Der Nachtwind schnob, und feucht war sein Gesaus,
Und ganz allein ging sie.

Die Springfluth kam, sie sprang herauf am Sand,
Sprang über den weiten Sand,
Den weiten, weiten Sand.
Rings um und um den Sand,
So weit das Auge sah.
Der Nebel kam herab und barg das Land —
Und keine Maid war da.

O sag', ist's Tang, ist's Fisch oder fluthend Haar,
Ein Strang von goldnem Haar,
Ertrunknen Mädchens Haar,
Das schwimmt dort auf der See?
Kein Salm noch Seefisch schien so goldenklar
In diesen Pfählen je.

Sie ruderten durch der Fluth Gebraus,
Durch's rollende Gebraus,
Durch's grausame Gebraus,
Am Strand begrub man sie.
Noch hört der Schiffer, wenn sie ruft das Vieh nach Haus,
Ueber den Strand von Dee.

Was soll man von diesen geschmacklosen Wiederholungen, von dieser einfachen Todthetzung ein und desselben Begriffes, ja ein und

desselben Wortes denken! Ich erwähne diese Verirrungen blos, weil sie neuerdings auch in Deutschland Nachahmer finden. Wenn ein solches Lied, wie das eben mitgetheilte, das man doch Menschen zur Lectüre zumuthet, ein Schaf lesen und verstehen könnte, so würde es augenblicklich die Drehkrankheit bekommen und zu spät einsehen, wie die lieben Thiere zu beneiden sind, daß ihnen mit der übrigen Geisteskultur auch die modernste Lyrik bis jetzt verschlossen blieb.

Ein anderer Dichter, Thomas Ingoldsby, sagt:

Als ich lag in Gedanken, Gedanken, Gedanken,
Gar fröhlich sang der Fink, der saß im Busche grün.
Da ritt zur grünen Stell'
Ein Ritter froh und schnell,
Sein Helmbusch schien so hell,
Sein Herze schlug so kühn.
Von seines Rosses Huf
Sah' ich die Funken sprüh'n.

Als ich saß in Gedanken, Gedanken, Gedanken,
Traurig sang der Fink, der saß im grünen Baum.

Hierauf folgen wieder einige darstellende Zeilen, und dann geht es abwechselnd noch in viermaliger Wiederholung mit dem „Gedanken, Gedanken, Gedanken" bis an's Ende fort. Allerdings ist Ingoldsby bei diesem Gedicht gestorben, jedoch keineswegs, wie man vermuthen sollte, an dem abschreckenden Eindrucke des Liedes selbst, sondern weil er überhaupt schon auf dem Sterbebette lag. Doch der Umstand, daß dieses Gedicht sein letztes war, kann keine Entschuldigung für die Manier desselben bilden, mit welcher die englischen Lyriker in ebenso naiver Albernheit spielen, wie kleine Mädchen mit ihrer Puppe.

Doch zu unserm Grundthema zurückkehrend, zeigt sich nicht nur für den selbstständig denkenden charakterstarken Lyriker ein klippenvolles Dasein.

Es ist ein noch schwereres Loos, ein bedeutender und zugleich politisch oder social freisinniger Dichter zu sein. Genug Poeten giebt es, die dadurch zu Grunde gingen, nur einzelne wurden dabei vom Schicksal geschont und gepflegt. Ein solcher war Béranger. Gefeiert im Leben, blieb er für sein Volk selbst im Tode noch eine fortlebende Reliquie, deren Bewunderung das Regiment der Reaction nicht zu stören wagte.

Béranger war ein politisch freisinniger Dichter. Aber was heißt das? Im Grunde nicht eben viel, denn die Opposition gegen irgend eine bestehende Richtung nennt man oft Freisinnigkeit, und diese Opposition kann eine ebenso blinde wie egoistische sein. Man hat Beispiele, daß Schriftsteller ihr zu Liebe die größten Albernheiten behaupteten, obschon sie sonst keine beschränkten Köpfe waren. Freisinnigkeit ist nicht immer echter Drang nach Freiheit, sondern sehr oft blos vorlaute Phrase und romantisches Begehren nach Unabhängigkeit von den gesetzlichen Verpflichtungen gegen die Gesellschaft,

Im Allgemeinen aber in seinen Gesinnungen und Ansichten moralisch frei zu sein und seiner Ueberzeugung mit Todesverachtung Worte geben, das ist die höchste Aufgabe jedes Poeten, und wenn er diese zu lösen bestrebt ist, so wird ihn der Weg dieser edlen Gradsinnigkeit in den meisten Fällen ohne Hindernisse an den Lorbeerbaum und an den — Bettelstab bringen.

Dieses moralische Freiheitsgefühl eines lyrischen Denkers, der keine Rücksichten nimmt, — dieses dithyrambisch um sich hauende zweischneidige Schwert der poetischen Polemik ist es eben, welches die Welt sich ungern zeigen läßt.

Wer ohne Scheu Erkenntnisse ausspricht, wo sie ihm aufstoßen,

der kann keiner Partei mehr dienen, denn er wird Ideen und Schlußfolgerungen finden, die ab und zu die Anschauungen und Vorurtheile aller Parteien beleidigen, weil sie streng wahrheitstrebend sind.

Ich sage „wahrheitstrebend,“ denn dies Suchen und Ringen allein ist uns beschieden. Wir können dabei nur einzelne Wahrheiten finden, die Wahrheit selbst bleibt uns auf ewig verborgen. Wenn ich als alter Grieche Götterbilder aufzustellen hätte, ich würde auch der Wahrheit eine Stelle geben, aber das Piedestal bliebe leer, denn der Anblick der Wahrheit ist nicht von dieser und nicht für diese Erde. Wer die Wahrheit gewönne, würde zu sein aufhören, weil er zu streben aufhören müßte. Darum hatte jener Mann der Gedankenlauterkeit recht, welcher nach Oben gewendet sprach: „Laß mir den Zweifel, Herr! und behalte Du die Wahrheit!“

Und eben deshalb tritt schon allein dieses Streben nach dem, was Tod und Seligkeit zugleich ist, der Welt als ein feindliches Element, als eine bittere Arznei entgegen, und die Kranken erkennen sie gewöhnlich erst, wenn der Arzt längst von ihnen geschieden ist.

Wer aber statt schneidendes, dunklen Schatten werfendes Licht behagliche Dämmerung voll süßen, himmlischen Irrthums bringt, der handelt den Sinnen der Menschen zu lieb; und am meisten verlangen sie dies von dem Poeten.

Ein Dichter, der die Befriedigung solches Verlangens mit seinem Gewissen nicht vereinigen kann, der hat eben jenes schwere Loos eines moralisch freien Redners zu ertragen. Alle Begeisterung, allen Glanz, das Tüchtige, Erhabene zu verherrlichen, wird sein Talent in die Schranken führen und mit aller Kraft der kritischen Vernunft, mit allen Waffen des Humors, des Witzes, des Spottes und der verdammenden Verachtung entlarvt er Unrecht und Irrthum, gleichviel, ob sie am Mächtigsten dieser Erde getroffen werden.

Nur wenn der freisinnige Dichter einer einzelnen Richtung, einer bestimmten Fraction als Apostel dient, wird sein Geschick erträglicher, ja vielleicht glänzend. Er huldigt dann einem ganzen Ritus sammt allen Mängeln und Beschränktheiten desselben und dies knüpft ihn traulicher an den Beifall von Tausenden fest; außerdem hat er das ganze Heerlager seiner politischen Partei für sich. Es ist ein Trost, für die Steinigung auf der einen Seite, auf der andern mit Weihrauch bestreut zu werden.

Béranger hatte die innere Neigung zu einem vollkommen freien Denker; aber er spannte seinen Pegasus an den Triumphwagen einer besondern, nicht an den einer allgemeinen politischen Tendenz. Er war als Poet im Reiche der Phantasie, was ihm die logische Consequenz als Menschen im Reiche der Wirklichkeit zu sein versagt haben würde: ein starrer Republikaner und zugleich der rechnungtragende Hofdichter vom Ruhme eines todten, durchaus despotischen Kaisers. Er spielte diese Doppelrolle mit Ueberzeugung, und diese Kokarden an seiner Parteikappe, die ihn trefflich kleidete, sicherten ihm den Erfolg zu Lebzeiten. Was er noch im Uebrigen ganz besonders war: der Sänger vom Wohl und Wehe des sogenannten gemeinen Volks; der Vertheidiger der Gemißhandelten und Armen, das Alles würde seinen Ruhm nicht so zeitig, ja vielleicht niemals zum Durchbruch gebracht haben.

Beispiele beweisen eine Ansicht nicht, aber sie unterstützen sie. Ein solches Beispiel bietet der englische Lyriker Thomas Hood.

Hood's Genius hat, so lange der Dichter lebte, diesem weder eine sorgenfreie Existenz, noch genügenden Ruhm erworben, denn obgleich Hood eigentlich in socialistischer Richtung die Bedrückten, schwer um das tägliche Brod Kämpfenden vertreten und für die Noth des vierten Standes seinen Ruf gen Himmel gesandt hat, so stand doch

seine Muse speciellen politischen Bestrebungen fern und ging mehr auf das allgemein Menschliche ein. Er trug kein bemaltes, sichtbares Parteibanner. Er schmeichelte den Vorurtheilen nie. Wohl aber beleidigte sein Witz die ansässige, privilegirte Lebensbehaglichkeit der begüterten Stände. Es ist verletzend für Den, der sein leckeres Mittagsmahl verdaut, hören zu müssen, daß nicht weit davon ein Besserer verhungert. Thomas Hood läutete die Armesünderglocke für die begüterten scheinbaren Ehrenmänner, und da man ihm den Klöppel nicht mit der Watte der Toleranz umwickeln konnte, hielt man sich wenigstens die Ohren zu und aß und verdaute weiter.

Wohl machte es endlich eine mächtige Wirkung, als der Poet sein Lied vom Hemde sang, das noch heute vom Volke nachgesungen wird. Parlamentsacte und zahlreiche Vereine zu Gunsten der Londoner Nätherinnen folgten einander im Fluge, und viele Nachahmer suchten den Ton zu treffen, der in diesem und andern echten Volksliedern Hood's das Land erschüttert hatte.

Aber dies hinderte doch den gewöhnlichen Verlauf des Dramas nicht. Der Dichter, welcher die Armuth geschützt, fiel der Armuth zum Opfer. Die rastlose geistige Thätigkeit im Kampfe mit den Nahrungssorgen zerstörte seinen Körper und gab ihm den Todesstoß. Nur eine Berufung auf Robert Peel hinderte die Gläubiger, dem unglücklichen Kranken sein Bett zu nehmen.

Bedarf dies Mißgeschick noch eines Commentars? Der Sterbende wird über dasselbe am wenigsten entrüstet gewesen sein, denn der Große fühlt am besten, daß ideale Großthaten nicht dazu da sind, sie der Welt gegen materielle Dankbarkeit zu verkaufen. Der Genius ist immer ein Geber und seine offene Hand zu schließen vermag nicht der Undank, sondern nur der Tod.

Verschiedene Erscheinungen und Richtungen

der

Prosaliteratur.

Die Selbstcharakteristik durch die Briefliteratur.

Mendelssohn's Correspondenzen.

Unsere Gegenwart legt den Briefen bedeutender Persönlichkeiten den vollen Werth bei, welchen sie für die Kultur- und Literaturgeschichte besitzen. Die letzten zehn Jahre haben die Briefeditionen verschiedenster Art zu einer Bibliothek anwachsen lassen. Allerdings wird über diese Pflege oft die Thatsache übersehen, daß die eigentlichen Werke der Schaffenden die directesten Offenbarungen ihres Individuums bilden, dagegen der persönliche Verkehr und die Correspondenzen immer nur als Ergänzungen in zweiter Linie stehen. Wahrhaft große Genien haben ihren Charakter stets durch ihre Schöpfungen laut gepredigt und keinen wesentlichen Punkt desselben dunkel gelassen.

Freilich kommt es dabei stets auf die Zeitepoche und die Lebensverhältnisse der Betreffenden an; oft waren diese veranlaßt, durch Hieroglyphen zu reden, die nicht Allen deutlich sein können. Hier bietet nun die Briefliteratur der gebildeten Mehrheit des Publikums einen Schlüssel zum Verständniß dar.

Wir empfangen durch Privatergüsse Aufschluß über viele wichtige Ansichten, welche sonst kaum von dem schärfsten geistigen

Auge zwischen den Zeilen der Autorwerke zu lesen sein würden. Sie bilden häufig das treuherzigste und ehrenvollste Glaubensbekenntniß, welches den unreifen, bedrückten politischen Zuständen gegenüber bei Lebzeiten von den Schreibenden nicht abgelegt werden konnte.

So tritt nicht selten ein Geist als Mann des Lichtes hervor, den man als stillen Freund der Dämmerung in Verdacht hatte, weil er stets genöthigt war, sein tägliches Brod zu dem zähen Rindfleisch der Rücksichten zu verspeisen und doch die Ochsen durch seinen Tadel nicht schmackhafter gemacht hätte.

Aber noch in vielen andern Beziehungen sind Briefe und Briefwechsel von lebhaftem Interesse. Während die Biographie gleichsam nur in einer freien Handzeichnung nach bestem Augenmaß das Bild eines öffentlichen Charakters wiedergiebt, stellen es seine eignen Briefe, ohne daß er es will und weiß, ganz oder in der Regel wenigstens als Brustbild in einer Photographie dar; der Sonnenschein der Selbstempfindung und des Eigengefühls ist es, welcher die Linien und Formen der Individualität untrügerisch und unbestechlich auf dem dunklen Aetzgrunde der Umgebung zeichnet. Alle kleine und große Leidenschaften, Liebhabereien, Sympathien und Antipathien treten klar zu Tage und die verborgensten Wurzelfäden der Motive werden in den feinsten Schattirungen herausgehoben.

Daß sich eben in Briefen diese größere personelle Treue geltend macht, ist leicht erklärlich. Wer als Autor irgend welcher Art mit dem Bewußtsein schreibt, daß er es für die Oeffentlichkeit thue, wird selten ganz unbefangen schreiben können. Immer wird sich die Absicht nach einer bestimmten, wünschenswerthen Wirkung einmischen, und zwar nach einer Wirkung auf die dem Schriftsteller

fremd und darum kalt gegenüberstehende Masse der Menschheit. Diese verhält sich ganz objectiv, das heißt sie hat meistens gar kein Vorurtheil gegen ihn, weder ein günstiges noch ein ungünstiges. Der Autor wird sich daher nur zu häufig veranlaßt fühlen, manche kostbare Erkenntnisse seines nach Wahrheit ringenden Geistes zu verhehlen, weil sie nur zu leicht mißverstanden werden könnten. Guten Freunden aber, die gegen ihn ein günstiges Vorurtheil haben, theilt er sie offen mit, denn er ist überzeugt, daß man ihn nicht verkennt.

Am größten und kindlichsten wird diese Offenheit, wenn die Briefe an eine Geliebte gerichtet sind. Dem Geist der Liebe giebt sich der Redende mit grenzenlosem Vertrauen hin, und er spricht wie gegen sich selbst, frei aus tiefster Seele in unbewachten Monologen. So wird die äußere abschließende Hülle, die ihn umgiebt, durchsichtig wie Glas und man sieht das allerverborgenste Leben des Herzens pulsiren und blickt in die Werkstatt des Geistes, wo die Entwürfe und Anfänge der Gedanken und Anschauungen wie die Modelle eines Bildners durcheinander stehen und der liebevollen Vollendung harren. Da schauen wir die geheimsten Eindrücke und Stimmungen, welche sich dem Genius über Mitlebende gestaltet haben, und wir nachempfinden die freudigen Hoffnungen, die er sich auf eigene Kraft erbaute. Es ist eine holde, viel irdischen Schmerz versüßende Wahrheit: wer das Werdende, Wachsende erblickt und theilnehmend mitgenießt, der wächst unwillkührlich auch mit, und seine Seele dehnt und erweitert sich auf den reinen Gipfeln des Fortschritts.

So entfaltet sich uns durch die Correspondenzliteratur mehr und mehr das Bild des Individuums.

Ist die Persönlichkeit, der Charakter in innerer und äußerer Erscheinung, überhaupt in jedem Schriftwerk das Erste und

das Letzte, das uns entgegentritt, so gilt das für nichts so sehr, als für Briefe, diese Fenster des Gemüthes, welche der Schreibende unwillkürlich öffnet, uns einen Einblick gewährend in die psychische Häuslichkeit, seines ureigenen innersten Ich. Briefe, die nicht mit einem auf die spätere Veröffentlichung hinschielenden Auge geschrieben wurden, zeigen mehr oder minder das Negligée der Rede, des Stils, welcher der Mensch ist. Dies Negligée kann liebenswürdig sein, auch in der äußeren Form. Doch so ist es nicht immer bei schöpferischen Naturen. Zeigt es ihr Auftreten, ihr Umgang mit dem Nächsten nicht hundertfach?

Das geht natürlich zu.

Eine grübelnde, nach innen gekehrte und dazu sorgenvolle Beschäftigung, wie sie die meisten Producirenden treiben müssen, giebt dem Menschen eine unberechtigte Gleichgiltigkeit gegen gesellschaftliche Formen und somit eine ungewandte, ja schlechte Haltung. Darum vernachlässigt sich oft bis zur Unsauberkeit der Gelehrte und leider nicht selten auch der Dichter und Künstler.

Eine nichtschöpferische, unthätige oder praktische Lebenscarrière ohne Qual, wie sie ein Rentier, ein glücklicher Kaufmann ꝛc. verfolgen, lenkt dagegen den wenig überladenen, pecuniär sorgenfreien inneren Sinn auf äußerliche Eleganz. Solche Persönlichkeiten halten auf gefällige Tournüre und gute Salonequipirung. Nicht blos ihr Körper, auch ihr Dialog präsentirt sich in der feinen Leibwäsche des delicaten Umgangtons.

Persönliche Beobachtungen und der Vergleich von Biographien verständiger Leute mit denen großer Geister liefern dies Ergebniß.

Michel Angelo zog sich, wie man sagt, alle Monat nur ein-

mal an und aus! Hat man wohl jemals von einem Manne aus praktischer Lebenssphäre, ja vom verkommensten Menschen dergleichen gehört? Nur der höchste Tiefsinn kann der Weg zum höchsten Unsinn werden. Das Merkwürdigste ist, daß solche hohe geniale Naturen den Widerspruch jener üblichen Gewohnheiten gegen die Anforderungen des ästhetischen Gefühls in sich selbst und in Andern bestens ertragen. Man sollte doch denken, es wäre für jedes Genie ein niederdrückendes Gefühl, nicht blos mit dem Geist, sondern auch mit dem Geruchssinn empfunden zu werden. Keineswegs! Diese erhabenen Käuze sind so tief in andern Sphären versunken, daß sie das Nasenrümpfen der Welt kaum auf Augenblicke alterirt und ihnen selbst ihre Schnupftabaksdose und ihr alternder Schlafrock mit seiner patina di tempo ehrwürdig vorkommen. Sie bessern sich in demselben Verhältnisse schwer, als sie der Aeußerlichkeit eines leichtblütigen Lebens unzugänglich sind.

Die Denker und geistigen Arbeiter sollten Tanz-, Reit- und Exercierstunde nehmen und sich einen geschmackvollen Schneider halten, vor Allem aber immer das Geld haben, dergleichen bezahlen zu können.

Dieser letzte Wunsch realisirt sich selten und darin liegt ein wesentlicher Grund zur allgemeinen unvortheilhaften Haltung der idealistischen Köpfe, besonders in Deutschland, denn die germanische Race hat nicht wie die romanische oder slavische das angeborene Talent coulanter Façon.

Es gab und giebt aber auch unter den schaffenden Naturen glänzende Ausnahmen, in denen der gesellschaftliche Mensch mit dem innern Menschen auf gleicher Höhe steht.

Diese Ausnahmenaturen haben das Glück, daß ihnen das

geistige Wirken viel werthvoller angerechnet wird, als man es bei den entgegengesetzten Charakteren schätzt. Ihr haltungsvolles, gefälliges Wesen gleicht einem glänzenden Rahmen, der das darin befindliche Bild hebt.

Wo wir solche harmonisch gebildeten Naturen antreffen, da lassen sich auch gewöhnlich günstige äußere Verhältnisse als Hebelkräfte dieser Einheit nachweisen.

So ist es z. B. bei Mendelssohn, auf dessen Briefe wir näher hinblicken wollen, da er eine allgemeine interessante Zeiterscheinung genannt werden darf. Viel verdankte Mendelssohn seinem Genius, seinem scharf ausgeprägten Talente; nicht minder viel aber den äußerlich glücklichen Zuständen, in denen er sich von Anfang bis zu Ende seines Lebens befand.

In einer Umgebung geboren, die der geistigen Entwickelung in jeder Weise hold war und einer Familie entsprossen, die höhere geistige Interessen hatte und pflegte, wurde es seinen Aeltern durch die glückliche Lage derselben möglich gemacht, Alles was die geschickteste Pädagogik herbeizuschaffen vermag, an seine Erziehung zu wenden. Es geschah in liebevollster Art und mit so großen und reichen Mitteln, daß der frühreife, mit ungeheurer Lernbegierde und Elastizität ausgestattete Knabe leicht etwas sehr Oberflächliches, nämlich nur ein vorüberblühendes, blendendes Wunderkind hätte werden können, wenn er nicht durch seinen intensiven Seelengehalt höheren, dauernderen Zielen zugeführt wäre.

Er hatte aber nicht blos der Welt wirklich etwas zu sagen, sondern er konnte dies auch immer nach den innersten Wünschen seines Talentes thun, da ein sicherer pecuniärer Unterbau und eine freie Lebensstellung ihm alle Bahnen eröffneten, alle Wege glätteten.

Es klingt prosaisch, ja klein, wenn man von einem pecuniären Rückhalt zu sprechen und diesen in Anschlag zu bringen wagt, wo es sich um schöpferische Naturen handelt, deren Begeisterung stets die Hindernisse der engherzigen Alltäglichkeit besiegen sollte. Dieser Sieg findet auch fast immer statt. Aber die Welt, die einen erfreulichen Glauben an die nicht zu brechende Macht des Genius hat, bringt nur allzuwenig in Anschlag, wie viel Kraft, wie viel kostbare Lebenszeit, wie viel Productionsmuth froher Laune durch diesen schweren Kampf um das irdische bürgerliche Sein unaufhaltsam verloren geht. Einer unserer größten musikalischen Genien, Franz Schubert, war nahe daran, in jenem Kampfe zu unterliegen und er hat vielleicht die halbe Gewalt seiner jugendlichen Lebensmacht dabei eingebüßt. Ihm fehlten die Mittel, sich in vortheilhaftester Weise jene Kenntnisse zu sammeln, welche er als Werkzeug seiner Kunst bedurfte, um sie spielend gebrauchen zu können. Keine Protection, keine theilnehmend einflußreiche Hand erschloß ihm Thüren und Thore, und seinen Unternehmungen, seinem glühendsten Geistesstreben ging nicht der Herold des öffentlichen Vertrauens voraus. Nur in der letzten Zeit seines kurzen Lebens wurde ein wenig Frühling um ihn; sonst umlagerte ihn immer der kalte unwirthliche Winternebel trüber, dürftiger Verhältnisse, und wenn derselbe auch die innere Sonne des Schaffenden nicht zu unterdrücken vermochte, so verhüllte er sie doch der Welt. In der That hat es lange genug gedauert, ehe sie von dieser gesehen uud in ihrer ganzen Pracht erkannt wurde. Noch immer ist ein Theil davon verdunkelt.

Was man von dem schweren Loose Schubert's sagen muß, ließe sich von dem vieler anderer Genien in der gleichen und in mancher andern Kunstsphäre bekennen. Es ist ein finsteres Thema,

welches so laut von geistigen, unersetzlichen Verlusten für die Welt, als von Beschämungen für das Publikum, redet.

Mendelssohn hatte es nicht nöthig, jenen Kampf um die Existenz zu kämpfen, hatte es niemals nöthig, vom Zauberwagen der Phantasie den Pegasus auszuspannen, um ihn an den Lastkarren des täglichen Broterwerbs als ein gewöhnliches Arbeitspferd einzuschirren.

Kein Ringen und Zwingen des Lebens trieb ihn zu aufreibenden, abziehenden Beschäftigungen, die der Neigung des Schaffenden widerstehen müssen. In unabhängigster Stellung und umringt von den höchsten gesellschaftlichen Kreisen hatte er allen Grund, das zu sein, was er war: immer schonend, mild und liebenswürdig, selbst gegen jene faden Elemente, welche sich stets in solchen Kreisen vorfinden und nicht daraus ausgeschieden werden können. Als ein feiner, innerlich humaner Cavalier im Umgang und Verkehr machte er gern der Höflichkeit alle gefälligen, gewinnenden Concessionen, — blieb ihm doch immer bei seiner selbstständigen Lage in letzter Instanz die freie Wahl, anzunehmen oder abzulehnen, was sich ihm als eine eingreifende Lebensfrage irgendwie ernstlich entgegenstellte.

Ist es ein Wunder, wenn sich der von Jugend auf an das weicharmige Glück gewöhnte Mann in diese Existenz so hineinlebte, als müsse sie so sein, als böte sie Jedem ihre festen Stützen dar? Kann man ihm zürnen, wenn er in dem irrthümlichen Gefühl schwebt, als wären alle Anderen im Stande, ebenso Herr über die äußeren Verhältnisse zu sein, als er es zufällig sein durfte, als könne Jeder wie er seiner edelsten Neigung, seiner innersten Weltanschauung leben? Es ist zu viel verlangt, daß Kinder des Glückes immer objectiv urtheilen sollen. Auch Göthe

war hierin subjectiv irritirt und unterschied nicht immer, wozu seine Mitstrebenden von der äußern Noth oder vom innern freien Willen getrieben wurden.

So mögen sich denn auch solche musikalische Mitstrebende, die ihrer dornenvollen Laufbahn hundert Zugeständnisse gegen ihr eigentliches ideales Wollen machen müssen, nicht verletzt fühlen, wenn sie oft in Mendelsohns Briefen Urtheile finden, die sich mit einer gewissen Vornehmheit guter Herkunft von oben herab über das viele Schlimme, Speculative und Fruchtlose des musikalischen Treibens der Gegenwart aussprechen. Wer nicht zu speculiren bräucht und auf der Höhe des Lebens steht, wird oft ganz naturgemäß von oben herab urtheilen, denn er hat es leicht, sich Alles in der Welt unbefangen heiter anzusehen und in seinem Kriterium mit idealem Maßstabe zu handtiren. Ja seine Aussprüche gewinnen häufig einen etwas kokett gemachten, übermüthig sicheren Ausdruck, der an das Manierirte streifen kann. Es wird auch nicht auffallen, wenn sich ein solcher glücklicher Künstler ebensowenig wie Mendelssohn um die günstigen Stimmen der Presse bewirbt.

Daneben aber blickt bei dem Verfasser der uns theuren Briefe immer die Noblesse des Charakters, die Gediegenheit des Strebens, die allgemeine Begeisterung für den heiligsten Kernpunkt seiner Kunst durch, welchen er, vielleicht mehr rückwärts als vorwärts gewandt, in einem strengen, formengerechten Innehalten der klassischen Richtung erkannt zu haben glaubte. Und es muß noch hinzugesetzt werden, daß seine klassische Richtung eine eng begrenzte war und Manches ausschloß, ja sogar als unverständlich verneinte, das wir zur schönsten Classicität zählen, z. B. Schubert's Lieder und manches höchste Opus von Beethoven.

Er gab seinen Genossen vor Allem aber das Beispiel eines unermüdlichen Arbeitsfleißes, das Vorbild der technischen, altmeisterlichen Werktüchtigkeit, die mit Recht nie glaubte, mit einem Wurf den Erfolg der öffentlichen Anerkennung im Sturm erobern zu können, wie dies so viele vermeinen.

Wo es nun aber galt, zum Wohle der Sache und des als recht Erkannten eine Meinung zu äußern, da muß man mit Freuden zugestehen, daß Mendelssohn sich männlich offen und ohne Rücksicht ausgesprochen hat. Wohl kann man geltend machen, daß er auch hierbei wieder die Deckung seiner persönlichen Sicherheit zum Secundanten hatte; doch Andere von gleich fester Position würden oft dennoch aus empfänglicher Schwäche für äußere Ehren mit ihren Ansichten zurückgehalten haben.

Bekanntlich hatte der vorige König von Preußen, als Verehrer der Künste, Mendelssohn nach Berlin berufen. Doch dieser durchschaute bald, daß er ein Amt ohne Amtswirksamkeit, einen Posten ohne Stellung, ein hohes Gehalt ohne gemeinnützige Beschäftigung erhalten hatte und er ertrug nicht dauernd diese Situation, die viel Ehre aber wenig Einfluß verlieh.

Wie wir sehen fand der an Wirksamkeit und praktische Erfolge des Strebens gewöhnte Mann damals in Berlin dasselbe nivellirende, auflösende Element, welches noch jetzt dort herrscht und so manches werdende Gebäude schon beim Aufbau wieder abzutragen pflegt.

Höchst interessant darüber sind mehrere seiner brieflichen Aeußerungen, insofern sie den Nerv der mangelhaften Kulturpflege und Kunstverwaltung in Berlin berühren oder gar bloslegen.

„In Berlin sind alle Bestrebungen Privatbestrebungen ohne

Widerhall im Lande, und den haben sie in Leipzig, so klein das Nest auch ist.“ Dann klagt er über das Berliner Zwitterwesen: die großen Pläne, die winzige Ausführung; die großen Anforderungen, die winzigen Leistungen; die vollkommene Kritik, die mittelmäßigen Musikanten; die liberalen Ideen, die Hofbedienten auf der Straße!

Nachdem er sich dennoch wirklich entschlossen hatte, dem Berliner Rufe zu folgen, schreibt er:

„Seit 14 Tagen bin ich nun mit meiner Familie hier; desto sonderbarer ist es mir, daß ich mich kaum an irgend einem Orte Deutschlands so wenig zu Hause fühlen kann als hier. Der Grund mag darin liegen, daß alle Ursachen, welche mir es früher unmöglich machten, meine Laufbahn hier zu beginnen und zu erweitern, welche mich also von hier forttrieben, nach wie vor noch bestehen und leider auch wohl für ewige Zeiten bestehen werden. Dieselbe Zersplitterung aller Kräfte und aller Leute, dasselbe unpoetische Streben nach äußerlichen Resultaten, derselbe Ueberfluß an Erkenntniß, derselbe Mangel an Production und Mangel an Natur, dasselbe ungroßmüthige Zurückbleiben in Fortschritt und Entwickelung, wodurch beide freilich viel sicherer und gefahrloser werden, wodurch ihnen aber auch alles Verdienstliche, Belebende geraubt wird. Als ob der Boden erst wieder ganz umgeackert und umgewühlt werden müßte, um Früchte zu tragen, so scheint mir's hier, wenigstens in meinem Fache. Die Musiker sind je für sich, nicht zwei mit einander übereinstimmend; die Liebhaber in tausend kleinen Kreisen vertheilt und verschwunden....“ Es ist kaum nöthig, diesen Urtheilen noch andere hinzuzufügen, denn es liegen darin die wesentlichen Mängel angedeutet, die Mendelssohn am Berliner Treiben fand, und die noch heute dort zu finden sind.

Dieser Tüchtigkeit der Gesinnung schließt sich eine Aeußerung über den modernen Dilettantismus an:

„Je älter ich werde, desto mehr sehe ich ein, wie wichtig es ist, erst zu lernen und dann sich eine Meinung zu bilden, — nicht das letztere vor dem ersteren, auch nicht beides gleichzeitig. Darin weiche ich denn nun freilich von sehr vielen jetzigen Stimmführern ab. Sie sagen, nur der habe ein rechtes Urtheil, der nichts gelernt habe uud auch nichts zu lernen brauche, und ich sage wieder, kein Mensch braucht nichts zu lernen!" Mendelssohn tadelt Diejenigen, welche den Dilettantismus in die höchsten Fragen einführen wollen; „dieser Dilettantismus ist es überhaupt, der uns mancherlei Spuk macht, weil er ein Doppelwesen ist: nothwendig, förderlich und wohlthätig, wenn er mit aufrichtigem Interesse und bescheidenem Zurücktreten gepaart ist, denn dann bringt und treibt er Alles weiter; — aber verwerflich und verächtlich, wenn er mit Eitelkeit gefüttert ist und sich vordrängen und Maß geben und Selbstbewußtsein haben will. Vor wenig Künstlern habe ich so viel Respect, wie vor einem guten Dillettanten oer ersten Klasse und vor keinem Künstler habe ich so wenig Respect wie vor einem Dilettanten der zweiten Klasse." Die Mildheit in diesem Urtheil ist geeignet, die darin herrschende Schärfe um so unbefangener zur Wirkung zu bringen.

Eine Aeußerung über die Unwahrheit in vielem musikalischen Treiben der Gegenwart hängt wohl mit dieser Klage über die ausgeartete Dilettantenwirthschaft zusammen.

Nach dem großen Londoner Musikfest, wo der Elias aufgeführt wurde, schreibt der Tondichter unter andern an die Frau Doctor Frege in Leipzig:

.... „In der Musik ist mir nichts so unangenehm, als jene

gewisse, kalte, seelenlose Koketterie, die an sich selbst so unmusikalisch ist und die doch so oft als Grundlage vom Singen und Spielen und Musikmachen angetroffen wird. Sonderbar, daß ich dergleichen sogar bei den Italienern seltener finde, als bei uns Deutschen. Mir ist immer, als müßten unsere Landsleute es entweder von Herzen recht gut mit der Musik meinen, oder es wäre eben jene abscheuliche, dumme und dazu noch affectirte Kälte in ihnen, während so eine italienische Kehle dahersingt, was sie kann und wie ihr der Schnabel gewachsen ist, allenfalls um des Geldes willen, aber doch nicht um des Geldes und der Aesthetik und der Recensionen und des Bewußtseins und der richtigen Schule und 27,000 anderer Gründe willen, die alle mit der inneren Natur nicht aufrichtig zusammenhängen."

In einem anderen Briefe verurtheilt Mendelssohn das reflective und doch so leere Trachten nach Raisonnements, die in den Charakter des Geschwätzes übergehen:

„Der ganze Sinn der Musiker wie der Dilettanten ist zu wenig auf's Praktische gerichtet; sie musiciren eigentlich meist, um nachher und vorher darüber reden zu können, und da kommen die Reden besser und klüger, aber die Musik mangelhafter heraus, als an den meisten anderen Orten." (Der Brief datirt aus Berlin.) „Nun ist ja zum Unglück über Musik und deren Mangelhaftigkeit so wenig zu reden; nur fühlen und besser machen giebt es da.... Neulich hörte ich die Pasta. Sie singt jetzt, namentlich in den Mitteltönen, so fürchterlich falsch, daß es eine wahre Qual ist. Dabei sind natürlich die herrlichen Spuren ihres Talentes, die Züge, die eine Sängerin ersten Ranges verrathen, oft unverkennbar. In einer anderen Stadt würde man das schreckliche Detoniren erst empfunden und — nachher überlegt haben, daß

dies die große Künstlerin sei. Hier sagte sich ein Jeder vorher, dies sei die Pasta, sie sei alt, sie könne daher nicht mehr rein singen, man müsse also davon abstrahiren. So würde man sie anderswo vielleicht ungerechterweise herabgewürdigt haben. Hier war man ungerechterweise entzückt und zwar mit voller Reflexion, mit Bewußtsein des Darüberstehens entzückt. Das ist ein schlimmes Entzücken."

Diese vortreffliche Bemerkung bezog Mendelssohn hauptsächlich auf Berlin; leider muß man sagen, die Zeit ist nach jener getadelten Richtung hin so allgemein fortgeschritten, daß jenes Beispiel nur zu sehr auf unsere ganze moderne von „Reflexion" und „Abstraction," von „Rechnungtragen" und überkluger Betrachtung aus der „Vogelperspective" zersetzte gesellschaftliche Bildung paßt. Die „Kennerkrankheit" grassirt in allen Kreisen, ihr Geist lebt von der Analyse kritischer Erörterungen und die Frische ihres Naturells stirbt davon. Statt die Erscheinungen der Kunst schlecht und recht mit dem einfachen Mutterwitz der gesunden Vernunft aufzufassen, wird zu diesem Zweck in der Retorte jedes Gehirnkastens der Homunculus „reifer ästhetischer Weltanschauungen" geboren. So treibt die manierirte Intelligenz die Ursprünglichkeit aus und der blasirte Sinn tritt an die Stelle der liebenswürdigen Simplicität.

Nur noch eine Stelle sei vergönnt hier anzuziehen, weil sie vielleicht, wie manche der bereits mitgetheilten Einzelnheiten den meisten Lesern unter jener Menge gleichgiltiger persönlicher Benachrichtigungen, wie sie Briefe stets enthalten, verloren gehen möchte. Sie berührt erklärend die beliebten Lieder ohne Worte:

„Die Leute beklagen sich gewöhnlich, die Musik sei so viel-

deutig; es sei so zweifelhaft, was sie sich dabei zu denken hätten und die Worte verstände doch ein Jeder. Mir geht es aber gerade umgekehrt. Und nicht blos mit ganzen Reden, auch mit einzelnen Worten. Auch die scheinen mir so vieldeutig, so unbestimmt, so mißverständlich im Vergleich zu einer rechten Musik, die Einem die Seele erfüllt mit tausend besseren Dingen als Worten. Das, was mir eine Musik ausspricht, die ich liebe, sind mir nicht zu unbestimmte Gedanken, um sie in Worte zu fassen, sondern zu bestimmte. So finde ich in allen Versuchen, diese Gedanken auszusprechen, etwas Richtiges, aber auch in allen etwas Ungenügendes. Fragen Sie mich, was ich mir dabei gedacht habe, so sage ich: Gerade das Lied, wie es dasteht. Und habe ich bei dem einen oder andern ein bestimmtes Wort, oder bestimmte Worte im Sinne gehabt, so mag ich die doch keinem Menschen aussprechen, weil das Wort dem Einen nicht heißt, was es dem Andern heißt, weil nur das Lied dem Einen dasselbe sagen, dasselbe Gefühl in ihm erwecken kann, wie im Andern, — ein Gefühl, das sich aber nicht durch dieselben Worte ausspricht."

Betrachtet man nun die geistigen Eigenschaften, die sich in Mendelssohns Briefen aussprechen, so tritt zumeist die über Alles dominirende Verstandesschärfe als das vorwaltende Grundelement heraus.

Die Briefe, die der Künstler wegen seiner Berliner Stellung an über und neben ihn stehende Personen geschrieben hat, sowie auch eine Eingabe an den Rath der Stadt Leipzig, in welcher er edle Wünsche für eine höhere Besoldung des Stadtorchesters ausspricht, nebst noch einigen anderen, bei wichtigen Angelegenheiten verfaßten Schreiben sind wahrhafte Muster in der Logik des Denkens, in der scharfen Motivirung der Ansichten, in der abgerun-

deten Vorzüglichkeit eines an feinen Wendungen reichen und dabei doch einfachen Stils. Tact, Mäßigung und eine fast diplomatische Ruhe unterstützen die ungeschminkte, aus tiefster Ueberzeugung kommende Rede.

Die leichteren Privatbriefe an Verwandte und Freunde zeigen ein warmes, dem innigen Familienleben mit Würde und Treuherzigkeit zugekehrtes Herz, das dem Mitgefühl wie allem Schönen, soweit es davon berührt wird, zugänglich offen ist.

Manches aber von Dem, welches man sonst in den Briefen bedeutender Geister zu finden hofft, trifft man in den Mendelssohn'schen nicht an.

Fast niemals in der ganzen Sammlung, zumal nicht im letzten Theil, spricht sich der Schreibende, wenn er auch seine Worte an die vertrautesten Freunde richtet, über Mitstrebende aus. Ich kann nicht glauben, daß die Herausgeber alle solche Stellen in den Briefen gestrichen haben. Es wäre diesen dadurch wenigstens ein großer Abbruch an geistigem Gewicht und an eingreifendem Einfluß geschehen. Verletzende Aeußerungen, die in Persönlichkeiten übergehen und zu denen Mendelssohn überhaupt zu hochsinnig war, sind es ja nicht, was man schmerzlich vermissen muß; es sind jene wirklich objectiven Urtheile über die Werke hervorragender Zeitgenossen, durch welche sich schöpferische Naturen immer ausgezeichnet haben, um so mehr, wenn sie, wie Mendelssohn, des Wortes mächtig waren. Die Welt kann nichts Interessanteres empfangen, denn in einem Geist, der auf dem Gipfel der Zeit und seiner Kunst steht, wird sich das Bild der übrigen Geister derselben stets in eigenthümlichster Weise spiegeln.

Ebenso würde man in diesen Briefen jenen freien, aus dem Innersten herausgehenden Schwung der Phantasie und der Be-

geisterung vergeblich suchen, durch welchen das Genie sonst so oft mit wenigen, wenn auch ganz individuellen und an sich unzulänglichen Worten großartige Perspectiven, leuchtende Einblicke in die verborgenen Tiefen der Menschenseele und des Kulturgeistes eröffnet.

An die Stelle von frischem Humor und sublimen Witz, welche jenem Streben häufig zur Unterstützung dienen, trifft man bei Mendelssohn ein scherzhaftes Launigsein in harmlos kleiner Form. Für keinerlei Empfindlichkeit erregt es Bedenken und vermeidet selbst das helle Auflachen als eine zu heftige Bewegung. Ein anstandvolles Moderato des Maßhaltens schneidet alle Ecken und kühnen Sprünge ab, wie es die saubere weltmännische Abgeschliffenheit eines subtilen Charakters sorgsam verlangt.

Den Musikern sei es überlassen, diese, wenn ich sie so nennen darf, literarischen Eigenschaften Mendelssohn's mit seinen musikalischen in Consequenz zu setzen. Sicherlich greifen die Aeußerungen beider Medien in einander über, denn es waren Wesen und Anschauungen desselben Geistes, aus denen sie entsprangen.

Bigotterie im Gewande der freien Forschung.

Zu den betrübendsten Erscheinungen gehört es, talentvolle, resolute Köpfe der Literatur nach langer, hoffnungsvoller Thätigkeit in das Heerlager der Rückschrittspartei nicht nur hinübertreten, sondern solche Männer im Zwielicht ihres neuen Daseins immer noch in dem früheren Kleide des Geistes dahinwandeln zu sehen. Sie tragen es nicht wie die Heuchler des Zelotismus, um jesuitisch zu täuschen, sondern ehrlich und treuherzig aus alter Gewohnheit, mit redlichster Tendenz und in unbewußter Selbsttäuschung. Sie streben dabei oft immer noch nach Fortschritt und dies macht einen viel wehmüthigeren Eindruck, als ob sie für den Rückschritt kämpften, denn wer nicht die Wände beschmutzen, sondern schöne Bilder malen will, wird uns nie begreiflich machen, weswegen er sich vorher blenden läßt. Das heißt den Vorsprung aufgeben, den er hatte.

Es fehlt unserer Gegenwart nicht an Beispielen solcher Art. Zu ihnen gehört Friedrich Daumer, schon zeitig durch sein sittliches Vorgehen gegen die muthmaßlichen Verbrecher an Caspar Hauser be-

kannt und außerdem nicht nur als productiver, künstlerisch feingebildeter Dichtergeist den Freunden der Poesie ein liebenswürdiges Talent, sondern auch als Mann der Wissenschaft vielseitig tüchtig.

Ich will dabei die Excentricität und die vorherrschend hypothetische Natur in den Arbeiten dieses Gelehrten nicht übersehen.

In seinen Schriften über Anthropophagie und Anthropomorphie (Menschenopferungen im früheren Christenthum betreffend) war Daumer so kühn als dunkel. Wie ein Irrlicht vor einem rheumatischen Stubengelehrten, der aufs sumpfige Moos gerathen ist, aber Nachtfalter zu fangen hofft, tanzte dabei seine romantische Phantasie immer vor seinem Forschergeist her und zeigte ihm den Weg. Er hätte sie eigentlich einsperren sollen, wie es dieser spielenden Störerin gegenüber verstandesgemäß ist. Doch gerade weil er es nicht that, fand er vielleicht desto mehr interessantes Material. Er wusch die Farbe von den Altarbildern der geheimnißvollen schwarzen Madonna ab und zeigte —, daß Blut darunter war. Seine fabelhaften Enthüllungen erzählten von Jünglingen und Jungfrauen, von Knäbelein und Mägdelein, die durch fanatische Priester andächtig umgebracht sein sollten, um Auserwählten das Abendmahl in wirklicher Gestalt darreichen zu können. Wie der unheimliche Rattenfänger von Hameln seine Ratten und blondhaarigen Kinder, so lockte er seine Vermuthungen aus allen Winkeln hervor und führte sie in ganzen Schaaren an dem erstaunten Leser vorüber. Daumers Forschersinn wurde hierbei oft zur dämonischen Hypothese, die in mystischer Drachengestalt aus den Höhlen der Nacht hervorstieg, aber im Strahl der Morgensonne häufig wieder zerfloß. Sie hat jedoch im Sande der Reflexion einige Eier zurückgelassen. Es ist immer noch zweifelhaft, von wem und zu wessen Vortheil jene Dracheneier künftig ausgebrütet werden, ob vom Rationalismus oder von der reaktio-

nären Frömmigkeit. Wie es jetzt scheint, will sie Daumer persönlich der letztern unter die richtige Körperstelle legen.

Ein anderes Werk von Daumer: über die Religion der Zukunft, war eine Musterkarte von Aphorismen, ein freies, apostolisches Denkeralbum der Ethik, in das sich die verschiedensten Namen eingeschrieben und eingekritzelt hatten; Louise Asten philosophirte darin neben Jean Paul, Leberecht Krautmeier neben Göthe über die Sittenregeln der künftigen Weltordnung. In der Praxis bekam dieses literarische Product sein buntes Narrenkleid durch den theoretisch vortrefflichen Grundsatz, daß es gleich sei, wer einen guten Ausspruch verfaßt habe. Absoluten Verstandesrichtern gegenüber würde dies stichhaltig sein. Dem Publikum gegenüber ist es falsch. Das Publikum glaubt einen guten Gedanken nicht deshalb, weil er wahr ist und weil es denselben gründlich begriff, sondern weil er wahr sein könnte, da ihn ein berühmter Mann gefaßt und jedenfalls begriffen hat; auf ein Selbstbegreifen kommt es dem Publikum nur selten an. Dies ist ein kleiner Unterschied.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß man der Menge nichts beweisen könnte. Wohl ist's möglich. Jedoch muß man dann bis auf das zurückgehen, von dem die Menge herstammt, nämlich bis auf Adam und dessen gesunde Unwissenheit. Das heißt, man muß einfach kindlich auseinandersetzen und folgern und darf nicht in hochtrabenden Sentenzen und idealen Abstraktionen reden. Das Vorrecht, so zu dociren, hat nur der blinde Glaube und darf es nur haben, weil er nicht darauf ausgeht, verstanden zu werden. Man kann ihm dieses Privilegium gönnen, denn es ist mit dem Aufgeben des gesunden Menschenverstandes und seiner Thätigkeit theuer genug erkauft.

Trotz dieser gewagten Speculationen, Extravaganzen, Schwächen und Schiefheiten hatte doch Daumer großes Verdienst.

Er huldigte der Ansicht, daß der Zweifel kein Lichtdämpfer, sondern ein Feuerzeug sei, dessen Zunder selbst dann noch fängt, wenn er lange im Keller der bigotten Verdumpfung gelegen hat. Er empfahl Jedem, dieses Feuerzeug in der Tasche zu tragen, um sich ein Licht zu machen, wenn ihn die dogmatische Nacht überfällt.

Doch wir sehen das traurige Beispiel, wie selbst ein muthiger Denker von trefflichen Tendenzen einer so lauen Halbheit verfallen kann, daß er stumpfsinnige Priester um Erlaubniß fragen möchte, ob er logisch denken darf oder nicht. Daumer sagt in der Einleitung seines naturkundlichen Werkes „Aus der Mansarde," das über die Rechte und über die Intelligenz der Thiere spricht: „Um Einwendungen und Mißverständnissen zu begegnen, wie ich sie zum Theil von Seiten der eigenen Glaubens- und Sinnesgenossen zu besorgen habe, ist ein zum Behufe der Verständigung und Rechtfertigung verfaßter Aufsatz gleich an die Spitze der naturwissenschaftlichen Abhandlungen gestellt. Zu demselben Zwecke werden die der poetischen Sammlung angefügten kirchlichen Aussprüche zu dienen geeignet sein. Ich gehe in meiner Schätzung des Thieres und in meiner Theilnahme für dasselbe nicht weiter, als die angeführten Autoritäten thun. Und so glaube ich vor der Beschuldigung bedenklicher und verpönter Ansichten und Tendenzen sicher genug zu sein." (Ich will nur bemerken, daß jene Autoritäten nicht etwa Männer wie Humboldt, Oken, Brehm sind, sondern der heilige Augustin und andere ebenbürtige Klosterphilosophen!). Ferner äußert sich Daumer kurz gesagt dahin, daß es scheinen könne, als fordere das Interesse der Religion und Kirche einen recht wesentlichen nud durch Nichts aufzuhebenden Unterschied des Menschen vom Thiere, so daß das Letztere von all dem geistig Höheren streng abgeschlossen sei. Die Naturforscher, welche das Thier dem Menschen

gleich stellen, um dann Beide in den Abgrund der Endlichkeit werfen zu können, hätten die christlichen Naturen so sehr gereizt, daß diese sogar mit Erbitterung und Spott gegen die Thierschutzvereine erfüllt wären. Er fährt wörtlich fort: „Wissen diese, wenn auch mit Recht entrüsteten, doch vielleicht in ihrem Affekte nicht Alles reiflich genug bedenkenden Repräsentanten der Religion und Kirche, was sie thun, und was die zu befürchtenden Folgen der Stellung sind, die sie sich und ihrer großen heiligen Sache damit geben?"

Daumer hat hier den Nagel gefunden, aber es fehlt ihm der Muth, ihn auf den Kopf zu treffen. Warum so zaghaft?

Wer gegen den Schutz für die Thiere mit Spott und Erbitterung eifert und die Pflicht gegen die Thiere desavouirt, weil ihn Naturforscher geärgert haben, die doch bekanntlich nicht zu den Thieren, sondern zu den Menschen gehören, der gleicht jenem Bär, welcher den Lindenbaum mit den Tatzen schlägt, weil ihn eine Biene gestochen hat. Menschen, denen Liebe und Gerechtigkeit, diese Grundelemente des Christenthums, so sehr fehlen, können nur zum Spott Repräsentanten der Kirche und Religion genannt werden. Sie sehen ein Bedenken für die Religion in dem sittlichen Verhalten des Menschen gegen die Thiere! Als ob der Mensch nicht mehr genug Fonds zur guten Aufführung gegen Gott und seines Gleichen übrig behielte, wenn er auch gegen die Thiere Anerkennung und Schonung walten läßt! Wer kein Mitgefühl gegen die unschuldigen Thiere hat, hat auch keines gegen die Menschen; sein Wohlthun geschieht nur aus Sucht nach himmlischer Belohnung, sein Meiden des Unrechts nur aus Furcht vor dem Criminalgesetze, ein paar gleichtraurige Tugendmotive.

Nur weil sie so wenig Geist in sich selbst verspüren, wünschen jene Kirchenheuchler, man soll den geistigen Gehalt in den Thieren

leugnen, damit sie diesen verkürzten Geschöpfen gegenüber für ein höheres Wesen gelten können.

Wo Daumer solchen „Repräsentanten der Religion“ begegnet, da mag er sie doch bitten, ihm zu beweisen, daß sie klüger sind als ein Schaf und außerdem eben so nützlich. Bei Ermangelung des gesunden Menschenverstandes und der höchst brauchbaren Schafwolle wird es ihnen schwer genug werden.

Die Furcht, die Menschen möchten verkürzt werden, wenn man die Thiere einsichtsvoll anerkennt und bewundert, hat etwas Komisches: durch unsere Freude über den Bergkrystall wird die Schönheit der Rose nicht gemindert. Das Gerechtsein gegen die Thiere bedroht den Menschen mit keinerlei Concurrenz. Man wird selbst den klügsten Pudel nicht zum Professor machen, und dem unbescholtensten, nicht mehr militairpflichtigen Pferde wird deshalb doch keine Behörde einen Reisepaß ausstellen. Die Vertreter der Dogmatik mögen sich also hierüber beruhigen und vor Allem Sorge tragen, daß sie sich selbst recht auffallend von den Thieren unterscheiden, damit sie einander wieder herausfinden, wenn sie einmal auf ihrem Wege durch dies „Jammerthal“ unter eine brüllende Heerde gerathen sollten. Das Sprechen genügt als Abzeichen nicht, sonst würden die salbungsvollen Schwätzer am höchsten stehen. Auch können die Thiere reden, denn Salomo, der Gewährsmann der Kirchenväter, unterhielt sich mit ihnen, da ihm wenigstens die Vögelsprache geläufig war.

Religionslehren über Thiere fehlen freilich unserm Volke durchschnittlich; da aber die Leute der Kirche sonst so gut zwischen den Zeilen lesen können, wenn es ihnen darauf ankommt, spitzfindige Vorschriften herauszuklügeln, so mögen sie es hier ähnlich machen. Sie werden schon mit wenig Mühe genug biblischen Hinweis zur Nachsicht gegen die Thiere entdecken.

Bedarf es aber desselben überhaupt? Hat der Mensch nicht selbst Ehrenhaftigkeit genug, sich sein moralisches Benehmen vorzuschreiben, wenn specielle Gesetze darüber vergessen sind? Und vergessen sind sie wirklich. Auch hatte man in alter dogmatischer Zeit sich noch nicht zur Anschauung von einer allseitigen Beseelung der Schöpfung erhoben, sonst hätte man nicht des Heils der Thiere, sondern des Heils der Menschen wegen diese zum Mitleid gegen jene erziehen müssen. Aber es ging wie mit dem gestirnten Himmel: den Propheten kann man so wenig wie den Unwissenden böse sein, wenn sich in ihrem naiven Geistesfirmament die Sonne um die Erde dreht. Doch man glaubte es ihnen nicht und kehrte den Satz um. Wohlan denn, wenn jene früheren Religionslehrer wirklich über das Verhältniß des Menschen zum Thiere etwas Hartes aufstellten, so habe man gleichfalls das redliche Herz, auch diese ihre Irrthümer zu corrigiren.

Wenn Daumer, wie er merken läßt, einigen antiken und orientalischen Vermuthungen Glauben schenkt: daß die Thiere auch eine Art Religion, einen Licht- und Feuerdienst haben, daß die Motten die Kerze anbeten, die Ziegen den aufgehenden Syrius und Hundsstern begrüßen und die Elephanten sich beim Vollmond mit Weihwasser besprengen, so verliert sich diese kühne Speculation allerdings weit hinter meinem beschränkten Horizont.

Aber der Verfasser geht noch weiter. Er bricht eine Lanze für die reine Pflanzenkost und für die Lossagung von der animalischen. Auch ich gehöre, wie Daumer sagt, — zu der ausgearteten verwilderten Menschheit, ein Geschlecht, welches von der unbegreiflichen Langmuth Gottes geduldet, die Erde beherrscht; auch ich bin eine „carnivore Bestie,“ die gern ein gutes Beafsteak verzehrt und fühle mich deshalb zu sehr Partei, um an solchem Streit Theil zu nehmen.

Ja es scheint Daumer endlich die an sich ideale und edle Frage

nahe zu treten: ob die Seele der Thiere unsterblich ist und was nach dem Tode mit derselben geschieht? Man lasse uns die Beantwortung dieser Frage sofort vornehmen, sobald sich über die Unsterblichkeit und Zukunft unserer eigenen Seele etwas Factisches herausgestellt hat. Das Warten ist zwar bitter, aber die lieben Schweinchen und Gänslein können bei dieser Angelegenheit nicht interessirter und ungeduldiger sein, als unsere Wenigkeit selbst.

Zum Theil mit Hülfe eigener Beobachtung, zum Theil durch Benutzung fremden Materials hat Daumer eine Reihenfolge von Betrachtungen über die Geistesthätigkeiten und merkwürdig entwickelten Anlagen verschiedenster Thiere zusammengestellt. Ihre factischen Ergebnisse erläutern sein Raisonnement.

Aber die Art, wie er dabei zaghaft vorwärts schreitet, ist nicht zu billigen.

Es liegt ihm die Frage vor: hat der Mensch als der Klügste, Mächtigste und mit Gerechtigkeitsgefühl Begabte, die Pflicht, das Thier als ein Mitgeschöpf zu achten und, wo es sein kann, zu schützen und ihm sein Leben und seinen Tod (wenn Letzterer zum Wohle des Menschen nöthig ist) durch eine milde Behandlung zu erleichtern?

Diese Frage faßt den ganzen Kern der Sache in sich und in ihrer Beantwortung durch ein lautes, vernehmliches „Ja" ist keine Aengstlichkeit erlaubt.

Wir wollen uns in der Ueberzeugung nicht irre machen lassen, daß im sittlichen Gefühl des Menschen und somit in aller geläuterten Religion die heilige Pflicht zur Gerechtigkeit gegen das Thierreich eingeschlossen liegt und daß nur ein gänzlich ungebildeter und boshafter Geist, ein geborner Mörder der Allliebe und des Allebens die Frechheit haben kann, einen mahnenden Ruf zur Achtung und Schonung seiner Erdgenossen aus der Thierwelt abzuweisen.

Daumer so wie jeder philosophische Geist, gleichviel, ob er auf einem nichtkirchlichen, auf einem protestantischen oder katholischen Standpunkte steht, möge das schöne Thema von den heiligen Rechten der Thiere ohne jede vermittelnde Erörterung, ohne jedes ängstliche Anlehnen an historische Gewährsmänner behandeln. Die Aussprüche „seraphischer Heiliger", durch welche sich Daumer sekundiren läßt, sind dabei so überflüssig, als die Untersuchung, ob solche „seraphische Heilige" in ihrer großen „Creaturenliebe" und liebevollen Behandlung objectiv recht gethan haben, menschlich gegen die Thiere zu sein. Sie konnten nichts Edleres thun, objectiv, subjectiv, relativ und absolut, — es ist über jeden Zweifel erhaben. —

Die zur Wahrheit und Einsicht hinführende Skepsis war sonst bei Daumer wie bei Vielen, ehe sie in die stillen ultramontanen Kreise eintraten, ein sittliches Moment, ein Protest gegen alle Dämmerung und deren Verfinsterungstreiben und somit war jene Skepsis ein Attribut des idealen Protestantismus, der sich vortheilhaft vom confessionellen unterscheidet.

Gegenwärtig hat der Autor diese Waffe nicht mehr nöthig; er geht mit dem heiligen Franziskus und heiligen Martinus Arm in Arm auf dem Kirchhof der freien Forschung spazieren und wappnet sich nicht ferner gegen den Ultramontanismus, sondern gegen die Vernunft mit dem alten Rüstzeug aus der Sakristei, wie Voltaire in seinem Sterbliede sagt. Wo aber Heilige sind, da ist auch ein Heiligenschein. Somit braucht man nichts für Licht aufzuwenden und kann die häusliche Einrichtung seines Geistes billig arrangiren. Wenn jedoch Heilige einen Heiligenschein haben, so haben Frömmler dagegen eine Scheinheiligkeit. Jeder Aufrichtige, der vielleicht erschreckt ist von den Consequenzen des Denkens und von dem angeblichen Atheismus der modernen Naturforschung, sollte

sich vor jener nachgemachten Glorie bewahren, bei der man im Dunkeln nicht lesen kann, auch dann nicht, wenn man das Buch der Erkenntniß verkehrt hält, wie es beim Examen ein preußischer Kirchenrath mit dem Platon machte.

Wer darf sich wundern, wenn solchem Treiben gegenüber die Materialisten unter den Vertretern der Naturkunde den Ton des Spottes anstimmen und sich nicht nur gegen die Lächerlichkeiten der Person, sondern auch gegen den segensreichen Kern der Andacht selbst wenden und so verletzen, was Tausenden von den Tagen der Kindheit, von der Erbschaft der Väter her theuer und ehrwürdig ist! Auch diese Gereizten gleichen oft dem Bären, der um des Bienenstiches Willen den Lindenstamm schlägt.

Ueber den Aufschwung der Naturwissenschaften und ihre literarische Pflege.

Die alten Griechen belegten die höhere geistige Gesammtbildung, welche sie der Jugend gaben, mit dem allgemeinen Namen „Musik.“ Es war das eine sehr freie, symbolische Benennung: die Kraft und Gewandtheit des Jünglings in den gymnastischen Spielen, sein Wissen in der Philosophie und Mathematik, seine Beredsamkeit, seine Sprachkenntniß und endlich auch seine wirkliche musikalische Kunst auf der Leyer oder Flöte oder im Gesang, — alle diese geistigen und körperlichen Fertigkeiten gaben seinem Wesen und Auftreten eine Haltung, die einen harmonischen, wohlklingenden Eindruck machen mußte und durch das Wort Musik, also allseitig zusammengreifende Bildung, am besten bezeichnet wurde. Dasselbe galt für die ästhetische Entwicklung der Jungfrau und des Weibes.

In der neueren Zeit haben wir diese Bezeichnung abgelegt, weil unser Wissen vielseitiger geworden ist, weil wir nicht mehr so große Freunde von poetischer Bildersprache sind, und weil sich endlich die Musik so selbstständig ausgebildet hat, daß sie ihren Namen ganz für sich in Anspruch nimmt.

Wir gewinnen aber heutiges Tages nach und nach eine andere

Musik, wenn auch eine klanglose, einen symbolischen Gattungsbegriff, der für die allgemeine Bildung geltend zu werden beginnt. Es ist die umfassende, aus ihrer ersten schlummernden Einseitigkeit immer weiter entwickelte Benennung „Naturkunde." Man wird nach der Weise der Alten in Bezug auf das Wort „Musik" bald von einem gebildeten Menschen zu dessen Lobe sagen: „er hat Naturkunde," das heißt: sein Wissen ist nicht blos auswendig gelernt, nicht blos abstract theoretisch, sondern es geht überall, soweit es die derzeitige Aufklärung erlaubt, auf die letzten Gründe, auf die Erkenntniß der realen Welt in allen ihren Beziehungen zurück; sein Raisonnement, seine ästhetischen Anschauungen sind die Frucht der allgemeinen Erfahrungswissenschaft.

Die Naturkunde ist ein geistiges Universitätsgebäude, welches künftig viele neue Lehrstühle für die Menschenseele eröffnen und ihr Leben aus dem Gesammtleben des Weltalls logisch und harmonisch entwickeln wird. Wer hier als Schüler aus und ein gegangen ist, von den kann man sagen, daß er wirklich studirte, daß er Naturkunde habe.

Dem, der es nicht mißverstehen will, darf man sagen: die starren, abstracten Wissenschaften haben der Menschheit seit langen Zeiträumen wenig genützt. Sie beantworteten sich kaum die Räthsel, die sie selbst machten, aber nie die großartigen Fragen, die der Weltgeist der Zeit vor die Füße wirft. Sie blieben seit alten Tagen mehr oder minder dieselben, haben sich nach Behagen in todten Formen bewegt und im Wintergarten der Theorie nur still vegetirt. Vorzüglich haben die Staatsweisheit, die Jurisprudenz und die finstere Theologie, diese Lieblinge der weltlichen Macht, in ihrem Mistbeete der Ueberlieferung blos Auswüchse, aber keine frischen Rosen des Lebens getrieben.

Nur die jüngste Tochter des Menschengeistes, die Naturwissenschaft, läßt uns im Sonnenglanze ihrer Aufklärung eine neu errungene Welt mit den Hütten des Friedens und dem fruchtbaren Boden des irdischen Paradieses hoffen; des Paradieses, das uns vom Anbeginn bestimmt war, und das wir, Dank dem naturabtödtenden spitzfindigen Spiritualismus der meisten Religionen, niemals besessen haben.

Wissen knüpft sich an Wissen, Beobachtung an Beobachtung, Entdeckung an Entdeckung an; der Busen dieser Erde wird krystallen und liegt schon in geraumer Tiefe klar und durchsichtig vor unserm entzückten Auge. Von Nachbarvolk zu Nachbarvolk, von Generation zu Generation pflanzt sich dieses schöne Verständniß des Alls weiter und weiter fort, größer und größer werdend, wie eine Lawine, aber nicht kalt und unheilschwanger, sondern warm und segensvoll, ein junges wachsendes Geschenk aus der Hand des Ewigen!

So stellt das allgemeine Naturstudium der Menschheit wieder allegorisch den Bildungsgang eines einzigen großen Individuums dar, das endlich seine Resultate mit anbetender Freude und begeisterter Ueberzeugung auf dem Altar einer neuen Naturreligion der unerforschlichen Kraft zum Opfer bringt, die ihm den Trieb des Wissens und der Verehrung in die Brust gelegt.

So durch die Pforten der treuen, liebewarmen Natur der Weltseele nahe zu treten und durch den Geist des Wissens sich als ein unvergänglicher Theil der Schöpfung zu fühlen und dadurch glücklich und irdisch möglichst vollkommen zu werden, — das ist die erhabene Mission der Gegenwart und Zukunft. Hierin allein ist ein Gnadenquell, hierin allein ein Trost für die übrigen Zerwürfnisse und Schicksalsschläge unseres Lebens zu suchen. Das errungene Kapital ist ewig und wird ein dauerndes Erbtheil für die Nachwelt sein.

Dieses realistische, die Erfahrung zu Grunde legende Naturstudium, wie es schon Göthe übte und wie es die ersten Genien der Gegenwart pflegen, steht der übersinnlichen Phantasterei des absoluten Denkens, diesem alten hiëromantischen Phantom, lichtvoll gegenüber. Jene speculative Philosophie, welche sich mit metaphysischem Stolze von der Thatsachenkunde abwendet, führt stets in das Chaos zurück. In den Lüften schwebend, versucht sie es vergeblich, die Vesten des Himmels und der Erde mit ihren glänzenden Seifenblasen der Hypothese zu stürmen.

Diese Philosophie wird durch das Studium der Natur aufhören die willkürliche Führerin unserer Kultur zu sein. An die Stelle der Speculation, die ihren Lebensnerv in der menschen- und naturfeindlichen Sphäre des Uebersinnlichen sucht, muß die beseelte Erfahrung treten, denn nur aus dem Boden der Empirie wurzelt der Baum der wahren Erkenntniß empor. Diese Erkenntniß bringt vom Besondern in's Allgemeine, vom zarten Geheimniß der keimenden Mimose in die heiligen Mysterien des großen Weltganzen und enthüllt mit geweihter Hand die magnetische Kette der Ursachen und Wirkungen. Diese Kette aber wird der Irisbogen zwischen der Natur und dem Menschen sein, auf dem der Geist der Allheit herüberschwebt und ihm das neueste Testament, „die Offenbarungen der Wirklichkeit" überreicht.

Dieses schöne Ziel zu erringen, werden immer mehr die Musen der Künste mit den Naturstudien Hand in Hand gehen; vor Allem thut es bereits der geschichtliche Gang des Menschengeistes. Das siegreiche Fortschreiten dieser Genien, das seine Lichtkreise endlich in jeden Busen wirft, ist eine gewaltige Satire gegen die retrograden Bewegungen unserer Zeit. Die Reaction vertritt in der Historie das böse Princip, das irdische Symbol des Teufels, die objective Er-

kenntniß der Schöpfuug ist das gutthätige Princip, das Symbol der Liebe, welches das Morgenthor der menschlichen Freiheit zu öffnen und die Finsterniß zu vernichten strebt, und so geht der alte Kampf zwischen Ahriman und Ormuzd unaufhörlich durch die Schranken der Welt....

Doch nicht sieglos für den Ersteren.....

Es wird sich Hand in Hand mit der Menschengeschichte auf dem ewigen, lebenswarmen Grunde der Naturwissenschaft eine Bildung und Weltanschauung gründen, die an innerem Frieden, an Wahrheit und schöpferischem Gehalt diejenige bei weitem übertrifft, welche bis jetzt einseitig auf abstracte Studien basirt war. Alle Völker der neuen Welt feiern in der Naturkunde eine nach dem Höchsten strebende, vorurtheilsfreie, parteilose Vereinigung ihres Geistes und werden sich ihrer Menschenwürde durch das gemeinsame Ringen nach einem Ziele freudig bewußt. Der große Hörsal der Naturkunde mit seinem grünen Teppich, seinem lebendigen Felskatheder und seinem blauen Baldachin ist ein Tempel der Wissenschaft, aus welchem die echten Schüler des Fortschritts, des Kosmopolitismus und der Humanität als Apostel der neuen Intelligenz hervorgehen. Sie vergessen es, ob sie Deutsche, Engländer oder Franzosen sind und verwandeln den engherzigen Nationalstolz in das erhebende Gefühl großartiger Weltangehörigkeit.

Wo unser Fuß auf diesem Gebiete wandelt, umrieseln ihn neue, nie gekannte Quellen, und wohin unsere sinnende Seele schaut, thun sich ihr nie geahnte Pforten des geheimnißvollen planetarischen Lebens auf, und wenn sich auch dessen Impuls in ewige Dunkelheit verschleiern wird, so führt doch die Erkenntniß seines Webens und Schaffens, seiner Werdekraft und ihrer heiligen Gesetze den Geist zum Gefühle der Harmonie. Er empfindet sich als einen mit-

strebenden Theil im großen planvollen Ganzen, und indem ihm in heiliger Weihe die schönste Metamorphose der Weltpoesie und Wirklichkeit, die Metamorphose der Unendlichkeit durch das Werden und Vergehen in ihrer ewig fortlaufenden Wandlung klarer und klarer wird, muß ihm die Allgegenwart des göttlichen Odems selbst aus dem Unscheinbarsten immer lebendiger und wärmer entgegen wehen. Die Natur, die uns trägt und umgiebt und deren mitleidende und mitstrebende Glieder wir sind, erscheint als die sichtbare Hülle des wollenden, urewigen Geistes, bei dessen Anbetung tausend Völker tausend verschiedene Namen stammeln, — und dessen Weisheit diese Natur, diese Hülle geschaffen hat und zwar nicht ohnmächtig im Widerspruch, sondern stark und vollendet, im ewigen Gleichklang mit sich selbst. Das Naturstudium ist das Studium der täglichen Offenbarungen Gottes und kann daher im schönsten und wahrsten Sinne des Wortes nur immer religiöser machen, und zwar nicht durch blindes Annehmen und passives Fürwahrhalten, sondern durch thätiges Umschauen und Entwickeln unserer Kräfte, durch lebendiges Sehen, durch begeistertes Schließen und Erkennen.

Dieses Schließen und Erkennen im Gebiete des Makrokosmus macht die Seelenkräfte des Menschen frei von hundert eingebürgerten mikrokosmischen Vorurtheilen und Denkphrasen. Unsere Maßstäbe werden auf das Stigma ihrer Relativität verwiesen, ohne daß dies die irdischen Rechte der letzteren irritirt. Wir begreifen, daß es keine absolute Größe, weder eine geistige, noch eine materielle giebt. Im Vergleich mit einem gewöhnlichen Menschen ist ein hervorragender Geist eine sehr große Erscheinung, und Shakespeare gegenüber ist er wieder nur ein Pygmäe. Ebenso ist es in der Körperwelt. Für ein mit bloßen Augen unsichtbar kleines Thierchen würde der Umfang einer Kokusnuß ebenso unermeßlich erscheinen, als für uns

der des Sonnenballs, dessen Uebersicht uns dagegen wenig Schwierigkeit machen würde, wenn wir so lange Beine hätten, um wenigstens mit jedem Fuß, wie in der Stellung des Koloß zu Rhodus, nach entgegengesetzter Seite hin auf die Bahn des Merkur zu treten und auf die schöne glänzende Kugel des Phöbos herabzublicken.

So ist alle Größe, alle Bedeutung überhaupt nur relativ, ebenso alle Kleinheit, denn Kleinheit ist nichts Anderes als Größe, und Größe nichts Anderes als Kleinheit. Die Scala unseres Urtheils ist hier gerade so willkürlich eingetheilt, als die unseres Thermometers. Wie in der Natur Alles positiv ist, so giebt es eigentlich nur Wärmegrade, denn was wir Kälte nennen, ist nichts weiter als ein Minimum von Wärme, da wir den Gefrierpunkt gar nicht mit Null zu bezeichnen brauchten oder ihn ebenso gut bei der Gerinnung des Quecksilbers statt des Wassers festsetzen könnten.

Die Natur kennt also an und für sich nichts Absolutes und nichts Relatives. Für sie sind alle Größen und alle Kräfte von gleicher Berechtigung. Nur der Mensch hat durch seine Maßstäbe sie zu dem gestempelt, was sie seinen irdischen Begriffen zu sein scheinen.

Wenn wir einen Papierstreifen rings um den Aequator legen könnten und ein Kleinschreiber setzte eine einzige lange Zahl darauf, um dadurch die Summe der Gestirne auszudrücken, so würde dem Laien diese Menge übertrieben erscheinen, während der Wissende nur einen ohnmächtigen menschlichen Versuch erblickte, das Gewaltige auszudrücken, ungefähr als wollte man einen Wassertropfen mit dem Weltmeer vergleichen. Nicht einmal eine Einheit wäre jene Zahl gegen die Wirklichkeit, denn diese ist Unendlichkeit, und die Unendlichkeit hat keine Einheiten, da sich ihr sonst ein Etwas annähern könnte und dies ihre Wesenheit aufhöbe.

Man mag lächeln über dieses Ideenspiel, und in der That wäre es auch seltsam, wenn ich damit andeuten wollte, der Mann der Naturwissenschaft könne sich von der Unendlichkeit ein klares Bild machen. Er vermag dies ebensowenig wie wir. Er ist nur im Stande, die unermeßlichen Verhältnisse im Raume mit dem Verstande zu denken. Die Gedankenkraft des Verstandes reicht weiter als die Phantasie. Jene ist am meisten eine überirdische Macht, dagegen diese stets figürlich und irdisch sein muß, indem sie sinnlich ist. Wo wir sie zur Ausmalnng der Verstandesbegriffe herbeiziehen, da werden unsere Vorstellungen begrenzt und endlich. Außerdem malt sie nicht nach den Vorschriften geistiger Erkenntniß, sondern nach Gutdünken und nach dem Schattenspiel, welches sich in ihrer ungeheuern Rumpelkammer, in ihrer Camera obscura irdischer Reminiscenzen bildet und um so mehr aller Logik Hohn spricht, je bunter und scheinbar productiver es ist. Wir wissen, daß das Licht 40,000 Meilen in einer Secunde durchfliegt. Wir können diesen Begriff mit dem Verstande erfassen und sogar damit messen als mit einem mathematischen Maßstabe. Wollten wir aber unsere Phantasie herbeirufen, um diesen Begriff weiter auszuführen, so würden wir nicht fähig sein, uns eine richtige Vorstellung von dieser Thatsache zu machen.

Wir müssen also im Fluge durch den Weltenraum die Phantasie ganz zu Hause lassen oder höchstens als gefesselte Reisegefährtin mitnehmen, die man nur dann und wann auf ungefährlichem, begrenztem Terrain freigeben darf. Schließlich ist die Phantasie für den tiefsinnigen, am Riesennetz der Ewigkeit und Unendlichkeit umhertastenden Denker der launische, sturmbewegte Ideenocean, auf welchem der gespenstische fliegende Holländer des Wahnsinns, Alles in Brand steckend und verzehrend, in den ruhigen Hafen der Er=

kenntniß einlaufen kann. Dies mögen Alle bedenken, die sich lediglich aus vorwitziger Liebhaberei in überirdische Sphären wagen, um ihrer Einbildungskraft einen Festtag zu bereiten, obgleich sie doch immer bestrebt sein sollten, ihr Erkenntnißvermögen zu erweitern.

Erweitern in jeder Beziehung ist hier die richtige Idee, deren Gewinnung auch für den Dilettanten so heilsam ist. Es kommt nicht einzig und allein darauf an, daß er sich die Resultate der Wissenschaft als factische Bereicherung seiner Kenntnisse zu eigen macht. Es haben schon die Empfindungen und Reflexionen für ihn Werth, die sich aus den Thatsachen ergeben. Dieser Werth ist ein rein geistiger, indem er ein Gewinn innerer Läuterung ist. Jene Empfindungen und Reflexionen werden ihn hinausheben über enge, peinliche Schranken seiner Gefühlswelt, über bedrückte Anschauungen, über ängstliche Speculationen seines Profanverstandes, der durch Miniaturmaßstäbe in seiner universellen Kraft gelähmt ist.

Diese Erhebung, dieser Segen des Freiwerdens der Denkkraft ist ein rein idealer Vortheil, den am vollkommensten und gesundesten alles Naturstudium gewährt.

Viel weniger fördernd, als die unbefangenen positiven Eröffnungen der Wissenschaft sind, ist für den gebildeten Laien der lautgeführte Streit, welcher sich in Folge der Forschungen und ihrer Resultate innerhalb der Naturwissenschaften entspann und die Heerlager der Kämpfenden in Materialisten und Idealisten theilte. Die unter den letzteren befindlichen Ultramontanen, die sich über die Berge versetzt haben, da sie selbst keine Berge versetzen können, wird dieser Streit nicht zu Lichtfreunden machen, ebenso wie man Nachtvögel nicht dadurch ihrer Natur entgegen in Tagesvögel umwandeln kann, daß man ihnen eine Gasbeleuchtung opfert. Ingleichen können die Materialisten keinen Schritt aus ihrer Position weichen, da es

ihren Gegnern für ideelle Hypothesen an materiellen Beweismitteln fehlen muß und beim Skepticismus der Materialisten nur stoffliche Experimente auf das Lackmuspapier ihrer Seele reagiren.

Und endlich wird dieser Kampf durch die Art seiner Führung für die Sache selbst sehr unerquicklich gemacht.

Die Naturkundigen sind in der Regel schlechte Philosophen und die ihnen opponirenden Philosophen schlechte Naturkundige; deshalb behalten beide Theile Recht und beide Unrecht, denn sie sprechen gewöhnlich mit einander, ohne — sich zu antworten.

Bei wissenschaftlichen Fragen ist aber aller Meinungsstreit und alle Antipathie und Sympathie, kurz jede Thätigkeit der Leidenschaften gleich Null und jedes Wort, das in solcher Gestalt gewechselt, jede Schrift, die in dieser Weise geschrieben wird, ist nichts als gesprochene oder gedruckte Maculatur. Die einzige Wirkung, welche dabei herauskommt, besteht darin, daß sich beide Parteien, nachdem die letzte Sylbe verklungen ist, wieder auf ihren Standpunkt zurückziehen und immer mehr fanatisiren und somit borniren, denn Fanatismus und Bornirtheit sind nicht, wie man wohl gesagt hat, Geschwisterkinder, sondern ich finde, daß der Erstere ein Sohn der Letzteren ist. Durch Abneigung oder Zuneigung für ein Princip wird nie dargethan, wie gescheidt oder albern dieses Princip ist, sondern höchstens, wie gescheidt oder albern sich der Mensch geberdet, welcher jenes liebt oder haßt. In der Wissenschaft gelten nur gründliche Beweise, und zu ihnen ist Studium, Beobachtung der Thatsachen, Erfahrung und äußerst viel Verstand nöthig, aber gar keine Gemüthsstimmung. Beim Darthun, daß zwei mal zwei vier ist, macht es keinen Unterschied, ob man dazu ein beifälliges oder mißliebiges Gesicht schneidet, ob man hinzusetzt, wer es nicht begreift, ist ein Pythagoras oder ein Cretin. Wollte man nun gar noch, wie

aus dem umfangreichen Streite der Materialisten mit den Idealisten und kirchenfreundlichen Naturkundigen zuweilen hervorzugehen scheint, annehmen, daß Anhänger irgend einer Partei aus materiellem Egoismus kämpfen, so fällt plötzlich mitten in die Hoffnung nach Aufklärung Finsterniß und Unordnung ein, als ob Eulenspiegel bei den Bauern das Licht putzte. (Er putzte es nämlich jedesmal aus, steckte es in die Tasche und ging mit irgend einer Phrase davon.) Wer in Kunst und Wissenschaft sein persönliches Interesse nicht von dem der großen Sache trennen kann, deren kleiner Diener er ist, sollte sich nie durch Mitreden lächerlich machen, indem er doch immer blos denselben Erfolg haben wird, wie die Einsprache der Lohnkutscher gegen den Eisenbahnbau. Wo sich endlich gar bei dergleichen Erörterungen leidenschaftliche und gravirende Ausfälle einschleichen, da hört im vollsten Sinne des Wortes Alles auf, nämlich Gedanke, Begriff, Logik und Würde. Erst wenn Jemand seinen Satz nicht mehr glaubt vertheidigen und begründen zu können, greift er zu heftigen Aeußerungen, und zwar nicht nur auf eigene Unkosten, woran wenig gelegen wäre, sondern auf Unkosten der trauernden Wissenschaft, die nun warten muß, bis der Geist ihrer Vertreter wieder klar und fähig geworden ist. Der echte Forschergeist wird nur den Verstand walten lassen. Dieser ist stets parteilos und vorurtheilsfrei, denn Parteilichkeit und Befangenheit liegen nur in unseren bestochenen Sinnen. Solchen Männern gefällt ihre Ansicht nicht, weil sie dieselbe gefunden haben, oder weil sie ihnen vortheilhaft ist, sondern weil sie sie für wahr halten. Wird sie als falsch erwiesen, so hat das Wohlgefallen ein Ende, denn es kommt ihnen nie darauf an, daß sie Recht haben, vielmehr nur darauf, daß das Rechte ermittelt werde, gleichviel, wem es gelingt.

Es handelt sich nun bei jenem Kampf in letzter Instanz um

nichts Geringeres, als um unsere Seele und deren Fortdauer, überhaupt um die Möglichkeit rein geistiger Existenz.

Was hat eigentlich den Naturforschern die Unsterblichkeit unserer Seele gethan, daß sie den Menschen den Glauben an dieselbe verkümmern möchten? Mit welchem Rechte streiten sie überhaupt über das unbekannte Jenseit, da sie ebensowenig irgend etwas Positives davon wissen, als ihre Gegner? Ja, wie können sie endlich über eine rein geistige Seele sprechen, da sie gar keine rein geistige Seele annehmen dürfen? Ihnen fällt nur das Gebiet der Materie zu, während den Philosophen das luftige Reich der Ideen angewiesen ist, und nicht alle Ideen müssen auf einer rein materiellen Grundlage fußen.

Die Materialisten mögen sich in ihren Studien nicht beirren lassen, wenn sie die Seele mit ihrem Secirmesser nicht finden. Der Gedanke ist auch ein Etwas, welches sich bei keiner Section antreffen oder sonst körperlich mit Händen greifen läßt. Und doch ist der Gedanke ein wirklich vorhandenes Ewiges rein geistiger Art. Er ist das Erzeugniß der Seele und so körperlos als sie selbst.

Aber auch die Philosophen, besonders die vom christlichen Standpunkte ausgehenden, sollten etwas Besseres zu thun haben, als fortwährend diejenigen Resultate spitzfindig anzuzweifeln, welche von den Naturforschern gefunden wurden und nur selten zur kirchlichen Anschauungsweise passen. Die Wissenschaft kann nie ein Theil des Glaubens und der Glaube nie ein Theil der Wissenschaft werden. Beide haben sehr verschiedene Ausgangspunkte und sind auch in ihren Consequenzen sehr verschieden. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind,“ sagt der Dichter; die Wissenschaft aber ignorirt das Wunder als eine Illusion.

Einen rohen Eindruck ungebildeter Schonungslosigkeit macht es

aber, wenn die Vertreter der Naturwissenschaft die Ueberzeugungen religiöser Gemüther durch eine rationalistische Klopffechterei der Logik anzutasten, ja lächerlich zu machen suchen. In einem solchen, außerdem ganz nutzlosen Beginnen ist keine Ehre, sondern nur Schande zu finden, denn die Ueberzeugungen eines andächtigen Herzens müssen jeder achtbaren Gesinnung heilig und ehrwürdig sein. Wer sie verspottet, schlägt seine Eltern oder Großeltern in's Angesicht.

Uebrigens sollten die Idealisten und theologischen Philosophen auch nicht ungerecht gegen die Materialisten sein: mögen sie sich immerhin ihre Lieblingsidee einer freien Geisterwelt nicht ableugnen lassen, so müssen sie doch darin den Materialisten recht geben, daß wir Menschen uns eine solche vorzustellen nicht fähig sind. Diese Behauptung ist logisch; hören doch mit dem Körper auch alle Entfernungen auf. So barock dies klingt, ist es doch ganz selbstverständlich: wenn man nämlich den Begriff der Körperlichkeit absolut aufgiebt, so giebt man damit auch den Begriff der Begrenzung eines Dinges oder Wesens auf. Sogleich tritt also der Begriff der Grenzenlosigkeit, der Unendlichkeit, des Ueberall, des Immer und Zugleicherzeit, ein. Reine Geister ohne jede Materie nehmen also allen Raum ein, indem sie keinen einnehmen; sie müssen also immer einer im andern sich befinden. Natürlich giebt es für sie auch keine Bewegung, denn nur ein begrenztes Etwas, das einen bestimmten Ort einnimmt, kann den Ort verändern, während für ein Etwas, das überall ist und nach keiner Dimension hin ein Ende oder einen Anfang hat, weder eine Ortsveränderung nothwendig noch möglich ist. Mit der Bewegung aber hört für unsere Anschauungen auch der Begriff Kraft auf. Ja noch mehr. Auch die Zeit hört sofort auf, wie man die Körperwelt hinwegdenkt. Sie ist nur ein Name für die Aufeinanderfolge von Thaten und Bewegungen und wird nur nach solchen gemessen

und bestimmt, die wir für gleichmäßig halten, als da sind Umdrehung der Erde, ihre Sonnenumkreisung und andere Vorgänge im Firmament. Die Zeit ist also der gedachte ideelle Maßstab, auf welchem sich die Veränderungen der Körperwelt nach einander markiren. Es sind allein die Dinge, die an uns vorübergehen, die Zeit steht still und nur die Uhren laufen. Die Zeit hat also erst zu existiren angefangen, nachdem die Körperwelt zu existiren anfing, da jene kein selbstständiges Etwas ist und sich in sich selbst nicht abmarkirt. Aehnliches läßt sich vom Raume sagen.

Im Allgemeinen bleibt alles Begreifenwollen des Ueberirdischen für den Menschen, dem nur irdische Begriffe zu Gebote stehen, nichts weiter als eine auferbauende Denkübung, ein Geistesturnen am höchsten Reck, das man sich diesseit bereitet, träumend, daß es jenseit stehe. Die Ausdrücke „Ewigkeit,“ „Grenzenlosigkeit des Raumes“ 2c., welche die Philosophie wie etwas Vonselbstverständliches spielend gebrauchen muß, um überhaupt in jenen Regionen anscheinend weiter zu kommen, sind keineswegs Vorstellungen, sondern im Gegentheil nur Worte, für welche uns eben die Vorstellungen fehlen. Ich bitte, sich eine Zeit zu denken, die keinen Anfang und kein Ende hat, und einen Weltraum, der unbegrenzt ist. Dies wäre der Begriff der Unendlichkeit. Sollte wirklich Jemand glauben, damit zu Stande gekommen zu sein, so läßt sich ihm gleich beweisen, daß er damit nicht zu Stande gekommen ist, und zwar durch die unumstößliche Wahrheit, daß derjenige, welcher sich über den Gegensatz einer Annahme nicht klar zu werden vermag, auch die Annahme selbst (den Satz) nicht zu denken vermochte, — wer die Vorstellung „kurz“ nicht fassen kann, für den wird die Vorstellung „lang“ stets eine ungeknackte Nuß bleiben. Ich bitte daher nochmals, sich die Zeit so zu denken, daß sie irgendwann einen Anfang hatte, mit einer zählenden

Einheit „Eins" begann und ebenso irgendwann mit einer Zahl ein Ende haben wird; ferner sich den Weltraum so zu denken, daß er irgendwo eine Grenze hat, hinter welcher es keinen Raum mehr giebt. (Wenn auch der Raum ein Ende hat, Platz für den Raum muß doch da sein! würde ein unmündiges Kind sagen.) Dies wäre der Begriff der Endlichkeit. Wer ihn zu fassen strebt und dabei das Kapital seines Verstandes nicht verliert, hat entweder sein Geschäft nicht ernstlich betrieben, oder er hatte kein Kapital darin stecken.

Freilich läßt sich auch sagen, die Zeit ist etwas Zeitliches, das heißt Irdisches; sie ist kein Theil der Ewigkeit, sondern hat mit dieser gar nichts gemein und steht außerhalb derselben, lediglich als Maßstab für materielle Zustände. Die Ewigkeit zählte dann also nicht nach Einheiten, nämlich nach Zeitabschnitten, sondern sie wäre selbst die Eins und die Allheit der Zahl zugleich. Somit würde es in ihr kein Nacheinander, sondern nur ein Nebeneinander geben. Derselbe Planet vollendete also seine verschiedenen Umkreisungen der Sonne nicht nacheinander, sondern nebeneinander, also zugleich, das heißt, es gälte immer nur die gegenwärtige Umkreisung, und alle vorhergehenden würden nicht gerechnet. (Sie sind doch aber dagewesen, und es folgen andere nach! würde wieder das unmündige Kind ausrufen.) Wenn man aber von etwas Gegenwärtigem spricht, so setzt dies etwas Vergangenes und Künftiges nothwendig voraus. Angenommen aber, es gäbe wirklich in der Ewigkeit kein Nacheinander, sondern nur ein Nebeneinander der Vorgänge, so unterschiede sie sich nicht vom Weltraum und hätte dieselbe einzige Eigenschaft mit ihm gemein, da es für diesen auch nur ein Nebeneinander giebt (denn von oben und unten, vom Cubik braucht nicht extra die Rede zu sein, da ja dem Nebeneinander keine Richtung versagt ist); Ewigkeit und Weltraum wären also ein Begriff.

Man sieht, auf welchen Nonsens der Consequenz man in diesen Gebieten kommt, für die unsere Kräfte nicht ausreichen. Nicht besser ergeht es uns mit hundert anderen Begriffen, wie „Vollendung,“ „Unveränderlichkeit,“ „Allmacht“ (z. B. in Bezug auf das Ungeschehenmachen des Geschehenen). Hier, wo das klare, auf Begreifen gestützte logische Denken aufhört, bleibt weiter nichts übrig, als entweder das Unbegreifliche als kalter Skeptiker zu bezweifeln und den Menschenverstand auf das Menschliche zu beschränken, das übrigens oft schwer genug zu begreifen ist; oder zu glauben. Zum letzteren ist keine Verstandesthätigkeit nöthig. Wer diesen Ausspruch für gravirend hält, hat vom Glauben einen falschen Begriff. Was ich begreife, dazu brauche ich den Glauben nicht, es versteht sich von selbst. Was ich aber glauben soll, darf ich nicht begreifen können, denn wenn ich es begreifen könnte, würde mein Glaube dafür nicht in Anspruch zu nehmen sein. Glauben heißt blindlings für wahr annehmen, nicht für wahr erkennen.

Dennoch sind in der naturkundlichen Literatur, meistens beeinflußt durch die Schelling'sche Philosophie und Theosophie zahlreiche Stimmen laut geworden, welche die streitenden Parteien vermittelnd zu versöhnen suchen. Diese Bestrebungen entwinden den Kämpfenden in der Waffe zugleich auch das nützliche Werkzeug, denn wenn man den Soldaten ihren Säbel einnäht, macht man sie für den Frieden jedenfalls gefahrloser, für den Krieg aber untüchtig. Es liegt also für die Förderung der Sache selbst etwas Gemeinschädliches in diesen Bestrebungen, so ideal sie auch immer gemeint sein mögen. Oft gehen sie, gerade wie das Erhabene in der Kunst, nur zu nahe an der Grenze des Humors dahin und werden dort hinterrücks vom Spotte überfallen, der sich, wie alles lose Gesindel ohne solide Beschäftigung, am liebsten auf den Grenzen umhertreibt.

Vor Allem aber ist Eines bei jenen Streitfragen und Vermittelungsversuchen mit Recht ans Licht gebracht. Ich meine die überspannten Selbstüberhebungen, welche einseitig gebildete radicale Vertreter der Naturkunde zu der irrthümlichen Ansicht fortriß: es sei neben den Naturwissenschaften von nun an keine andere Facultät mehr lebensberechtigt, und die Entwickelung der neuen Weltkultur, die Heranbildung der Jugend solle mit den klassischen Studien, mit der Philologie, Aesthetik, ja überhaupt mit der Idealphilosophie nichts mehr zu thun haben. Höchstens seien noch Weltgeschichte und die die Hülfswissenschaften zur Naturkunde, sowie die in einem praktischen Lebensberuf angewandten Naturwissenschaften von unleugbarem Werth. Es liegt zu Tage, daß dieser Grundsatz den Weg zur Barbarei einer niedrigen Profanbildung eröffnet. Wir sehen in solchen Behauptungen Materialisten im kleinsten Sinne des Wortes, die mit der Unsterblichkeit der Seele auch alle höheren Bethätigungen derselben, alle Idealität, Poesie und Kunst hinwegdisputiren möchten und mit ihnen alles Das, um dessen Willen wir den Kampf um das Dasein mit seinen schweren Mühen, mit seinem Erdenstaub in unnahbarer Begeisterung ertragen; wir hören in jenen banalen Grundsätzen Priester reden, die in dem heiligen Tempel der Weltkultur nicht beten, sondern plaudern, die auf seinem Altar nicht opfern, sondern blos kochen möchten. Diese Richtung müßte fürwahr zu einer Intelligenz führen, welche den Nachkommen des verhängnißvollen Affenpaares zwar alle Ehre machen, aber den Höhen der Menschheit für immer Valet sagen würde.

Nach dieser Controverse halte ich den Augenblick für passend, um über die Art und Weise zu sprechen, in welcher die Naturkunde von der modernen Literatur gepflegt wird. Nur von jenen literarischen Bestrebungen, welche den Extract der Gelehrsamkeit den

weiteren Kreisen verdolmetschen, kann hier selbstverständlich die Rede sein, nicht von der streng wissenschaftlichen Literatur. Diese ist ja als die geordnete Aufzeichnung des Wissens nichts weiter als das dauernde Gefäß der Wissenschaft, ohne welches die Letztere mit den Köpfen der Gelehrten begraben werden würde.

Unsere Literatur hat nun in der Gegenwart durch die Veröffentlichung naturwissenschaftlicher Werke die größte Thätigkeit entfaltet; sie hält mit dem raschen, lichthellen Gange des Forschens mehr als gleichen Schritt. Wir leben in einer so praktischen Periode, daß wir es nicht wie unsere trocken gelehrten Vorfahren machen, welche die Ergebnisse ihrer Forschungen und Beobachtungen unbenutzt aufspeicherten in den staubigen Kanzleien der Fachmänner.

Jetzt strebt man danach, die Gelder des Wissens zu hohen Zinsen anzulegen und sie immer frisch kreisen zu lassen.

Beruht nun die Aufgabe jener Literatur darin, die Fortschritte der Wissenschaft allen Gebildeten klar zu machen und dieselben zur Liebe und Erkenntniß eines Studiums hinzuleiten, das künftig den Beruf haben wird, immer mehr und mehr den Mittelpunkt unter den Erziehungs- und Bildungswissenschaften der Menschheit einzunehmen, — so sollte es eine heilige Pflicht aller Apostel dieser Lehre sein, dabei jederzeit mit Gewissenhaftigkeit auf dem Boden der Wissenschaft und ihres Ernstes stehen zu bleiben.

Es fehlt nicht an guten Werken, die dieser Pflicht Rechnung tragen. Sie wirken organisch, das heißt im lebendigen, stetigen Zusammenhang mit ihrer Ursache, ihrer Quelle, aus der sie geschöpft sind. Leider jedoch tritt daneben in beängstigender Quantität eine seichte, widerliche Vielschreiberei in den Vordergrund. Ich tadele nicht ein anregendes, übersichtliches Popularisiren des wissenschaftlichen Stoffes, sofern es aus der vollen Beherrschung des Gegenstandes

hervorgeht; aber ich verwerfe jene gewissenlose Verflachung in das Dilettantenhafte, jene unwürdige Spielerei, die nur eine unreife Frühgeburt des halben Wissens ist.

Sich in einem wissenschaftlichen Gebiete, das erst gewonnen und befestigt, erst durch eine ebenso solide als geschickte Verarbeitung zum Allgemeingut gemacht werden muß, schon von oberflächlichen Erzeugnissen überfluthet zu sehen, ist doppelt schmerzlich. Man muß bedauern, daß diese naturgeschichtlichen Bergpredigten für die Laien und besonders für die Jugend gar häufig in einem Tone gehalten werden, der weder zur Würde der Sache paßt, noch den Lesern eine würdige Anschauung einflößt. Die Natur selbst ist so groß, so ernst, so weihevoll in jedem Erzeugniß, daß es eine banale Verhöhnung ist, sie fortwährend in's Niedliche zu malen, blos um der Geschmacklosigkeit trivialer Leser nach dem Munde zu schwatzen. Zu dieser Manier gehört die vergleichende, geistreich schwatzende Phrase, die z. B. immer die zufälligen menschlichen Einrichtungen in das objective Thierleben subjectiv hineinzieht, um bei den Bienen von einer constitutionellen Monarchie und bei den Ameisen von einer Republik mit absoluter Stimmenmehrheit sprechen zu können; zu ihr gehört jene süßliche Koketterie der Naturbeschreibung, welche eine blumenreiche Albumsprache führt und wegen ihres fortwährenden Staunens über die Weisheit der Vorsehung gar nicht zu eigner Einsicht gelangt. Die erstere Richtung verbindet sich sehr häufig mit gröbstem Materialismus, die zweite gern mit Pietismus. Ein solcher nach Parallelen oder Tendenzen suchender oder sich mit Rührung über die Nützlichkeit des Ungeziefers den eben erhaltenen Mückenstich kratzender Naturforscher sind beide ein unerfreulicher Anblick. Sie bringen uns Licht, aber es ist eine Lampe mit einem gefärbten Glasschirm. Wenn wir, was sie dabei zeigten, im Sonnenschein des

Morgens wieder betrachten, so erscheint es als etwas ganz Anderes. Man muß sich wundern, wie Männer, die zwar keine Kapacitäten sind, aber doch bis dahin ganz vernünftig waren, zu so jämmerlichen schönrednerischen Einkleidungen ihre Zuflucht nehmen können. Sie gleichen den äußerst kleinen Buben, die eine schöne lebendige Rose mit schlechtem Karmin aus ihrem Tuschkasten überpinseln, damit sie noch etwas röther werde.

Die Jugend hat so viel Phantasie, daß es gar nicht darauf ankommen kann, dieselbe beim Betrachten von Naturgegenständen durch allerlei kleinliche Mittel noch anzureizen und sie wie einen lebensmatten, abgestumpften Greis spazieren zu führen. Im Gegentheil muß man jene fruchtbare Jugendphantasie mäßigen, damit ihre thätige Vorstellungskraft nicht den viel schwächeren Verstand überwuchere. Man will aber immer nur dem Amüsement schmeicheln, und so amüsirt man die jungen wie die alten Leser in den Blödsinn der Fadigkeit mitten hinein.

Männer, die sich Schriftsteller nennen, besonders Schriftsteller der gründlichen deutschen Nation, sollten eine Wahrheit nie vergessen: wenn sich auch die lesende Menge nach Zerstreuung, nach Abwechselung sehnt, so geht doch durch dieselbe wie durch die Kindesseele, ja wie durch die ganze Menschheit ein großer, gemeinschaftlicher Zug hindurch, auf den sich der Fortschritt der Welt basirt: es ist das Verlangen nach Thatsachen, Erfahrungen und Erkenntnissen, ein oft bewußter und oft unbewußter Drang des nach Selbsterhöhung strebenden Individuums, das im Leben immer seinen Augenblick findet, wo es sich trotz aller Lust an pikanter Unterhaltung doch endlich fragt: was ist der Kern, was ist der Zweck der Sache, und worin besteht der geistige Gewinn dabei?

Dieser instinctive Naturtrieb nach Vervollkommnung, der sich

zur schönsten Wißbegierde steigern kann oder im gemeinen Leben als Impuls einer kleinlichen praktischen Selbsterhaltung und Wahrung egoistischer Lebensinteressen verbraucht wird, ist auch von den naturwissenschaftlichen Schriftstellern, wie von allen andern, anzubauen und zu veredeln, keineswegs aber zu verflachen.

Ihr aber, die Ihr Euch durch geläuterte Kenntnisse und literarisches Talent berufen fühlt, bahnbrechend und anfeuernd über Naturkunde zu schreiben, hütet Euch immerhin vor der todten, ausgestopften Gelehrsamkeit, vor dem sterilen Professorthum, das wegen Mangel an eigenem Geist seine Resultate in Spiritus setzt; erklärt nicht mit ihm die Wissenschaft für eine künstliche Hülle, um den lebendigen Genius, also gerade die Kraft dahinter zu verbergen, welche alles Wissen schafft!

Macht es aber auch nicht mit der reiferen Jugend und mit den Erwachsenen, wie heutzutage so oft mit den armen Kindern geschieht: schöpft ihnen nicht von Allem den Rahm so bequem ab, überzuckert nicht gleich jede herbere Frucht der Erkenntniß und bescheert ihnen nicht in Gestalt von bunt und zierlich geschmücktem Spielzeug mit einem Male, was man successive erringen lassen muß. Dem Menschen die Mühe des Nachdenkens ersparen, heißt ihm das Verdienst und die einzige wahre Freude rauben, welche er beim Lernen sein nennt. Was er ganz ohne Anstrengung gewonnen, das hält er minder fest, das achtet und liebt er weniger. Steht doch die Seele im ähnlichen Verhältniß zu ihren Erkenntnissen wie die Mutter zu ihren Kindern: die Kinder der Schmerzen werden ihr die theuersten sein, die leichtgebornen wird sie sorgloser hüten.

Ebenso aber überspringt nicht so Vieles oder putzt es nicht so gefallsüchtig auf, aus Furcht, daß es sonst ermüdend und langweilig sein werde. Verständige Leser werden durch diese stillschweigende

Annahme ihrer Hohlheit gekränkt und verkürzt; wer jedoch den seichten Lesern das Zugeständniß der Langeweile darbringt, giebt ihnen dadurch erst recht das Bewußtsein derselben und macht ihre Stimmung nur immer langweiliger, spitznasiger und blasirter.

Es ist eine abgeschmackte ascetische Ansicht, das Menschenleben und den Act; der Erziehung und Bildung als eine Tantalusarbeit zu betrachten noch unwürdiger ist es jedoch, darin eine ewig lächelnde, ewig heitere Kindergärtnerei zu sehn.

Ihr naturwissenschaftlichen Schriftsteller aber, die Ihr ohne Kenntnisse und ohne Talent, also ohne Beruf seid, hört auf, eine Schule wechselseitigen Unterrichts zu etabliren; hört auf, durch ein halbwüchsiges Büchlein, durch eine Reihe eilfertig gehaltener und noch eilfertiger gedruckter Vorträge heute zu lehren, was Ihr gestern lerntet und was Ihr, oft nur weil es Euch drückt, weiter befördern oder einmal umrühren möchtet. Es ist unstatthaft, den Unterricht hauptsächlich als eine Motion zur besseren Verdauung des eigenen Wissens zu benutzen. Die ernste, große Wissenschaft, der es an geweihten Vertretern nicht fehlt, bedarf Eurer nicht, Ihr aber bedürft derselben recht sehr; es wird daher zweckmäßig sein, Euch für alle Folgezeit mit Eurer mangelhaften Bildung, statt mit Eurer naiven Arroganz zu beschäftigen, die schon so sattsam entwickelt ist.

Alle miserable Büchermacher, welche als echte Speculanten stets einen Verleger finden, der noch einsichtsloser ist als sie, sollten durch abgedruckte Urtheile von Naturforschergesellschaften öffentlich geächtet und als Nichtswisser, Verwirrer und Verschlepper der kostbarsten Resultate gebrandmarkt werden.

Wie haben sich diese Taugenichtse von Dilettanten z. B. in der Phrenologie ergangen! Sie treten in dieser Sphäre, die bis jetzt nichts weiter als den Keimpunkt einer möglichen Wissenschaft in sich

schließt, mit einer breitspurigen Sicherheit auf, die in Erstaunen setzen würde, wüßte man nicht, daß die Siebenmeilenstiefel ihrer Docirmethode mit Unverschämtheit besohlt sind.

Es ist natürlich, daß die Phrenologie zu einem Lieblingsspielzeug für große Kinder geworden ist, denn es hat etwas sehr Verführerisches, fortwährend seinen eigenen Schädel zu betasten und daran wenigstens phrenologisch diejenigen großen Talente und Eigenschaften aufzuweisen, welche der gute Schädel auf gewöhnlichem Wege nicht kund zu geben beliebt. Hierauf kommen die guten Freunde, dann die entfernteren Bekannten an die Reihe und endlich werden die Leute von der Straße herbeigeholt. Es ist haarsträubend, dieses Unwesen unlogischer Sprünge mit anzusehen; die armseligen Zahlpfennige der Hypothesen werden für gemünztes Gold der Thatsachen ausgegeben.

Ich gebe zu: alle diese Uebelstände erscheinen milder, wenn wir erwägen, daß die Naturwissenschaften in ihrem neueren Aufschwung noch jung sind, daß es überhaupt eine Uebergangsperiode ist, in welcher wir uns befinden. Steht der ungeheure Riesenbau der Naturforschung erst fertiger da, so werden sich einestheils die Leidenschaften der streitenden Parteien abgekühlt haben, denn das klare überführende Factum, welches in sich bewiesen ist, schlägt allen Zweifel und mithin allen Kampf nieder; anderntheils werden die Sansculotten der Wissenschaft anständig genug werden, dasjenige nicht mehr zu zeigen, um dessen willen sie Sansculotten heißen; endlich aber werden die arroganten A-B-C-Schützen der Wissenschaft den Muth verlieren, über einen Gegenstand zu sprechen, dessen Größe ihre Kleinheit jeden Augenblick blamirt.

Bis zu dem Zeitpunkt aber, wo jenes Gebäude einigermaßen architectonisch geordnet und imposant emporgewachsen ist,

sollten es die auserwählten Arbeiter nicht versäumen, außer der Bauhütte eine Wächterhütte aufzuschlagen, damit nicht alles mögliche Gesindel herbeiströmt, störend für die Schaffenden und hemmend für die richtige Auffassung des werdenden Werkes.

Und schließlich zum Besten Derer, die da glauben, daß die Bäume in den Himmel wachsen und ein Ding für alle Zwecke brauchbar ist, noch eine auf das Ganze bezügliche Bemerkung: wenn Einer fragen wollte, ob ein Rindsbraten, da er doch kräftig sei, ein Schiff ziehen könne? und ein Anderer wollte darauf mit Nein antworten, so wüßte ich nicht, welcher der Lächerlichere wäre, der Fragende oder der Antwortende. Nicht viel besser geht es bei der Verneinung der Frage: ob die Naturwissenschaft uns Philosophie werden, oder die Philosophie ersetzen könne? Abgesehen von den bekannten „Naturphilosophen" und ihren historisch gewordenen Irrthümern ist einfach festzuhalten, daß die Naturwissenschaft der Philosophie nur die kräftigende Nahrung darbieten, aber nie selbst individualisirte, frei sich bewegende Kraft sein kann. Sie steht in demselben Causalverhältniß zum Denken, wie die Speise zur physischen Thätigkeit.

So warten wir in diesem Leben vergeblich, daß uns die Kunde von der Körperwelt an den Schultern Flügel hervorwachsen lasse. Wir werden immer die alten Geistesflügel des Gedankens brauchen müssen, um, uns zu lichtem Ueberblick erhebend, den Sonnenfunken des Prometheus herabzuholen, der den starren Stoff verklärt und beseelt. Hier beginnt die Philosophie der Naturwissenschaft, der Geist, der ewig über den Wassern schwebt, Licht und Finsterniß scheidend.

Bemerkungen über deutsche Literaturgeschichtschreibung.

Groß und umfassend ist dies Thema und die nachfolgenden Raisonnements wollen nur Winke, nur einen Beitrag zur Kritik desselben bieten; als Fragmente haben sie das Recht, desto zwangloser und vielleicht deswegen auch das Glück dem Laien zugänglicher zu sein. —

Ebenso wie die Weltgeschichte in neuerer Zeit einen Umschwung erfahren hat und noch erfährt, indem es uns weniger auf die faktische Darstellung von den Handlungen der einzelnen Gewalthaber, als auf ein Spiegelbild von den Wandlungen und Fortentwickelungen des Menschengeistes innerhalb der einzelnen Volksstämme und in deren Wechselbeziehung auf einander ankommen muß: ebenso hat sich auch die Literaturhistorie einer andern psychisch tiefer gehenden Anschauungsweise zu unterwerfen. Auch in ihr sind die Thaten Einzelner nicht als ein Willküract des Genius oder des sich selbst begeisternden, vielleicht auch seinen Stimmungen und Launen fröhnenden Talentes zu betrachten.

Kein Bedeutender dichtet und schreibt was er will, sondern was er soll und muß; seine Gegenwart dictirt ihm. Freilich ruft sie ihm

nicht das Wort, sondern nur den Sinn zu; das entfesselnde, divinatorische Wort ist das erhabene Gegengeschenk des Genius an seine Zeit. So empfangen die großen Entwickelungen, idealen Strömungen und Welteroberungszüge des Kulturgeistes aus der Hand der Literatur ihre Führerfahne des Gedankens mit der ewigen Devise „Vorwärts." Und wird auch diese Standarte ab und zu niedergeworfen und von der materiellen Gewalt der Finsterniß in den Staub getreten —, was thut es! es werden doch immer wieder neue Banner emporgehoben und der Sieg des Lichtes kann im Kampfe um die Freiheit Verzögerung, von keiner Macht aber Unterdrückung finden. Die gewaltige unsichtbare Werkstätte der Literatur ist es, in welcher für diesen heiligen Streit die flammenden Schwerter geschmiedet und die unwiderstehlichen Armstrong-Kanonen des sittlichen Urtheils gegossen werden. In jenen ebenso unerbittlichen als unblutigen Schlachten, bei denen es sich nur um die Vertheidigung der Wahrheit, um den Grundbesitz von Erkenntnissen, um die Eroberung von Principien handelt, ist sogar der Tod gegen die Aufklärungspartei machtlos. Die Geister der Gefallenen stehen wieder auf und kämpfen weiter in den Reihen der Lebendigen. Das geflügelte Wort ist überhaupt unsterblich und umgiebt sich selbst immer wieder von neuem mit einem irdischen Heldenleib; es schläft nicht und rastet nicht und kann nicht entwaffnet und nicht begraben werden, so lange noch Seelen da sind, die es hören und verstehen. Das geflügelte Wort gleicht der Saat der verzauberten Drachenzähne; scheinbar wie im Bann liegt es in den Schriftzeichen zwischen den Deckeln des unansehnlichen Buches; aber wo es durch Entzifferung gelöst, wo es ausgesäet wird auf den Urboden der Menschheit, da wächst ein Geharnischter hervor.

Die Literaturgeschichte ist also in Wahrheit überall der

bahnbrechende Impuls, der geistige Extrakt der Kulturgeschichte; es ist eine Geschichte der Aufklärung, der Läuterung menschlicher Intelligenz.

Von diesem Standpunkt aus muß sie aufgefaßt und durchgeführt werden, wenn wir wirklich aus dem Erz das Metall gewinnen und zu reiner Ausmünzung flüssig machen wollen. Es gehört der Geist eines freien Forschers dazu, der sich keinerlei Narrenkappe über die Ohren zieht, weder die eines philosophischen Systems, noch jene viel bedenklichere einer politischen oder religiösen Partei. Auch haben seine Fähigkeiten ein zu kurzes Maß, wenn sie sich nur auf ein rein ästhetisches Urtheil beschränken. Die Aesthetik hat es mit dem Kunstwerk als einem solchen und mit den künstlerischen Anlagen seines Schöpfers, nicht aber wesentlich mit der darin zu Tage tretenden Geburt der Zeitideen, nicht mit der Verkündigung der Völkerzustände, nicht mit der Bespiegelung der staatlichen Verhältnisse, nicht mit dem Belauschen des innersten Pulsschlages der Menschheit und ihres gerechten Dranges nach politischen Reformen und nach sittlichen und gesellschaftlichen Vervollkommnungen zu thun.

Solche rein philosophisch ästhetisirenden, christlich-frömmelnden oder trocken fachwissenschaftlichen und daher todtgebornen Literaturgeschichten sind in Deutschland schon mehrfach verfaßt und es befinden sich darunter nach gewissen Richtungen hin ebenso glänzende als einseitige Leistungen.

Unter den sogenannten gediegenen Literaturhistorikern der neuen Zeit heißen Viele deshalb so, weil sie dem Gelehrtenstande angehören, die für diese Stellung unvermeidlichen, aber an und für sich werthlosen soliden Kenntnisse besitzen und mit Vornehmheit auf Alles in der Literatur hinabsehen, was nicht der sogenannten klassischen Periode entstammt. Nur was im Zeiteldorado des schönen „Damals“

geschrieben wurde, war von Gottes Geist gesegnet und ist würdig, von ihnen betrachtet und durch einen weitschweifigen Salm der Anerkennung verewigt zu werden. Ihr Glaubensbekenntniß nimmt an, daß nach jener gepriesenen und in der That wirklich großen Epoche, die aber in Wahrheit ebenso wie die unsere und jede andere auch nur eine Entwickelungsepoche war, — denn aus solchen allein besteht die Vervollkommnung der Weltliteratur, — daß nach jener gepriesenen Zeit kein echtes Genie mehr geboren ist, weder unter den Dichtern, noch unter den Aesthetikern. Von den Letzteren machen blos sie selbst eine Ausnahme, denn wer jede Erscheinung neben sich übersehen und als pygmäenartig verurtheilen kann, muß selbst äußerst riesenhaft sein. Das sind sie denn auch nach ihrer Einbildung, im Uebrigen aber glauben sie, daß die schaffende Naturkraft so schwach geworden ist, nichts Bedeutendes mehr hervorbringen zu können. An ihnen hat sich die Natur für diese Kränkung freilich mit einem sehr beißenden Spott gerächt, indem sie ihnen den ungeheuren Zopf geschaffen hat, eben jenen erwähnten Unsinn zu glauben. Dieser Zopf hängt ihnen hinten, wohin sie sich auch wenden, und da sie sich stets mit Bewunderung dahin wenden, wo wir hergekommen sind, nämlich zur Vergangenheit, so sieht man besagten Zopf immer in seiner ganzen Glorie.

Mehrere von diesen antiquirten Enthusiasten machen es sich dadurch bequem, daß sie ihre Literaturgeschichte kurzweg da abbrechen, wo die Gegenwart anfängt. Andere gehen auf die Gegenwart ein und finden darin Alles „werth, daß es zu Grunde geht;“ doch lassen sie einigen Erscheinungen Gnade widerfahren und sagen, daß sie ein besseres Zeitalter verdient hätten. Diese tolerirten Poeten gehören dann immer dem Geschlecht eben jener Aesthetiker an: es sind Wiederkäuer, die längst abgethane, nicht mehr lebensfähige Stoffe im

Geiste und Wesen großer Ahnen noch einmal nachahmend durcharbeiten. Wie alle Zwitter, haben sie keine männliche Passion für die Gegenwart, und wie allen Dilettanten, ist ihnen eine geleckte Sauberkeit beim Arbeiten eigen, und so malen diese fleißigen Pinsel gern Miniaturportraits auf Elfenbein, welche mit elephantenhafter Neigung von den privilegirten Literarästhetikern beachtet und in das Raritätenkästchen ihrer Kritik gelegt werden. Belebend auf die Nachwelt kommen solche Produkte freilich nicht, da sie nicht lebendig aus der Mitwelt gekommen. Es ist ein subtiles todtgebornes Machwerk. Wenn unsere alten Klassiker noch lebten, würden sie dergleichen nicht aufmuntern und loben, sondern im Gegentheil verdammen und es aussprechen, daß der Pegasus dieser nachgemachten Poeten nichts weiter ist, als ein ausgestopftes Schaukelpferd, das sich fortwährend bäumt und doch nicht von der Stelle kommt. Freilich geht dieser kleine, zierlich aufgezäumte Wallach auch mit seinem Reiterlein nicht durch und tritt im Nutzgarten der Poesie nicht auf die Rabatten, da er weder Muth noch Kraft, weder Flügel noch Hufe hat.

Selbst der einfachste Geist begreift wohl, daß Literarhistoriker, wie jene eben bezeichneten, der Literatur keinen Nutzen bringen; auch keinen Schaden, wünschte ich, könnte man zu ihrer Schande sagen; doch es wäre leider nur halb wahr. Freilich verschlägt es nichts, anerkannte Meisterwerke der Vergangenheit mit neu zusammengestellten alten Worten noch einmal zu bewundern und in der Gegenwart frische Anläufe und Entfaltungen zu leugnen. Jene werden dadurch nicht besser und diese verschwinden davon nicht, die Gegenwart und die Zukunft aber hört endlich nur auf Aussprüche solcher Geister, die als Kinder ihrer Zeit organisch aus derselben hervorgewachsen sind. Da keine Götter vorhanden, sollten doch Menschen nur von Menschen, aber nicht von Pagoden beurtheilt werden. Diese Tröstungen

sind wahr, doch nur in letzter Instanz. Zunächst aber thut jene antiquirte Beurtheilungsmethode auch mittelbar der Literatur großen Schaden, indem sie unmittelbar die Geschmackrichtung des Publikums ungesund und ungerecht macht.

Unsere Gegenwart ist aber auch noch in einer ganz andern Art von Literaturgeschichtsschreibung geschäftig. Hierbei sind gewöhnlich Männer thätig, welche einer gründlichen klassischen Bildung fern stehen und so zu sagen seit ihrer Studienzeit kein altes Buch mehr lasen. Sie haben ihrem Geiste eine emancipirte Nothreife gegeben und des Dichters Wort: „Nur der Lebende hat Recht," gemißdeutet. So fehlt ihnen das offene Auge für Größen der Vergangenheit, die ihnen ein niederdrückender Anblick sind, wie für mißlungene Leistungen des Tages, denen sie sich in ihrem Streben verschwistert fühlen. Der keusche, reine Silberblick der Geschichte enthüllt sich ihnen nie. Ihre Literarhistorien sind voll Koteriewesen und Protectionssystem, welches nicht nur gute Freunde, sondern wesentlich auch die Verfasser direct und indirect fêtirt.

Viele moderne Schriftsteller haben nämlich die Speculation entdeckt, ihre Richtungen, ja sogar ihre eigenen Schriften dadurch am besten zu stützen, daß sie selbst Kritiken darüber schreiben. Dies klingt seltsam wegen der ansehnlichen Unverschämtheit, welche darin liegt, sich selbst öffentlich zu besprechen und seinen Namen darunter zu setzen. Es wird aber zu einer Art Pflicht, wenn sich der Kritiker zum Literarhistoriker erhebt, denn wer dem Publikum ein Ganzes geben will, darf keinen einzelnen Theil auslassen, zumal wenn dieser wichtig ist. Und wichtig wird in der That doch jedem dieser Aesthetiker ihre werthe Person sein. Mit Recht fürchten sie, daß ihnen ohne diese Manipulation nicht blos die Unsterblichkeit, sondern auch ihre kupferne Scheidemünze, die Tagescelebrität, im brausenden

Zeitenstrom fortschwimme. So helfen sie ihren Büchern, indem sie beweisen, daß sie sich der Nächste sind, ein heidnisches Sprichwort, das die Christen mit einem formellen Anflug von Ironie, aber mit vieler geheimer Behaglichkeit adoptirt haben.

Man erlebt Momente in der modernen Literatur, wo dieses Treibens Frechheit, Arroganz und Oberflächlichkeit so weit geht, daß es in seiner Art zum Kanon wird. Leider sind diese Bestrebungen nicht mit einem verächtlichen Lächeln abzuthun, denn sie richten als ein schädlicher Unfug viel Verderben an. Die Zahl verständiger Menschen, welche eine harmlose Pietät vor jedem gedruckten Buchstaben haben, ist groß; die Zahl der simplen, ungebildeten, welche selbst nicht zu unterscheiden vermögen und sich das Dargereichte als falsche Lehre aneignen, größer. Es ist aber nicht gleichgültig, so viel Willfährige irre zu leiten, oder so viel Unwissende noch unwissender zu machen. Wer schreibt, hat vor Allem die Pflicht, zu erleuchten, statt zu verdunkeln, das Recht zu wahren, statt es zu verfälschen.

Diese beiden Hauptgattungen von Literaturgeschichten, von denen die zweite, die der Charlatans, nur die Verfasser und einige Freunde lobt und persönliche Feinde oder tüchtigere Rivalen perfid angreift, und die erste, die der Classicitätsevangelisten, nur für Altes fanatisirt ist und wie die päpstlichen Büchercensoren verdammend über alle neuen Werke ausruft: „basta, che siano novi per esser cattivi!“ — ich sage diese beiden Hauptgattungen von Literaturgeschichten sind sehr lucrative Unternehmungen. Für die zweite habe ich den gemeinen Vortheil schon erwähnt; durch die erste werden die Verfasser sehr leicht geachtete, moralisch anerkannte Schriftsteller.

Das Podium der Ungenügsamkeit erhöht stets in den Augen der Menge die Größe der Absprecher und ästhetischen Zunftmeier. Dieses Absprechen qualificirt sich nur für eine ganz unproductive

Natur, die zu gewissen Dingen keinen seelischen Zugang besitzt. Das Anbellen des Mondes darf man einem Hunde nie übelnehmen, denn wer sollte in ihm einen Astronomen erwarten!

Zu solchem Raisonnement kommt freilich das große Publikum nicht. Im Gegentheil erwerben sich, wie ich schon erwähnte, die Verfasser solcher Literaturgeschichten nicht nur durch intoleranten Hochmuth kritischer Principienreiterei, sondern noch durch eine viel wohlfeilere Manipulation einen Nimbus. Es findet nämlich bei mittelmäßigen Leserköpfen, — und die meisten Köpfe sind zu ihrem leiblichen Wohl mittelmäßig, — sehr leicht ohne jeden Widerspruch Anklang, wenn ein Autor allgemein anerkannte Wahrheiten noch einmal wiederholt, das heißt, wenn er sich mit schönen, wohlgesetzten Worten auch zu dem Grundsatze bekennt, daß das Böse gemein und das Gute edel, das Schöne verklärend und das Häßliche entweihend ist. Wer mit recht gesalbten Phrasen die sittliche, geistige und patriotische Erhabenheit von Schiller's Werken dem Publikum vorpredigt, auf den fällt selbst ein vortheilhafter moralischer, geistiger und patriotischer Reflex. Nur einige Hellsehende wissen, was unter diesen Klassiker-Verehrern oft für gedankenmatte Seelen, von Amt und Würden bestochene Reactionäre und heuchlerische Freiheitsverkäufer sind. Daß sie den von ihnen mit einem Götterkultus umräucherten Schiller verdammt und für einen überspannten Volksverführer, und Göthe, wäre er nicht zufällig Minister gewesen, für einen Frauenverderber und Religionsschänder ausgegeben hätten, wenn sie Zeitgenossen von Beiden gewesen wären, versteht sich ganz von selbst; es wird von ihrer servilen oder pedantischen Gesinnung und von ihrer geistigen Brustschwäche allen Verständigen aufrichtig verbürgt.

Es ist hier nicht am Platze, Namen zu nennen, welche die beiden oben bezeichneten irrthümlichen Bestrebungen durch ihre Werke ver-

treten; ich wollte nur Richtungen andeuten, und der Gebildete wird mich verstehen und ergänzen. Wohl aber halte ich es für Pflicht, die Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Hettner als eine Ausnahmeerscheinung zu erwähnen, denn es ist eine nach Licht und Aufklärung ringende Arbeit, die in ihrer freisinnigen Rückhaltlosigkeit ebensowenig einem Parteitreiben zugezählt werden darf, als man die Gesundheit zu den Krankheiten rechnen kann. —

Sehr willkommen würde es sein, wenn sich ein mit ähnlichem Rüstzeug von Thatsachensinn, Gründlichkeit und Scharfblick des gesunden Urtheils ausgestatteter Geist daran machte, eine Literaturgeschichte über die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben.

Wäre es aber auch bei solchem Beginnen nicht räthlich, den einzelnen literarischen Erscheinungen gegenüber bis zum heutigen Tage vorzuschreiten, da die unbefangene Ruhe der Beurtheilung stets erst nach einigem Zeitverlauf eintreten kann, so würde doch auf gewisse Wendungen und Richtungen innerhalb unserer allerneuesten Literatur energisch einzugehen sein. Hier muß jeder redlich kämpfende Kritiker das menschliche Recht für sich in Anspruch nehmen, irren zu dürfen, sobald er nicht irrt aus Leichtsinn, Bequemlichkeit oder parteilicher Absicht, sondern aus der Unzulänglichkeit des Individuums und seines Bildners, des Zeitgeistes, einem gigantischen, vielgestaltigen Stoffe gegenüber.

So sehr ich selbst auch Ursache haben mag, als Trost für die Unvollkommenheiten meiner kritischen Bestrebungen jenes Menschenrecht des Irrens anzurufen, so glaube ich doch in den Abhandlungen dieses Buches auf viele der modernen Literatur verderbendrohende Richtungen, frivole Tendenzen, Selbsttäuschungen und Zuchtlosigkeiten der Geister hingewiesen zu haben.

Ich ging dabei von der Ueberzeugung aus: daß, wenn mitten in den Geistesfluthen des Schaffens das Idealitätsprincip aufgegeben wird, so muß der Fahrt das höchste Ziel verloren gehen. Mit dem ästhetischen Compaß wird auch der sittliche über Bord geworfen, der rohe Materialismus schwingt sich zum Steuermann auf, und man ist im besten Falle froh die glücklichen Inseln, das mühelose Schlaraffenland der Willkür zu erreichen. Auf diesem Gestade feiert die Begriffsverwirrung ihre Saturnalien. Aber indem sie einen eleganten, luxuriösen Vandalismus für Kultur hält, verwechselt sie ebenso das Stoffliche mit dem Gehaltreichen, das Dunkle mit dem Tiefsinnigen, das Fürchterliche mit dem Erhabenen, das Massenhafte mit dem Großen, das Angenehme mit dem Anmuthigen, das pikant Schmeckende mit dem Geschmackvollen, das Sinnliche mit dem Sinn, das Aufregende mit dem Anregenden, das Scheinende mit dem Schönen, — mit einem Wort, die Erkünstelung mit der Kunst.

Wir steuern mit unserm stolzbewimpelten Fahrzeug der modernen Literatur jenem verhängnißvollen Gestade zu.

Doch noch ist es Zeit, Anker zu werfen und sich zu einer anderen edleren Richtung zu entschließen. Und um im Gleichniß fortzufahren: es sind die ungetreuen, gewissenlosen, selbstsüchtigen Lootsen, die zu einem redlicheren Dienst zurückgeführt werden müssen. Diese Lootsen, diese Vermittler der eigentlichen monumentalen Buchliteratur, die man auch mit einem andern Bilde im höhern Sinne des Wortes die geistigen Colporteure genannt hat, sind die Organe der öffentlichen Presse, die Geister des Journalismus.

Ich halte es für eine Pflicht jeder modernen Literaturgeschichte, die neuen Bahnen und Wandlungen, die in jenen Sphären hervortreten, gewissenhafter zu prüfen, als es bisher geschehen.

Hier seien mir noch einige Andeutungen erlaubt.

Wirft man einen Blick auf die öffentliche Presse der Gegenwart, so zeigt sich, daß in keinem Gebiete eine so fortwährende Wandlung anzutreffen ist, wie hier. Dieses beständige Verändern ist an und für sich etwas Naturnothwendiges bei einem Elemente, welches, an den Tag gekettet, von des Tages Leben und Streben, von seinem wahren Kulturstandpunkt oder seinem Modegeschmack, von seinem Nationalsinn oder seiner politischen Abhängigkeit, von seiner Kraft oder seiner Schwäche, von seinem gesunden Fortschritt oder seiner kränkelnden Reaction ein fortwährendes Bild giebt und alle jene Eigenschaften in ihrer andauernden Wechselwirkung aufeinander im Zeitenspiegel seines literarischen Wesens reflectirt. So wenig man sich hierbei über Veränderungen wundern darf, so wenig darf man fragen, ob sie erlaubt sind.

Anders ist es mit der Frage nach dem Wie und nach der Tüchtigkeit solcher Veränderungen. Alles, was existirt und wird, ist zwar materiell lebensberechtigt, weil es mit logischer Consequenz aus den Zuständen der Gegenwart hervorgeht und sich nach ihren Bedürfnissen variirt. Ein Schritt zur Vervollkommnung, ein Aufschwung nach oben liegt aber deshalb in solchen neu in's Leben tretenden Existenzen, in solchen Zeitvariationen dennoch nicht. Man kann sich ein Urtheil des sittlichen Kulturgeistes, eine Kritik der reinen Vernunft denken, der solche Fragen unterworfen sind, wenn auch die Erkenntniß des lebenden Geschlechts nur annäherungsweise die Fähigkeit hat, mit unbefangenen, parteilosen und deshalb absoluten Maßstäben das Thun und Lassen der Mitwelt auszumessen. Die Gegenwart hat stets, einige auserlesene Geister abgerechnet, sehr wenig Glück bewiesen, über sich selbst gerecht zu richten. Es wird uns schwer, den Wahrspruch zu fällen, denn wir sündigten Alle

mit, absichtlich wie absichtslos, und sitzen so als Geschworene zugleich mit auf der Anklagebank.

Die nächste Zukunft schon wird diese Zustände unbefangener beleuchten. Aber sie wird wahrlich auch Stoff genug finden, sich über unser öffentliches literarisches Treiben zu verwundern.

Unsere neueste Presse im Gebiete der Zeitungen, Tageblätter, Wochen- und Monatschriften hat sich dem Dämon der Masse und mit ihm dem materiellen Interesse ergeben. Nicht ob ein Organ etwas Tüchtiges, Solides in gehaltvoller Form darbringe, ist jetzt die Frage, sondern ob es viel und vielerlei und zwar beides für einen beispiellos billigen Preis gewähre.

Dieser Preis, für welchen man keineswegs das Publikum, sondern nur die Speculations- und Concurrenzwuth verantwortlich machen kann, wird vorherrschend so niedrig gestellt, daß nur bei einer ganz ungewöhnlichen Anzahl von Abonnenten ein Gewinn für die Unternehmer möglich ist. Bei der Größe eines Leserkreises, wie er ehedem ein sehr genügender war, würden die meisten Organe der modernen Presse ein für die Dauer unerträgliches Deficit erhalten.

Die Nothwendigkeit eines so weiten Leserkreises macht es nun auch unerläßlich, daß bei Blättern von ursprünglich gediegener intelligenter Tendenz die Abonnenten nicht mehr blos unter den wirklich Gebildeten gesucht werden dürfen. Ihre Zahl würde für den Etat jener Zeitschriften zu klein sein. Man muß also zu weiteren Kreisen übergehen und gleichsam auch mit der Art der Tendenz unter die große Menge fahren. Bei dieser, die im Ganzen nur dann gern liest, sobald man ihr die Mühe des Lesens durch einen rohen, sinnlichen Reiz entschädigt, hat es sich lucrativ erwiesen, ihr nicht etwa einen besseren Geschmack darzubringen, sondern viel lieber dem ihrigen bettelhafte Concessionen zu machen! Seinen Launen fröhnt man und

stellt sich auf den tiefen geistigen Standpunkt, den der Haufe des Volkes ganz ohne seine Schuld auch in unsern Tagen einnimmt, und seiner Natur nach mehr oder weniger immer einnehmen wird. Freilich war es ein rascheres, bequemeres Verfahren, zum Publikum hinabzusteigen, als dasselbe zu sich emporzuziehen.

Dieser Weg aber führt zum Verfall, wenn er in so allgemeiner Weise, wie heute geschieht, verfolgt wird. Es kommen unserer Zeit die strengen, ernsten Anschauungen abhanden, die keine Trennung gestatten zwischen einem würdigen Inhalt und einer würdigen Form, ja der die letztere ein hauptsächlicher Bildungsfactor ist, um der Lebensthätigkeit und Geistesentwickelung der Mitwelt Anmuth und Veredlung zu geben. Stofflicher Materialismus, gemeinerregende Nervenanspannung, der die Abspannung auf dem Fuße folgt; Hohlheit eines fehlerhaften Stils, der sich mit Koketterie schminkt, statt sich durch Korrektheit Werth zu geben; ein wüstes, oberflächliches Herumnaschen im Garten der Kultur, an den Früchten aller Bäume; eine kupplerische Liebedienerei gegen die unkeusche, indiscrete Neugier, die sich nicht blos den werthlosesten Tagesinteressen, sondern auch den persönlichen Verhältnissen der Zeitgenossen klatschhaft zuwendet; ja, mit einem Wort, eine Umwandlung des Lebensernstes in Spielerei, der öffentlichen Sitte in geistige Indecenz und Tactlosigkeit, der rigoristischen Arbeitsweihe in Zerstreuungslust und in den Kladderadatschwitz des Amüsements, der jedem Streben das Spiegelbild seiner Endlichkeit, seiner Nichtigkeit spottend vorhält: — diese Eigenschaften und Zustände sind es, welche bei einer Abkühlung der innerlichen Begeisterung, bei einem Verlorengehen des idealen Princips den geschwächten, energielosen Körper des Zeitgeistes gleich epidemischen Krankheiten beschleichen.

Die öffentliche Presse sollte dazu da sein, die Luft vom bösen

Miasma zu reinigen. Im Gegentheil aber ist sie auf vielfache Weise thätig, nicht nur durch den süßen Saft einer falschen Medicin, sondern auch durch eine ungesunde, schädliche Diät dem Uebel immer neue Nahrung zu geben und seine Opfer durch Nachgiebigkeit gegen ihren Eigensinn immer bedenklicher zu gefährden. Man turnt nach methodischen Regeln, wenn man die gesunkene Physis aufrichten will; ebenso ist ein strenges, geistiges Turnen zur Erhaltung einer gesunden Psyche nöthig.

Durchblättern wir einen großen Theil unserer deutschen Presse ohne Vorurtheil: die Kritik über Literatur, Theater, bildende Künste, Musik, diese mächtigen ästhetischen Hebel der nationalen Bildung, wird hauptsächlich von Personen ausgeübt, die ohne Sachkenntniß, ohne Charakterfonds, ohne geistige Befähigung für das schwierige Amt dieser hohen Mission sind und dabei vorherrschend nur pflegen, was ihre Anschauung zuläßt: eine Entwickelung persönlicher Eitelkeit und eine kleinliche Hingabe an freundschaftliche oder feindselige Beziehungen. Zu etwas Edlerem fehlt es ihnen entweder an Talent, das sie sich nicht geben können, oder an Zeit, die sie sich nicht nehmen mögen.

Soll ich daneben noch der geschwätzigen Correspondenzen gedenken, die ein Durcheinander von Gegenständen, Begriffen, Wünschen, Meinungen und phrasenhaften Redensarten darzustellen pflegen, das der babylonischen Sprachverwirrung nichts nachgiebt? Oder soll ich gar noch den Unfug erwähnen, durch effecthaschende Illustrationen, die mit ihrer wachsenden Quantität zugleich auch immer materieller, geschmackloser und unkünstlerischer werden, die bequeme Schaulust der Massen zu befriedigen und das Auge zu amüsiren, indem man somit den Geist vom Geiste immermehr zu entwöhnen sucht? Wenn es Sinn hat und der Bildung große Vor-

theile gewährt, wissenschaftliche, technologische, künstlerische, ethnographische, landschaftliche Gegenstände, die sich durch das Wort allein nicht wiedergeben lassen, durch Abbildungen dem Publikum zu verdeutlichen, — was hat man daneben für ein ästhetisches, ja für ein moralisches Recht, so oft das literarische Element den Illustrationen gegenüber ganz in den Genetiv zu stellen?

Diese Erscheinung verdient die allerverwerflichste genannt zu werden, denn sie kann nur dadurch existiren, daß sie sich auf einen degradirten, herabgekommenen Zustand der Literatur stützt und deren schwächliche Servilität benutzt. Es ist ein trauriges, verächtliches Zeichen des Corpsgeistes, daß sich so viele Schriftsteller nicht schämen, blos der Illustration zu Liebe zu schreiben. Statt daß das Wort immer zuerst da sein und mit geistiger Beherrschung an entsprechender Stelle den Künstler beschäftigen sollte, werden jetzt meistens die Abbildungen von Land und Leuten, Gegenden, Bauwerken und festlichen Ereignissen in Stahlstich und Holzschnitt zuerst gemacht. So bilden sie gewissermaßen den Grundtext, welchen die literarische Darstellung zu illustriren hat, d. h. es wird ein Autor gesucht, oder derselbe ist schon ein für allemal als zeitschriftlicher Lohnarbeiter angeworben, der die Worte zur schlechten Musik herbeizuschaffen hat. Diese Manipulation kann erlaubt sein, wo sie als Ausnahme von der Sachlage geboten ist; verdammenswerth ist sie aber, sobald sie zur Regel wird. Nicht selten geht sie sogar auf die productive Literatur, auf die Dichtkunst in Lyrik und Novelle über. Irgend ein Vignettenzeichner oder angehender Maler hat eine schmachtende Gruppe für den Holzstock zusammencomponirt, und nun muß hierzu gerade in derselben Weise von einem müßigen Dutzend-Poeten ein Lied gereimt oder eine Erzählung erlogen werden, zu welcher die Gruppe

eine Hauptscene bildet. Herabdrückende Anforderung! Armseliges Geschäft! Nichtswürdigste Bestrebung, so die harmlose Phantasie der Leser gleichsam gewaltthätig in die Schule des schlechten Geschmackes zu nehmen!

Nicht weniger bedauerlich ist es, wenn Wochen- und Monatsschriften aus englischen oder französischen Blättern naturkundliche Holzschnitt-Illustrationen abklatschen, von schlecht bezahlten Tagelöhnern schneiden und nun von sogenannten Popular-Schriftstellern dazu einen „ebenso belehrenden als unterhaltenden“ Erläuterungssalm anfertigen lassen. Jene verzweifelt praktischen Männlein, die immer in der Lage sind, mit wenig Gedanken viel Manuscript herstellen zu müssen, haben sich eine Universalmethode gebildet, durch die sie ihr Wirken schablonenmäßig abthun. Sie fangen mit einer Abhandlung über die Wunder der Natur im Kleinen an und nach einigen Gemeinplätzen aus dem Philosophen in der Westentasche kommen sie plötzlich mit einer kühnen Wendung auf die Beutelratte oder auf die Blattlaus; schreibt aber die Illustration ihnen eine Paukerei über die Dattelpalme oder den Zuckerahorn vor, so werden sie auf Commando süß und träumerisch und entfalten die jedem gebildeten Menschen zu Gebote stehende Schulmeisterpoesie über die Schönheiten des Waldes, des „Menschenfreundes,“ mit seinem phantastischen Blätterschmuck und seinem wohlthätigen Grün.

Ich frage aber: was nützen überhaupt der großen Menge die vielen planlos in's Detail gehenden Darstellungen aus den weitesten Fernen des Naturreichs, aus fremden Ländern und ihren entlegenen Tagesvorgängen, Sitten und Gewohnheiten! Eins ist nicht für Alle schicklich, mag es noch so kindlich verdolmetscht sein. Wenn uns nicht gezeigt wird, wie unsere Urahnen lebten und

nach welchen Kulturgesetzen sich unsern Großvätern und Vätern das weltbürgerliche Dasein gestaltete, so kann es uns dafür nicht entschädigen, zu wissen, von welchem Thierleder die Paf-Paf-Indianer an irgend einem Nebenflüßchen des Red-River die Riemen zu ihren Mocassins schneiden. Diese ethnographische und naturkundliche Vielwisserei ist nur zu gestatten, wenn sie nicht eitel Flickwerk ist, sondern sich mit der Kenntniß des Nächstliegenden und unserer eigenen organischen Volksentfaltung verbindet.

Wer will leugnen, daß es sehr wackere illustrirte Zeitschriften und überhaupt ehrlich gemeinte Regungen der Presse giebt! Durchschnittlich aber stehen in ihr echt productive Leistungen, wirklich liebevoll geschriebene Aufsätze inmitten eines bunten literarischen Jahrmarktkrams und diese seichte, weihelose Umgebung versetzt jene guten Arbeiten in die beklagenswerthe Position der gründlichen Naturen, die in die Gesellschaft von Charlatans gerathen sind und mit diesen verwechselt werden.

Aber die unglücklichen Folgen dehnen sich noch weiter, noch allgemeiner auf das Ganze aus.

Es zeigt sich, daß besonders die illustrirten Unternehmungen allmählich alle andern niederdrücken. Wie die Jugend, die man am leichtesten verführen und zur Leckerei hinneigen kann, will auch das von Schaulust verwöhnte Publikum jetzt weniger gern als früher nichtillustrirte Journale, Wochenschriften, Monatsblätter und Bücher lesen, da es bei der fehlenden leichten Handhabe der Abbildungen seine Vorstellungskraft und sein Begriffsvermögen in strenge Thätigkeit versetzen muß. Solche nur aus Text bestehenden Werke sind aber durchschnittlich die besseren und werden es bleiben, und doch wird gerade ihnen das Terrain mehr und mehr geschmälert.

Eine unbefangene Umschau in der heutigen Literatur macht die traurige Erscheinung offenbar, daß mit Ausnahme großer politischer Organe, die auf Parteitheilnahme gegründet sind oder Zuschüsse erhalten oder mit Ausnahme localer durch Inserate ernährter Blätter fast nur noch illustrirte Zeitschriften sich lebensfähig erweisen. Auch in der Bücherwelt greift unser Publikum, wenn es überhaupt dann und wann ein Buch kauft, vorzugsweise nach einem illustrirten und dies veranlaßt wieder, daß die literarische und buchhändlerische Speculation diesem oberflächlichen Geschmack auf das Feilste huldigt.

Gerade nun wie die der literarischen Gedankenpflege, der würdevollen höheren Tendenz gewidmeten Bücher so vereinsamt dastehen, daß sie ihren Verfassern weder einen entsprechenden geistigen noch materiellen Erfolg gewähren, gerade so können die ein gleiches Streben innehaltenden Journale und Zeitschriften sich zu keiner Blüthe mehr emporschwingen. Kein belletristisches oder ästhetisches Blatt, sofern es sich der gediegenen Production oder der Kritik im Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Literatur weihet, mit einem Wort, kein Kunstblatt, keine musikalische Zeitung, kein Literaturblatt, ja auch nicht einmal ein solcher Versuch, der alle diese vom Publikum so schwärmerisch verehrten Musen mit einander vereint, vermag sich in einer der Nation würdigen Weise zu behaupten. Selbst die fachwissenschaftlichen Blätter, auf die doch gewisse Kreise wie auf ein geistiges Nahrungsmittel angewiesen sind, werden von diesen kaum nothdürftig erhalten. Das lächerlich kleine Honorar, welches sie zahlen können, erlaubt eigentlich nur den opfermuthigen, oder den wohlbegüterten und den darbenden Autoren eine Mitarbeiterschaft.

Kann man nun etwa sagen: derartige der Poesie, der Kunst,

der Aesthetik, der Kritik und der Wissenschaft dienende Blätter waren und sind auch in Deutschland stets so ungenügend, daß ihr Schicksal nicht zu verwundern ist? Keineswegs! Im Gegentheil gab es immer und giebt es bis zu diesem Augenblicke sehr respectable, tüchtige Bemühungen dieser Art. Die meisten fristeten aber ihr Leben selbst mit Hülfe von unterstützenden Mäcenen so kümmerlich, das sie den Selbstmord einem langsamen Hungertode vorzogen.

Leider beweisen alle diese beklagenswerthen Thatsachen, daß die rege, den weiteren sogenannten gebildeten Kreisen nachgerühmte Theilnahme gegen alle geistigen Interessen nichts weiter als eine wohlklingende Lüge ist. Wollte man einen milderen Ausdruck wählen, so hieße das nur, eine Lüge mit einer Lüge bemänteln. Das Factum, daß bei 45 Millionen Deutschen ein solides, für höhere Intelligenz, für Geschmacksverbreitung, für Kunstsinn kämpfendes Organ nur einige hundert Abonnenten findet und von einem anerkannt trefflichen Buche, welchem Genre es auch angehören möge, gewöhnlich tausend Exemplare hinreichen, um unsere Nation während mehrerer Menschenalter zu versorgen, — dieses Factum enthüllt die ganze Kleinheit jener wahrhaft gebildeten Gemeinde, die für ihre Geistesentwickelung, für ihre Menschenwürde die nöthigen Opfer bringt.

Diese stille deutsche Gemeinde verdient die höchste Achtung; nimmt sie doch im Bunde mit den deutschen Männern der Production und der Wissenschaft den Mittelpunkt der Weltbildung ein. Jene übrige große Gemeinde aber, welche sich guter Schulkenntnisse stolz bewußt ist und so laut auf Werthschätzung ihrer Intelligenz Anspruch macht, hat ihr wirkliches geistiges Bedürfniß erst noch durch die That zu bewähren.

Nicht ohne Schmerz muß ich mit einer Dissonanz schließen:

Ich frage alle aufrichtigen Freunde der Literatur, denen die ästhetische Aufklärung des Verstandes, die sittliche Läuterung der Phantasie, die menschliche Vertiefung des Gefühls, die nationale Erhebung des Geistes Gewissenssache ist: ob die Ueberhandnahme der materiellen, rein merkantilen Richtung in der heutigen Presse unsere ideale Kulturentwickelung aufwärts oder abwärts führen wird?

Die Hand auf's Herz: wir müssen wieder ernstere Wege einschlagen, uns muß eine urtheilsvolle Zeitschrift ein inneres Bedürfniß, ein gutes Buch wieder ein ersehnter geachteter Hausschatz werden, wenn wir dem richtenden Auge der Nachwelt als Das erscheinen sollen, was wir sein möchten: — die würdigen Erben unserer klassischen Literaturepoche, die rastlosen Pfleger der schönsten europäischen Gedankensaat!

Personen= und Sachregister.

(Unter den angefügten Zahlen sind die betreffenden Seitenzahlen zu verstehen.)

Leipzig, Druck von A. Edelmann.

VIII – XII

38/
40/
64/69
148/151
162/3
208/211
230/35
350/1